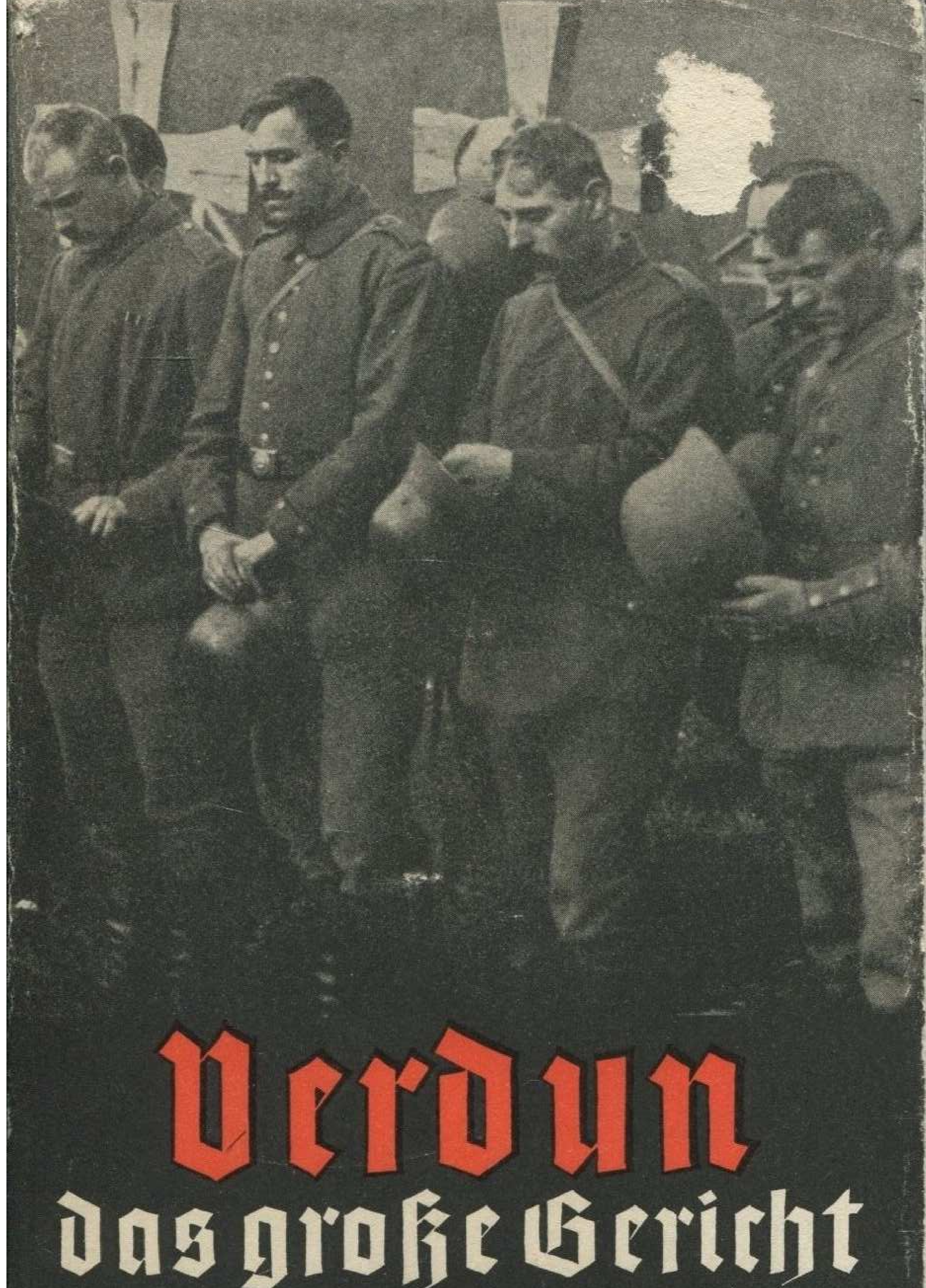
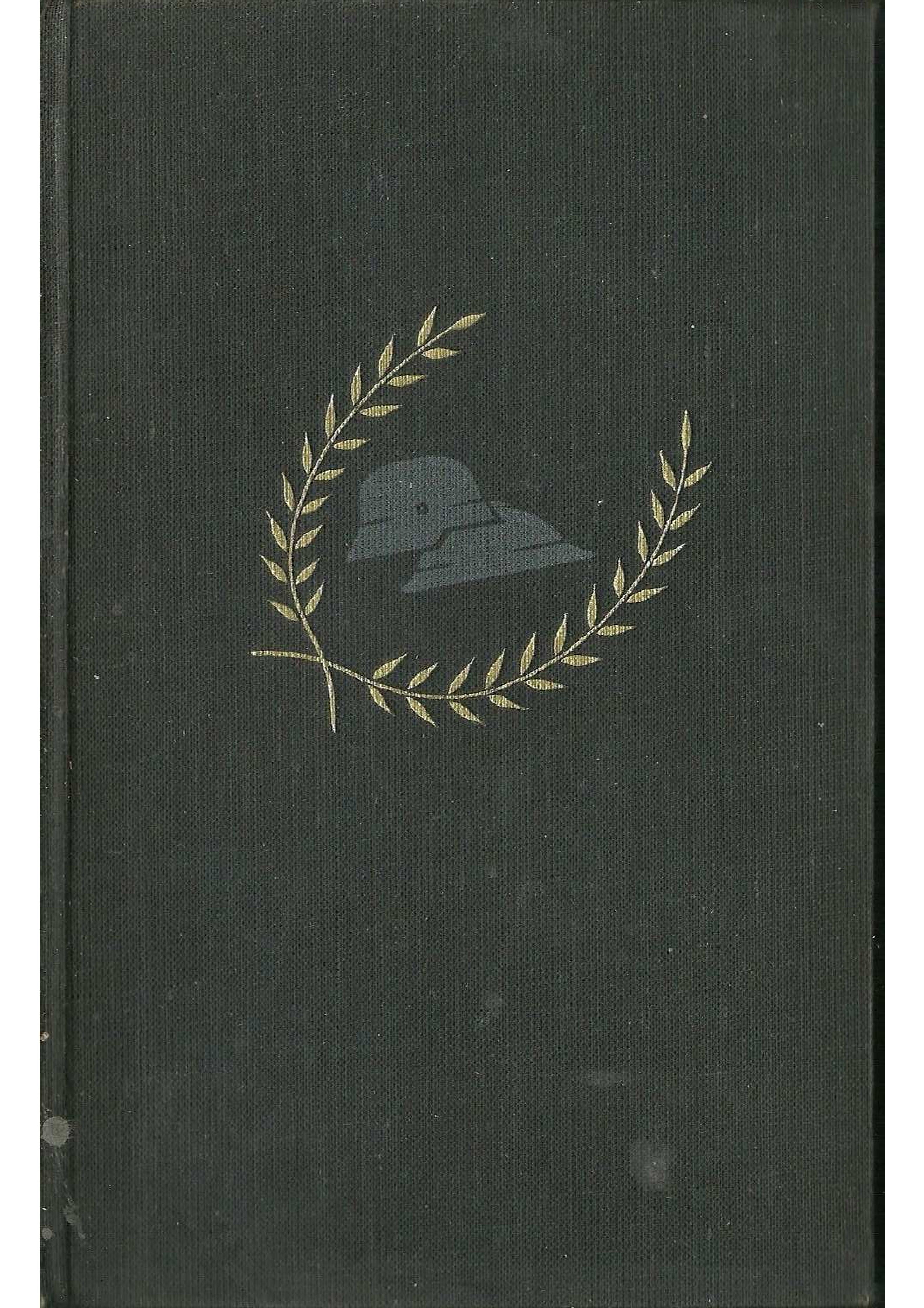

Verdun
das große Gericht
VON P·C·ETTIGHOFFER



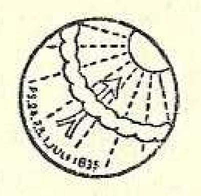


Der Verfasser als „Stoßtruppführer Ettighoffer" zwischen seinen Leuten. Die Aufnahme wurde wenige Stunden vor einem Angriff, aber noch im Ruhequartier gemacht.

P. C. Ettighoffer

Verdun

Das große Gericht



Verlag C. Bertelsmann Gütersloh

201.—230. Tausend
Buchausstattung von Siegfried Kortemeier, Gütersloh
Druck von C. Bertelsmann, Gütersloh.

Zahlen um das „Unternehmen Gericht".

Einundfünfzig Monate und elf Tage dauerte der Weltkrieg. Unzählig sind die Kampfhandlungen auf allen Fronten. Aber eine Schlacht vereinigt in sich alle Schrecken des Krieges, alles Heldentum deutscher und französischer Soldaten und bleibt Symbol des zähesten Durchhaltens, die Schlacht um Verdun.

Fast zwei Jahre lang hatte Frankreich seiner stärksten Festung wenig Beachtung geschenkt. Erst als die Deutschen angriffen und den Stier bei den Hörnern packten, erst dann wurde Verdun die Fahne des Widerstandes. Mit Verdun stand oder fiel Frankreich.

Verdun! Dieser Name zittert durch die Geschichte des Großen Krieges und ist wie ein Schrei voll Schmerz. Zwei Nationen verbissen sich hier in unerbittlichen Kämpfen. Regimenter kamen und wurden hier aufgerieben. Division um Division wurden hüben und drüben die frischen Regimenter in die Hölle geworfen, und nach Tagen kehrten nur noch Trümmer zurück. Die besten Bataillone Deutschlands und Frankreichs wurden um Verdun zur Schlacke ausgebrannt. Hier zeigte der Krieg seine apokalyptischen Schrecken.

Wer gewann die Schlacht um Verdun?

„Die Franzosen," behauptet die Geschichtsschreibung. „Nur die Franzosen haben die Schlacht um Verdun gewonnen, denn es gelang ihnen, den feindlichen Marsch auf die Festung im letzten Verteidigungsgürtel aufzuhalten, den Großangriff zu ersticken!"

„Nein, die Deutschen gewannen die Schlacht um Verdun!" so rufen andere aus, „denn General von Falkenhayn, der deutsche Heerführer und Chef des Generalstabes des Feldheeres, wollte die französische Armee in eine Ausblutungsschlacht zwingen. Sein Ziel wurde erreicht. Frankreich verlor in dieser Schlacht 362000 Mann!"

Jawohl, ganz richtig! Frankreich verlor 362000 Mann um Verdun! Aber auch für den deutschen Angreifer war dies eine Zermürbungs- und Ausblutungsschlacht, die 336831 Mann kostete. Solch hohe Verluste hatte die Deutsche Heeresleitung nicht voraussehen können.

Bei Verdun sollte Frankreich verbluten.

Bei Verdun ist auch Deutschland verblutet.

Frankreich konnte seine Verluste wieder wettmachen. Hinter Frankreich stand die gesamte feindliche Welt mit unerschöpflichen Hilfsquellen.

Nicht weniger als 85 französische Divisionen wurden in der Menschenmühle an der Maas zerrieben. Frankreichs nordafrikanische Kolonien

bildeten ein schier unerschöpfliches Menschenbecken.

Die deutschen Truppen aber mußten sich mit immer geringer werdenden Ersatzzufuhren aus der hungernden Heimat begnügen.

Sechshundertachtundneunzigtausendachthunderteinunddreißig Soldaten bluteten um Verdun in der größten und heldenhaftesten Schlacht aller Zeiten.

Diese Schlacht trug im Chiffreverkehr der Deutschen Obersten Heeresleitung den Verschleierungsnamen „Unternehmen Gericht".

Der Name wurde zum Symbol. Die Kriegsfurie hielt blutiges Gericht über zwei große Nationen und ihre besten Soldaten.

Dieser Tatsachenbericht will von ihrem tapferen Kämpfen erzählen, und auch von ihrem stillen Heldentum und ihrem einsamen Sterben.

Im Herbst 1936, zwanzig Jahre nachher — —

P. C. Ettighoffer

Das „befestigte Lager Verdun“ ruht noch.

„Man läßt sich unter den Trümmern der Feste begraben, aber man ergibt sich nicht!“

So steht an den Betonfronten der französischen Festungen um Verdun. Wie bitterer Hohn klingt dieser Spruch, der zur Heldenhaftigkeit ermahnt, denn hier, in diesen unangetasteten Festungswerken, ist um 1915 alles gar nicht heldenhaft. Hier hat sich ein bequemes, ja man möchte sagen, ein faules Garnison- und Etappenleben entwickelt. Alle diese Festungswerke liegen weit hinter der Kampflinie, schier in der Etappe. Teilweise sind die Geschütze aus den Panzertürmen gezogen worden und dienen irgendwo in den Vogesen oder an der Somme oder an der Argonnenfront als Eisenbahnartillerie.

Überhaupt, was sollen die Festungswerke um Verdun? Schade um das schöne Geld, das man all die Jahre da hineinsteckte. Man hat ja erlebt, daß ein Fort heute nichts mehr wert ist, wenn die deutsche Schwerstartillerie spricht. Wie Eierschalen sind die Panzertürme zusammengekracht. Jawohl, ganz neue, angeblich uneinnehmbare Panzertürme! Was soll da Verdun mit seinen 20 Forts und 40 Zwischenwerken? Paar deutsche Volltreffer mitten drauf — Aus!

Diese Werke sind zudem nicht mehr neu. Sie stammen aus dem Jahre 1882. Kurz vor dem Krieg hat man sie zwar nochmals durch meterdicke Betondecken verstärkt, aber was soll das! Nein, Kampfwert hat der Festungsgürtel um Verdun so gut wie keinen mehr. Aber als Unterkunft für die Truppen, als Reserve- und Ruhequartier gibt es nichts Besseres als solch ein sicheres und gut ausbetoniertes Fort.

Wo hat die deutsche Truppe, die vor Verdun liegt, ihre gute Unterkunft? Abgesehen von den Dörfern am langgestreckten Romagnerücken, gibt es da nur Quartiere in elendesten, halbzerfallenen und halbzerschossenen lothringischen Weilern. Man kennt da zwar im Wald von Spincourt auch große Waldlager, aber sie liegen ja in Reichweite der französischen Geschütze, und bei Regenwetter kann dort von einer Baracke zur andern nur auf Lattenrosten verkehrt werden. Der ganze Wald ist versumpft. Die ganze Woëvre-Ebene ist versumpft. Die deutschen Truppen an der Verdun-Front haben wirklich keine guten Unterkünfte.

Dagegen ruhen die Territorialtruppen der Franzosen, die hier in diesem ruhigen Abschnitt auf dem östlichen Maasufer eingesetzt sind, wohlbehalten in den schön gebauten Festungswerken. Hin und wieder erhebt sich aus dem Wald von Spincourt ein weit hinhallendes Donnerrollen. Man sieht noch sekundenlang den fahlen Blitz hoch über den Baumkronen,

und dann wuchtet es heran. Eine schwere Granate hat sich von deutscher Seite auf den Weg gegen die französischen Festungswerke gemacht, schlägt irgendwo ein und reißt Trichter, tief wie Schächte und — — pah, was ist schon dabei! Die Deutschen müssen mal schießen, damit ihre schweren Geschütze nicht einrosten. Der Poilu in den sicheren Festungswerken lacht über die Ohnmacht der Deutschen und fühlt sich geborgen in der befestigten Zone von Verdun. Jawohl, hier läßt sich der Krieg schon aushalten. Hier wird man die Stellung halten können!

Verdun selbst ist ein richtiges Heerlager mit gewaltigem Etappenbetrieb. Seit Herbst 1914 ist die Stadt im Halbkreis von Feldbefestigungen, das heißt von leichten Schützengräben, umgeben. Nicht weniger als 100 Kilometer lang dehnt sich die sogenannte Verdunfront. Im Norden und Nordosten ist dieser Abschnitt vollkommen ruhig. Nur auf der Flanke der Combres-Höhe donnern oft die Minen. Hier verursachen gewaltsame Patrouillenunternehmen zeitweise bösen Betrieb. Aber man kennt keine eigentliche Verdunfront um die Jahreswende 1915 auf 1916. Der Krieg wird an anderer Stelle ausgetragen, in den Argonnen, im Priesterwald, in Flandern, am Vimy-Rücken und auch im Sundgau. An Verdun denkt niemand ernstlich. Man hat sich mit dem Lauf der Dinge abgefunden. So, wie es jetzt ist, wird es voraussichtlich bis zum Kriegsende bleiben.

Die gewaltigste Festung Frankreichs ist zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken.

Vergebens drohen die Festungswerke. Jawohl, völlig vergebens, denn ihr Todesurteil ist schon seit dem 9. September 1915 gefällt. General Dubais, der Armeeführer des Ostens, hat dem Festungskommandanten von Verdun, dem General Herr, folgende Instruktionen geschickt:

„Verdun spielt heute keine Rolle mehr, um seiner selbst willen verteidigt zu werden. Der Platz Verdun wird zum befestigten Lager Verdun erklärt. Die Truppen des Platzes Verdun gelten von heute ab nicht mehr als Festungstruppen, sondern als bewegliche Feldeinheiten, die sich eng an die Fronttruppen anzulehnen haben. Alle Verteidigungsmittel, Waffen und Lebensmittel der Festung Verdun bleiben zur Verfügung des Obersten Befehlshabers."

Damit war das Todesurteil über Verdun gefällt, die größte Festung Frankreichs mit ihren Millionenwerten an Bestückung, Panzertürmen und Festungswerken jeder Art zur Wertlosigkeit herabgesunken. In Ausführung dieses Befehls des General Dubais mußte General Herr nicht weniger als 43 schwere Batterien mit 123000 Schuß Munition, ferner 11 Fußartillerie-Batterien mit dem notwendigen Troß und den Bedienungsmannschaften

aus dem Verteidigungskern von Verdun ziehen und der Feldarmee zur Verfügung stellen.

Kurz vor der Jahreswende ist die Verdunfront so dünn besetzt, daß einer einzigen Division an der Nordecke nicht weniger als 20 Kilometer Front anvertraut sind.

Die deutschen Schützengräben der Verdunstellung erstrecken sich in diesem Augenblick von Malancourt nördlich an Bethincourt vorbei, zwischen dem Forges-Wald und dem Dorf Forges entlang, bis an die Maas. Zwischen Consenvoye und Brabant überwindet die Stellung den Flußlauf und wendet sich dann durch das waldreiche Gebiet gegen Osten auf Flabas. Der Caures-Wald wird von den Stellungen durchschritten. Am „Kap der guten Hoffnung" knickt dann die Stellung gegen Südosten auf Ornes zu, wo die Kleinbahn überschritten wird. Von Ornes ab wechselt die Stellung zur Combres-Höhe über und gewinnt die Woëvre-Ebene.

Alle französischen Stellungen sind auf diesem Abschnitt im Vorteil. Die Schützengräben liegen meist gedeckt dicht an Waldrändern, sind jedoch nicht besonders gut ausgebaut, denn das ist ja auch gar nicht notwendig. Jeder Spatenstich läßt in diesem Gelände das Grundwasser emporquellen. Dagegen liegen weiter rückwärts, in den Wäldern und im Schutz der Höhen, die Hauptstellungen der Franzosen. Geschickt aufgestellte Maschinengewehrstände

und Blockhäuser können dort einen Feind wirksam empfangen und abwehren. Und noch ein gut Stück weiter rückwärts kommen dann die einzelnen Forts mit ihren Zwischenwerken, in deren geräumigem Schutz sich der Poilu so sicher fühlen kann wie in der tiefsten Etappe. Alle 5 Tage werden die Frontbataillone abgelöst, wandern 5 Tage zurück in die Festungswerke, kommen dann nach weiteren 5 Tagen in die gut ausgebauten Waldstellungen und Blockhäuser und rücken von dort wieder für 5 Tage in den vorderen Kampfgraben an den Waldrändern. Die deutsche Linie liegt 100 bis 600 Meter von den französischen Stellungen entfernt. Man hat Platz genug hier in der Ebene, angesichts des Hügellandes, das man „Côte" nennt. Hier ist kein Kampf um den einzelnen Graben, wie es am Vimy-Rücken war oder auch im Dickicht des Argonnerwaldes. Hier lebt man und läßt leben.

Der deutsche Plan: Ausblutung!

Der Chef des Generalstabes des Deutschen Feldheeres, Erich von Falkenhayn, hat erkannt, daß etwas geschehen muß. So, wie der Krieg augenblicklich aussieht, kann er unmöglich weitergehen. Die Schützengräben hindern jede Entscheidung. Alle versuchten Durchbruchsschlachten haben bisher gezeigt, daß im Westen auch mit dieser rücksichtslosen

und verlustreichen Kampfart keine Entscheidung zu erreichen ist. General von Falkenhayn beschließt, die französische Armee zu zermürben, auszupressen, auszubluten, um somit den Krieg zu beenden.

Ja, es muß bald etwas geschehen, denn die Moral in der deutschen Heimat ist jetzt, nach der bösen Auswirkung einer beispiellosen Hungerblockade, stark gesunken. Frauen und Kinder hungern, und die Heimat sieht keinen Fortschritt. Unter allen Umständen muß etwas geschehen.

Im Osten könnte man eine große Bewegungsschlacht entbrennen lassen, aber der Osten ist jetzt nicht Hauptkriegsschauplatz. Tief unter Schneewehen vergraben, liegen dort Stellungen und Schützengräben. Das deutsche Heer ist nur mangelhaft für einen Winterfeldzug gerüstet. Nein, es kann im Osten vorläufig nichts geschehen.

General von Falkenhayn nimmt für die Durchführung der Ausblutungsschlacht zuerst die Festung Belfort ins Auge. Belfort, jawohl, das ist das große Ziel. Wenn es heißt, daß die französische Armee zermürbt und blutleer gemacht werden soll, dann kann dies nur an einer Stelle geschehen, die für Frankreich Symbol und Fahne des Widerstandes wird. In Falkenhayns Plan ist der rasche und gerade Vormarsch nicht vorgesehen. Es kommt dem deutschen Feldherrn weniger auf Geländegewinn als auf große Verluste des Gegners an.

Gut, Belfort wird es sein. Denn Belfort ist die jungfräuliche Festung, die auch 1870—71 kein deutscher Fuß betreten konnte. Belfort, die Stadt des Widerstandes, die man selbst im Frieden von Frankfurt noch von der elsässischen Landschaft abtrennen konnte, dieses Belfort wird auch jetzt Frankreichs Fahne sein.

Es sind aber noch weitere Angriffspunkte vorgesehen. Lauter starke Punkte müssen es sein, in denen sich Frankreich unbedingt behaupten will. Vielleicht die Vogesen? Der Angriff gegen Belfort wird als „Unternehmen Schwarzwald" bezeichnet, die beabsichtigte Einbeulung der Vogesenfront als „Unternehmen Kaiserstuhl". Und da taucht plötzlich ein anderer Name auf. Was ist's?

Zum Jahresende 1915 gibt General von Falkenhayn bekannt, daß der beabsichtigte Stoß, die große Ausblutungsschlacht, den Namen „Chi 45" tragen wird. „Chi 45" heißt, nach dem damaligen deutschen Chiffrierschlüssel, „Gericht". Der Feldherr hat den Angriff auf Belfort und die Vogesenfront aufgegeben und plant dafür das neue Unternehmen „Gericht". Und schon verlauten Einzelheiten. Geheimbefehle beordern große Truppenmassen in die Etappe nördlich der Verdunfront. Diesmal wird es ernst. Über Verdun wird das Gericht hereinbrechen.

Deutschland
rüstet zum „Unternehmen Gericht".

Die sogenannten „Latrinen-Parolen" arbeiten. Für zahlreiche Truppenteile wird der Heimaturlaub gesperrt. Stellenweise unterliegt sogar die Post einer strengen Zensur. Und inzwischen werden immer neue Truppenmassen herangezogen. Im Januar 1916 lagert eine gewaltige Stoßarmee vor Azannes rückwärts bis in die Eifel. Von Koblenz ab, die ganze Mosel herauf, hat jedes Dorf seine Einquartierung. Auch die lothringischen Dörfer sahen seit Kriegsbeginn nicht mehr so viele Truppen wie jetzt. Überall werden Sturmangriffe auf Scheinstellungen geübt. Die Truppen exerzieren, werfen Handgranaten, arbeiten mit den Flammenwerfern. Es ist eine fieberhafte und sorgfältige Ausbildung sondergleichen. In den Quartierdörfern ist es ein großes Rätselraten um Ziel und Zweck dieses Aufmarsches. Was wird es sein? Wo wird es sein?

Auch auf der Gegenseite arbeitet das Gerücht. Der feindliche Nachrichtendienst lebt und wacht und stellt Einzelheiten fest. Schon um die Weihnachtszeit weiß man in Frankreich, daß Deutschland einen großen Angriff beabsichtigt. Wo wird der Angriff losbrechen? In der Champagne wird das zukünftige Kampfgelände vermutet. Auch Belfort scheint als Ziel eines deutschen Angriffs nicht ganz außer Betracht

zu liegen. Aber um die Mitte des Januar erkennen die Franzosen eindeutig, daß Verdun, d. h. sein befestigtes Lager, die zukünftige Walstatt sein wird.

Es kehren um diese Zeit zahlreiche Zivilpersonen aus dem besetzten Gebiet nach Frankreich zurück. Sie stammen aus Dörfern, die teilweise dicht hinter der Verdun-Front liegen. So wird das bedeutende Dorf Mangiennes vollkommen von Zivilpersonen geräumt. Alle Scheunen und Wohnhäuser dieser großen Ortschaft werden in Truppenunterkünfte umgewandelt. In Mangiennes allein läßt sich, nach dem Ausbau dieser Unterkunftsräume, eine ganze Division bequem unterbringen. Die Zivilisten von Mangiennes sind aber mit den Bewohnern anderer Dörfer, denen es genau so erging, über die Schweiz nach Frankreich abgeschoben worden und erzählen dort von ihrem Schicksal, wissen auch von erhöhter Tätigkeit hinter der deutschen Verdunfront zu berichten. Es muß wohl auch der eine oder andere deutsche Soldat mal eine übermütige Bemerkung gemacht haben. Die Zivilisten bringen dies alles als Morgengabe mit in ihre französische Heimat. Und dann erzählen sie ferner von Truppenverschiebungen und Truppenausladungen an den Eisenbahnknotenpunkten Longuyon, Longwy, Montmédy und Briey.

Man legt diesen Aussagen der zurückgekehrten Zivilpersonen nicht besonders viel Wert bei. Man beachtet sie kaum und will sie schon in den Akten

vergraben, da kommt eine neue Meldung. Diesmal horcht die französische Heeresleitung auf. Von der Höhe der Côte, besonders von den Beobachtungstürmen der Feste Douaumont aus, hat man in diesen Januartagen eine eigenartige Tätigkeit hinter der deutschen Front feststellen können. Einer nach dem andern werden die Kirchtürme aller Etappendörfer von den Deutschen gesprengt.

Was soll das? Man will wahrscheinlich der französischen weittragenden Artillerie keine Zielpunkte bieten. Ja, das ist es. Man fürchtet vielleicht gar einen französischen Angriff an dieser Stelle. Der Kommandant des befestigten Lagers von Verdun ist General Herr. Mit größter Ruhe und unerschütterlicher Sicherheit sieht Herr den Ereignissen entgegen. Was kann es schon sein und was wollen die Deutschen hier in diesem unwegsamen Gebiet?

General Herr ist, genau wie General Mangin und wie noch so mancher französische Heerführer, alter Troupier und hat von der Pike auf gedient. Er kennt den Krieg und seine Möglichkeiten und weiß, daß er sich auf die Landschaft verlassen kann. Die Wälder dieser Gegend sind verfilzt und mit dichtem Unterholz durchsetzt. Man hat ja schon im Argonnenkrieg einen Vorgeschmack von Waldkämpfen bekommen. Nein, große Befürchtungen braucht General Herr nicht zu hegen. Es kann sich ja auch nur um einen Ablenkungsangriff der Deutschen handeln.

Inzwischen schreitet die Zeit voran. Die Franzosen entwickeln eine starke Patrouillentätigkeit, um einwandfreie Feststellungen zu machen. Es gelingt ihnen nicht, Einzelheiten herauszuschälen. Erst die Aussagen von Überläufern geben Ende Januar völlige Klarheit. Diese Überläufer stammen aus Truppenteilen, die zur Abwicklung des „Unternehmen Gericht" aus andern Fronten herausgezogen und geziemend einexerziert worden sind. Jetzt verstärkt sich die Patrouillentätigkeit unerträglich. Die französische Artillerie tastet das deutsche Hinterland ab, findet aber keine lohnenden Angriffspunkte. Auf jeden Fall läßt General Herr alle Stellungen im befestigten Lager eiligst ausbauen. General Joffre, der Oberbefehlshaber, genehmigt namhafte Verstärkungen, die südlich an das befestigte Lager von Verdun herangezogen werden. Die vor kurzem ausgeliehene Artillerie kehrt zurück. Nach und nach werden die Festungswerke wieder voll bestückt und besetzt.

Und nun ist der Februar 1916 gekommen. Dieser Monat wird die Entscheidung bringen. Das wissen sie alle, die jetzt sprungbereit in der weitgestreckten Etappe zwischen Maas und Rhein liegen. Langsam, fast unmerklich schiebt sich die deutsche Angriffswelle heran. In kleinen Tagesmärschen drängt sich die Masse der Artillerie nach vorne, immer näher an das Angriffsziel. Die Infanterie ist schon

vorausgegangen und hat die Dörfer in Reichweite der französischen Geschütze belegt.

Schier unerträglich wird jetzt die Spannung, denn immer mehr Truppen speien die Transportzüge aus. Es muß bald etwas geschehen, denn eine solche Zusammenballung von Kräften kann unter keinen Umständen unbemerkt bleiben. Im Schutze der Nacht rücken Pionier- und Infanterieeinheiten nach vorne zum Schanzen. Bettungen für schwerste und schwere Geschütze werden gebaut. Schußsichere Unterstände und Stollen zum Unterbringen der Munition sollen errichtet werden. Nicht weniger als 1300 Munitionszüge rollen in diesen Tagen heran. An 32 Stellen hinter der deutschen Front, auf 32 Eisenbahnrampen in der Etappe werden Truppen, Gerätschaften und Munition ausgeladen.

Unzählige Kolonnen bringen Nacht für Nacht die Ladung dieser Munitionszüge in Stellung. Es sind rund 2½ Millionen Artilleriegeschosse, die nach vorne gefahren werden müssen. Zwischen den Kolonnen ziehen rastlos die Infanterieabteilungen. Die Schritte der Soldaten schlurfen im Schlamm der ausgefahrenen Straßen. Hier und da das dünne Leuchten von Zigarren und Zigaretten, oder das rasche Aufblitzen einer Taschenlampe, das sofort den Tadel eines Offiziers hervorruft. Und dann dies durchdringende Klirren des Schanzzeuges, dies Wiehern der Pferde, dies Mahlen der Räder — —

Die Einleitung zur Schlacht beginnt.

Dazwischen kurze harte Kommandos: „Achtung, rechts ran, Artillerie.“ Schwerfällig, holpernd, quietschend rasselt die Artillerie voraus, Geschütz hinter Geschütz. Eintausendzweihundertfünfundzwanzig Geschütze werden in diesen Nächten in Stellung gebracht. Hundertzweiundfünfzig Minenwerfer folgen. Sie sollen die vorderste französische Stellung sturmreif trommeln und vom Erdboden vertilgen.

Tagsüber ruht fast jeder Verkehr auf den Straßen. Der Gegner hat ja so gute Ausguckmöglichkeiten von der Höhe seiner Festungswerke. Von Douaumont aus kann er jeden einzelnen Mann, jedes einzelne Gespann drunten in der Woëvre-Ebene erblicken, selbst jetzt, da alle Anmarschstraßen mit Schilfmatten abgedeckt sind. Die deutsche Feldgendarmerie ist ständig unterwegs und sorgt, daß jede Kolonne und jeder Truppenteil, der sich tagsüber auf der Straße bewegen muß, möglichst im Schutze dieser Schilfmasken bleibt. Auf der Kleinbahn, die von Montmédy nach Verdun führt, herrscht ständig Hochbetrieb. In tiefgebauten Loren werden die schweren Mörsergranaten nach vorne in den Wald von Spincourt gefahren zu den Batteriestellungen.

Und dann sind die Nachrichten-Abteilungen unterwegs. Hunderte von Kilometern Telephondraht müssen gelegt werden. Von allen Stäben zur

vordersten Linie und von den Stäben wieder rückwärts zu dem Generalkommando muß ein ständiger Sprechverkehr möglich sein. Es muß an alles gedacht werden, wenn es zur großen Schlacht geht. Sind genügend Sturmleitern, Sandsäcke, Spaten, Stollenbretter da? Hat man auch an die Bereitstellung von Lattenrosten gedacht? Es gibt tausend kleine Dinge, von denen das Wohl und Wehe einer Truppe abhängig ist.

Langsam füllt sich der deutsche Angriffsraum. Nein, er ist schon gefüllt, er ist jetzt ab 11. Februar 1916 prall gefüllt bis zum Platzen. In allen Stellungen der Infanterie herrscht lebhafte Tätigkeit. Die Angriffstruppen sind teilweise schon in Stellung oder sind gerade auf dem Marsch dorthin. Man sieht eigenartige Gestalten mit seltsamen stählernen Helmen. Leute eines Sturmbataillons sind's, wie man hört. Und dieser Helm soll, wenn er sich bewährt, in der ganzen deutschen Armee eingeführt werden. Vorläufig sind es nur wenige Auserwählte, die mit der neuen Kopfbedeckung kämpfen dürfen. Die andern deutschen Soldaten haben die Spitze von der Pickelhaube abgeschraubt oder abgeschlagen, denn sie hat schon manchen Kämpfer verraten und manchen Kopfschuß verursacht.

Inzwischen bildet man drüben die französische Front. Sie ist auf dem linken Maasufer mit genau zwei Infanteriedivisionen besetzt. Auf dem rechten

Maasufer stehen 6 französische Infanterie-Divisionen, unterstützt von Territorialtruppen, die aber nur wenige Bataillone stark sind. In Reserve stehen, über die ganze befestigte Region von Verdun verteilt, drei französische Infanterie-Divisionen. Diesen französischen Kräften auf dem rechten Maasufer stehen zehn deutsche Infanterie-Divisionen gegenüber. Im Süden schließt sich die Gruppe Nyvenheim an die Armeeabteilung von Strantz mit einer Ersatz-Division.

Der eigentliche Angriffsabschnitt ist ja nur 15 Kilometer breit. Hier sollen sechs deutsche Infanterie-Divisionen angreifen. Sie werden zwei französische Infanterie-Divisionen in den angegriffenen Stellungen finden. Mit diesem verhältnismäßig geringen Einsatz von acht Divisionen auf beiden Seiten soll der Riesenkampf um Verdun beginnen. Acht Divisionen werden den Totentanz eröffnen, und nach ihnen werden sich noch unzählige andre Divisionen, ja zwei Heere, zwei tapfere Heere, die tapfersten der Welt, auf diesen Gefilden treffen und verbluten.

Im Laufe des 11. Februar müssen die letzten deutschen Angriffstruppen in Sturmstellung. Am Vormittag ist Feldgottesdienst. Es hat die vorhergehende Nacht geschneit. Die ausgeruhten und glänzend uniformierten Truppen stehen ernst und gesammelt im Viereck um die Feldaltäre. Und dann

marschieren diese prachtvollen Regimenter am Obersten Kriegsherrn vorbei. Der Kaiser nimmt die Parade aller Angriffstruppen ab. Und dann, als sich der Tag zu Ende neigt, ziehen diese Männer mit klingendem Spiel hinaus. Sie marschieren gut im Takt der Musik. Ihr Siegesbewußtsein ist unerschütterlich. Noch in diesem Monat wird es eine zweite Kaiserparade geben, und zwar da drüben auf dem großen Exerzierfeld der Stadt und Festung Verdun.

Am Abend des 11. Februar melden die Artilleriekommandeure des deutschen Angriffsabschnittes, daß alle ihre Batterien eingeschossen sind und die befohlenen Ziele restlos erfaßt haben. Im selben Augenblicke begeben sich alle Stäbe auf ihre Gefechtsstellen. Der Kampf um Verdun kann beginnen!

„— — — gebe ich den Befehl zum Angriff"!

Durch den Neuschnee rasen in dieser Nacht vom 11. zum 12. Februar die Meldefahrer und Meldereiter. In allen Drähten, in allen Fernsprechern summt und tickt es. Achtung! Ein wichtiger Tagesbefehl wird durchgegeben. Was ist's? Ist denn nicht schon alles gesagt, was gesagt werden mußte? Sind die Würfel nicht schon gefallen? Doch, alles ist in Ordnung. Aber jetzt erläßt der Kronprinz, in dessen Befehlsbereich der Stier bei den Hörnern

gepackt werden soll, den letzten Tagesbefehl an die Truppe. Es ist der letzte Appell an die Stürmenden, die letzte Ermahnung zur Tapferkeit und zur Pflichterfüllung gegen Volk und Vaterland.

Nein, Ermahnungen hat die deutsche Truppe in den Gräben östlich der Maas nicht mehr nötig. Die Truppe steht, und ihre Tapferkeit wird ewig in der Weltgeschichte leuchten, ein herrliches Vorbild für alle Soldaten und alle soldatisch gesinnten Völker. Dieser letzte Tagesbefehl des Kronprinzen ist nur noch das Zeichen enger Verbundenheit zwischen Führung und Truppe. Er lautet:

> „Nach langer zäher Abwehr ruft uns der Befehl Seiner Majestät des Kaisers und Königs zum Angriff. Seien wir von dem Bewußtsein durchdrungen, daß das Vaterland Großes von uns erwartet. Es gilt, unseren Feinden zu zeigen, daß der eiserne Wille zum Siege in Deutschlands Söhnen lebendig geblieben ist, und daß das deutsche Heer, wo es zum Angriff schreitet, jeden Widerstand überwindet. In fester Zuversicht, daß jeder an seiner Stelle sein Höchstes daransetzen wird, gebe ich den Befehl zum Angriff! — Gott mit uns!
>
> Wilhelm
>
> Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen."

In allen Befehlsstellen, in allen Unterständen und Stollen wird der Befehl aufgenommen und weitergegeben. Er wird von Schulterwehr zu Schulterwehr weitergeflüstert, weitergeraunt:

„— — ruft uns der Befehl Seiner Majestät des Kaisers und Königs zum Angriff!"

Die Männer an den Geschützen halten ein. Das Aufstapeln und Zurechtlegen der Munitionsmenge für den ersten Tag hat ihnen den Schweiß auf die Stirne getrieben. Sie stehen jetzt und vernehmen es:

„— — es gilt, den Feinden zu zeigen, daß der eiserne Wille zum Siege in Deutschlands Söhnen lebendig geblieben ist — —"

In engen Stollen hocken die Männer des Sturmbataillons. Auf den jungen, entschlossenen Gesichtern liegen die Schatten der breitgeschweiften Stahlhelmränder. Spannung in aller Augen.

„— — und daß das deutsche Heer, wo es zum Angriff schreitet, jeden Widerstand überwindet!"

Pioniere arbeiten draußen am Drahthindernis. Jetzt erst, in letzter Minute, werden die Gassen in das Stacheldrahtgewirr vor den Stellungen geschnitten. Und auch hier raunt und flüstert es von Gruppe zu Gruppe:

„— — daß jeder an seiner Stelle sein Höchstes daransetzen wird — —"

Es tropft von den Decken und Balken in Unterständen und Stollen, und zwischen den unregelmäßigen Deckungslagen sickert Schmelzwasser herein. Langsam fallen die Tropfen. Einerlei. In wenigen Stunden geht es los, geht es hier aus diesem Elend heraus. Morgen, jawohl, morgen schon wird man drüben sein beim Gegner und sich in dessen wohlgebauten Festungswerken umsehen können.

„— — gebe ich den Befehl zum Angriff! Gott mit uns!"

Alles steht bereit. Erzbereit. Die Maschinerie Schlacht kann beginnen. Ein Druck auf den Knopf und das gut geölte Räderwerk läuft. Ein Druck auf den Knopf, ein Befehl von oben, und achtzehn Infanterieregimenter stürzen sich auf den Feind. Weitere Truppen liegen rückwärts gestaffelt in höchster Alarmbereitschaft. Eintausendzweihundertfünfundzwanzig Feuerschlünde sind gereckt und bereit. Geduckt stehen die hundertzweiundfünfzig schweren Minenwerfer in ihren Bettungen, anzusehen wie Urtiere, wie gefährliche Urtiere. Alle Menschen sind in höchster Kampfbereitschaft. Es mag losgehen, es muß losgehen!

Hie und da, in den Infanterieunterständen, versucht man zu schlafen. Von selbst kommt sie, die Müdigkeit, und fällt über diese dichtgedrängten Männer. Sauerstoffmangel und warmfeuchte Kellerluft legen sich schwer auf die Lunge. Die Stollen

und Unterstände haben so gut wie keine Luftzufuhr. Dazwischen das glucksende Flackern stinkender Karbidlichter und der tranende Dunst der Kerzen. Hie und da, auf einer Tischkante, spielen sie Skat. Warum auch schlafen!

Von oben, zwischen Balkenlagen und Dachpappe, fallen die Schmelzwassertropfen, fallen unerbittlich, regelmäßig, hartnäckig. Sie fallen auf die Liegenden, sie plätschern auf Hände und Gesichter, sie plumpsen hohl in bereitgestellte leere Konservenbüchsen und lärmen sich langsam die ganze Tonleiter hinauf, bis das Blechgefäß voll ist. Grausam, unaufhaltsam rinnen die Tropfen. Immer und immer. Und manchem der Kämpfer hier in der Beengtheit der Stollen klingt dies Tropfen wie das Ticken der Totenuhr.

Währenddessen fahren sie draußen immer noch Material heran. Immer mehr Stacheldrahtrollen, immer mehr Pfähle und fertige spanische Reiter speien Feldbahnen und Kolonnenfahrzeuge in die unermeßlichen Pionierlager dicht hinter der vordersten Linie. Ungeschwächt, unablässig dieses Kommen und Gehen auf ausgefahrenen Frontstraßen. Stellenweise versinken die Räder schon bis zur Nabe im Schlamm. Hunderttausende deutsche Infanteriestiefel haben die Straßendecke abgewetzt, unzählige Fahrzeuge haben sie zermürbt, zermahlen, zu Staub zerrieben, und jetzt regnet es. Ringsum, auf dem

weiten Gelände, bekommt die Schneedecke große dunkle Flecken. Das Tauwetter ist da.

Der scharfen Kälte der letzten Tage folgt jetzt plötzlich ein warmes Matschwetter. Aber noch ist der Boden kälter als die Luft. Der Westwind treibt niedrige Regenwolken daher und wirft Wassermassen über die Gegend. Jede Kampftätigkeit ist im Regen erstickt. Die Menschen ducken sich unter den Peitschen der Regensträhnen. Von den Helmschienen rinnt das Wasser in den Nacken, läßt sich weder durch Halsbinde noch Rockkragen aufhalten und gibt dem ganzen Körper ein Gefühl unerträglicher Kälte.

In den Wäldern rings um die Batteriestellungen heult der Wind und reißt trockenes Geäst aus den Baumkronen. Nein, jetzt hat es keinen Zweck, zu schießen. Warum auch? Noch ist die Aufstellung nicht beendet. Noch marschieren Kolonnen zur vordersten Linie. Deshalb schweigt die deutsche Artillerie und spart ihre Munition und die Kraft ihrer Kanonen für den großen Augenblick, der nach dieser stürmischen Nacht kommen muß, so wie es der Armeebefehl will.

Auch die Franzosen bleiben in dieser Nacht vollkommen ruhig. Kein Schuß fällt von drüben. Man weiß nicht, wie man dieses Schweigen deuten soll. Man weiß nicht, ob die Gegner auf das Losbrechen des deutschen Angriffs lauern oder selbst finden, daß es keinen Sinn hat, jetzt zu schießen, weil bei

einem solchen Wetter ein ernsthaftes Unternehmen doch nicht stattfinden wird. Es wird irgendwann stattfinden, das ernsthafte „Unternehmen Gericht". Die Franzosen wissen es, denn in letzter Zeit haben sie Einzelheiten darüber durch Überläufer und Gefangene bekommen, und auch ihr Nachrichtendienst hat glänzend gearbeitet. Kein Zweifel mehr für die französische Heeresleitung, der deutsche Angriff wird auf Verdun vorbrechen, und der deutsche Kronprinz soll — so verlangt es die Tradition der soldatisch erzogenen Hohenzollern — hier seine große Schlacht schlagen.

Parole: „Innerer Dienst."

Ja, wie steht es jetzt mit „Unternehmen Gericht"? Für den 12. Februar 1916 ist sie anberaumt, diese seltsame Gerichtssitzung. Aber dieser 12. Februar 1916 kommt sehr unfreundlich ins Land. Es ist just die Zeit des Neumondes. Dunkel die Nacht, dunkel, lichtlos und unfreundlich auch der junge Tag, der sich im Osten über der fernen deutschen Heimat anmeldet. Beim Morgengrauen liegt die Landschaft um Verdun unter einer undurchdringlichen Decke von Dunst und Regensträhnen.

In den Beobachtungsständen am Romagnerücken, auf Höhe 324, bei Chaumont und auf Höhe 371 nördlich von Consenvoye starren die Scheren-

fernrohre, die Augen der Schlacht, in wattigen Dunst. Keine tausend Meter geradeaus verschwindet alles in graublauem Nichts, und jetzt setzt noch das Schneegestöber ein. Regen und Schnee vermengen sich zu einem einzigen naßklebrigen Hexentanz, der auf diesen zähen Lehmboden niedergeht. Aus Straßen werden Bäche; die Granattrichter wachsen sich zu Sümpfen aus. Und jetzt muß doch der erste Schuß fallen.

Längst ist die Morgendämmerung vorbei, wenn es auch nicht recht Tag werden will. Der 12. Februar ist da, hervorgezaubert aus dem unergründlichen Schoß der Ewigkeit, in dem alles Vergangene und alles Zukünftige ruht. Jetzt muß es doch gleich losgehen! Es muß — —! Warum schießt man nicht? Warum, warum — —?

Die Truppe ist wach und bereit. Die Truppe ist angriffslustig. Noch nie waren deutsche Sturmregimenter in solch guter Geistesverfassung, trotz der furchtbaren, meist schlaflos verbrachten Nacht im Wasserticken halb ersoffener Stollen und Unterstände. Es muß doch jetzt losgehen, anders ist es gar nicht mehr möglich. Der letzte Befehl des Kronprinzen ist ja vor Stunden schon rundgegangen von Mann zu Mann.

Auf was wartet man? Es muß ja doch sein, das weiß jeder Stürmer, vom ältesten Offizier bis zum jüngsten Kriegsfreiwilligen. Es muß endlich

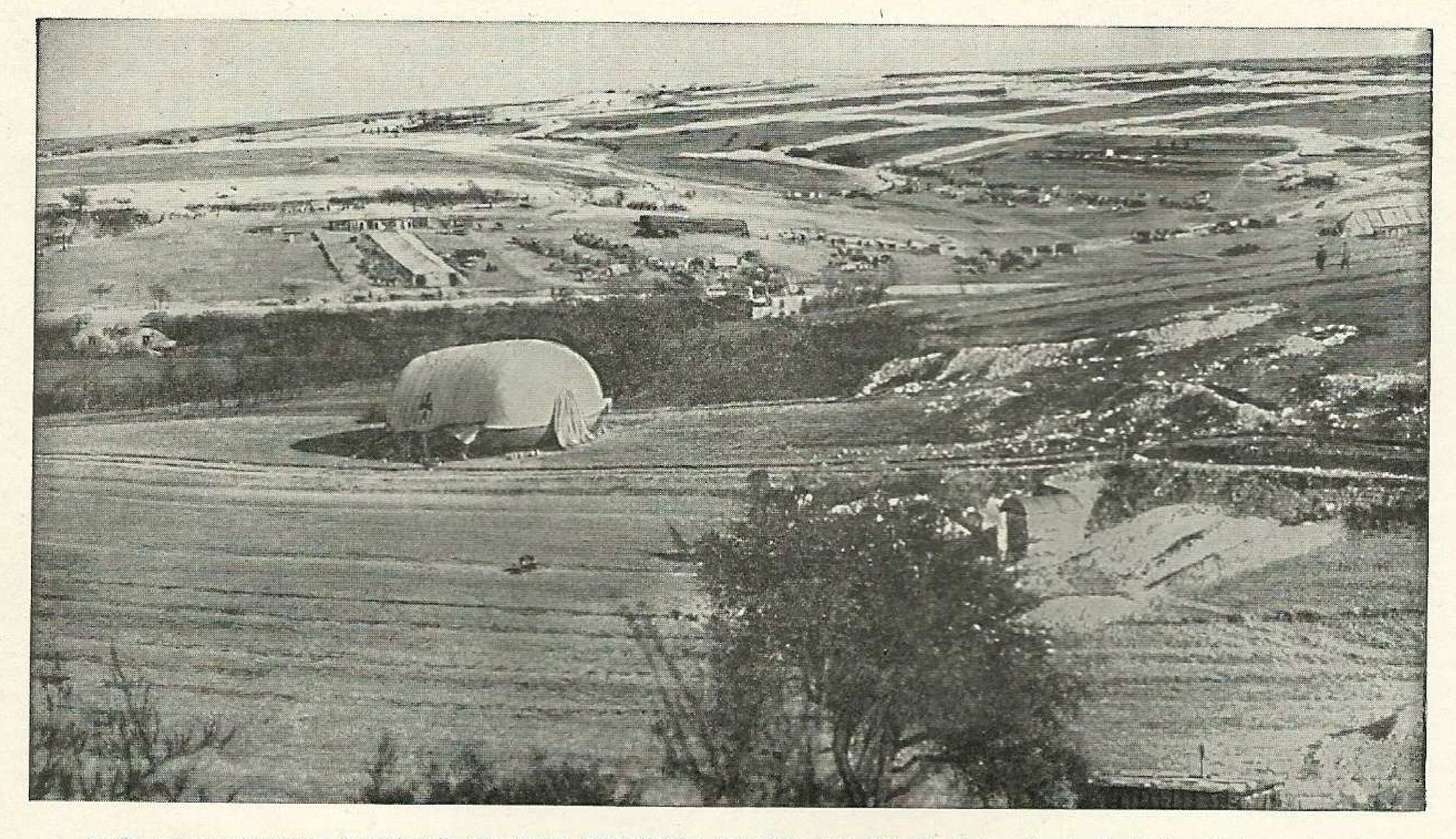
sein, und die Heeresleitung wird wissen, warum sie diesen Februartag als Zeitpunkt des Losschlagens bestimmte. Natürlich weiß man beim Stab Bescheid. Natürlich weiß man dort alles, auch das, was in einer Stunde sein wird, oder morgen, oder übermorgen, oder in einem Monat — —

Beim Stab weiß man indessen noch nichts. Man ahnt nur dunkel, was die Zukunft bringen wird. Man weiß nur, daß der Angriff an diesem Tage unmöglich stattfinden kann. Auf keinen Fall darf die Führung das Wagnis des Feuerbefehls auf sich nehmen, just im Augenblick, da eine Beobachtung so gut wie ausgeschlossen erscheint. Sorgfältig werden von allen Teilen des Schlachtfeldes die neuesten Wettermeldungen angefordert, und alle paar Minuten heißt es durch den Draht: „Regen, immer wieder Regen, nur Regen!"

Es regnet in Consenvoye, es plätschert in die Maas. Die Batterien im Ormont-Wald melden Regen und ersticken fast im Schlamm. Flabas meldet Regen, Azannes, Cremilly und Ville melden Regen, nur immer Regenschauer, die ein orkanartiger Wind aus südwestlicher Richtung daherpeitscht, den deutschen Posten ins Gesicht. Der Stab vernimmt es und wartet. Keine Aussicht auf Wetterbesserung an diesem Tag. Man wartet, und damit ist eigentlich der Tag schon verloren, denn jetzt kann die vorgeschriebene Munitionsmenge bis 17 Uhr, also bis



In den halbzerstörten Dörfern hinter der deutschen Verdun-Front lesen die letzten Zivilisten den neuesten Maueranschlag, der die Räumung ihrer Ortschaft anordnet. Die Zivilbevölkerung wurde damals größtenteils aus den deutschen Feldküchen verpflegt.



Vorbereitungen hinter der deutschen Verdun-Front. Fesselballone, die Augen der Schlacht, werden bereitgestellt. Im Hintergrund rechts die deutschen rückwärtigen Grabensysteme.

zur Stunde des Angriffs, nicht mehr verschossen werden. Für die Heeresleitung, die um acht Uhr den Feuerbefehl geben sollte, steht eins fest: Der Angriff kann an diesem Tag nicht mehr stattfinden und muß um 24 Stunden verschoben werden.

Kein vernünftiger Mensch wird unter solchen Umständen und bei solchem Wetter und bei diesem Nebel den Angriffsbefehl geben. Niemand könnte das verantworten. Denn das hieße, 1225 Geschütze ins Blaue feuern lassen, ohne Zielbeobachtung, ohne Möglichkeit einer Wirkungskontrolle dieses Feuerüberfalls. Nein, das wäre nur Unbesonnenheit.

Bei der Truppe vorne in den Sturmstellungen teilt man keineswegs die düsteren Bedenken des Stabes. Die Soldaten stehen und wundern sich, daß nichts geschieht. Warum brüllt die Artillerie nicht los?

Die Artillerie wird an diesem Tag nicht mehr losbrüllen, denn um 10 Uhr 15 Minuten schrillen die Fernsprecher. Sie schrillen bei den Stäben, sie schrillen und tuten draußen bei den Batteriestellungen und in den Stollen der sturmbereiten Infanterie. Und es geht der neue Befehl von Mund zu Mund: Parole: „Innerer Dienst!"

Jeder weiß, was das zu bedeuten hat. Innerer Dienst heißt, daß der Angriff um 24 Stunden verschoben wird. Legt euch hin, Kameraden, legt euch aufs Ohr und ruht. Morgen um diese Zeit wird die

Erde um Verdun beben. Ach ja, morgen ist der dreizehnte Tag des Monats. Ruhig Blut, nur nicht abergläubisch werden, immer geradeaus geschaut, Kameraden! Dem deutschen Soldaten ist es einerlei, wann der Sturm stattfindet. Er wäre ohne zu murren und ohne zu zucken in das Toben der Elemente geschritten. Nun ist es ihm auch recht, daß er morgen erst den Graben verlassen soll. Alles, was befohlen wird, ist ihm recht, dem anspruchslosen deutschen Soldaten.

Der Regen rinnt und rinnt. In den Stollen und Unterständen ist es jetzt schon kein Tropfen mehr, sondern ein leises Gießen. Die leeren Konservenbüchsen reichen längst nicht mehr zum Abfangen des Wassers, das von der Decke herabfällt. Man muß schon Kochgeschirre unterstellen, und alle paar Minuten muß ein Mann nach oben rennen, die Kochgeschirre in den Graben entleeren.

Droben aber im Graben steht das Wasser auch schon knöchelhoch. Nein, es steigt noch. Es steigt immer und immer. Die zähe Erde Lothringens quillt, wird weich und glatt und verwandelt sich in Schlamm. Alles ringsum wird grundlos. Die Lattenroste auf der Grabensohle saufen ab. Sie wurden ja gestern während der Ablösung durch unzählige Soldatenstiefel in den Grund getreten. Hinter der weitmaschigen Wand der geplatzten Faschinen rutscht und rieselt das Erdreich der Grabenwände. Alles droht

einzustürzen, alles wird morsch und faul und weich unter diesem plötzlichen Tauwetter, das ein ergiebiger, schauerreicher Regen begleitet.

Hinten aber, im Etappengebiet und in den Ruhequartieren, stehen die Soldaten seit dem frühen Morgen auf der Straße oder an den Fenstern und starren zur Front hin. Sie wollen den Beginn des Trommelfeuers, den Anfang der geschichtlichen Schlacht erleben, doch es ereignet sich nichts. Kein tausendfaches Minengebrüll durchreißt den immer dichter werdenden Nebel, den rinnenden Wasserdunst. Und dann kommt auch hier die Parole: „Innerer Dienst." Und die Soldaten begeben sich still an ihre Arbeit.

Es wird nicht lange gefragt, warum. Die Heeresleitung muß es wissen. Einige Witzbolde erklären: „Bei schlechtem Wetter findet die Schlacht im Saale statt."

Innerer Dienst, das bedeutet unvorhergesehene Mehrarbeit für alle Formationen. Nein, dies hat man eigentlich nicht vorhergesehen. Der Feldherr muß mit einer Verschiebung des Angriffs jederzeit rechnen können. Aber verhängnisvoll, wenn diese Verschiebung notwendig wird. Nur im äußersten Falle soll innerer Dienst stattfinden, wenn der Außendienst aller Außendienste, der Kampf auf dem weit und breiten Felde eigentlich schon durch den letzten Tagesbefehl der Obersten Führung eingeleitet ist.

In den rückwärtigen Dörfern herrscht jetzt emsiges Leben und Treiben. Einige Formationen, d. h. jene, die nicht in Unterständen der Frontlinie unterkommen konnten, kehren zurück und quartieren sich ein. In vielen Scheunen rauchen die Schornsteine der Feldküchen. Der Sturm ist verschoben, also bleibt das Gros der Truppe vorne in den Ausgangsstellungen liegen und muß auch dort verpflegt werden. Fieberhaft arbeiten die Küchenmannschaften. Noch ehe der Tag niedersinkt, rasseln die Feldküchen nach vorne. Die Sturmtruppe soll ihr Essen empfangen.

Im Schutz der besonders frühen Dämmerung dieses 12. Februar verlassen die Essenholer ihre Stollen und Unterstände. Es ist für sie ein mühseliges Hindurchzwängen durch eingesunkene und überschwemmte Gräben. Es ist ein aufregendes Suchen nach der richtigen Feldküche. Hinter den Gräben aber wimmelt es von Menschen. Es wird gerufen, es wird gepfiffen, ein Wunder nur, daß die Franzosen nichts hören. Hier verwischt der ständig niederrauschende Regen alle anderen Geräusche. Unzureichend sind alle Anmarschwege. Unerhört der Andrang. Noch ausgefahrener, noch schlammiger, noch grundloser werden die Straßen. Manchmal steigen französische Fallschirmleuchtkugeln auf und tänzeln minutenlang in der Luft, ehe sie unten im Schlamm der Granattrichter zischend verlöschen.

Diese zweite Nacht ist für die unausgeschlafenen Truppen eine harte Nervenprobe. So kann es nicht weitergehen. Ein Glück nur, daß der Dreizehnte anbricht. Gleich wird das Trommelfeuer über der Verdunfront wirbeln, gleich wird — — —

Was wird gleich? Nichts wird geschehen, denn noch wattiger, noch dichter, noch undurchdringlicher liegt der Dunst über der Landschaft, und in den Stollen steht das Sickerwasser stellenweise schon fußhoch. Man schiebt keine Kochgeschirre mehr unter zum Abfangen des Wassers. Viel zu rasch wird so ein Kochgeschirr voll. Man hat die Zeltbahnen straff gespannt, und nun trommelt es dumpf auf das Tuch, und dünne Spritzer schlagen sogar durch das Gewebe. Das Wasser aber rinnt seitwärts ab, plätschert in den Stollen. Keinen Zweck, sich dagegen zu wehren, denn schon steigt überall das Grundwasser hoch.

Die rasch herbeigeschafften Pumpen quietschen, seufzen und können nichts mehr ausrichten, so emsig sie auch arbeiten. Es hat alles keinen Zweck; nur laufen lassen, was laufen will. Morgen werden die untersten Pritschen nicht mehr benutzbar sein, weil sie dann unter Wasser stehen, und auf den oberen Pritschen werden sich doppelt soviel Menschen aufhalten müssen wie jetzt. Es wird für jeden nur ein Sitzplatz da sein, mehr nicht, keine Schlafmöglichkeit mehr. Schade! Aber es ist doch nicht zu ändern.

Alles höhere Gewalt. Morgen aber wird man sicher draußen sein, drüben beim Gegner.

Und dann ist der Morgen da, der 13. Februar. Und wieder steht die Truppe und lauert sturmbereit auf das Trommelfeuer. Und das Trommelfeuer setzt nicht ein. Der Regen rinnt und rinnt, und der Orkan tobt in den Wäldern. Das Unwetter ist los.

Wieder kommt gegen Mittag der Befehl: „Innerer Dienst." Na ja, am 13. Februar hätte es sowieso wenig Zweck gehabt, loszuschlagen. Aber warum nicht am 14.? Natürlich, am 14. Februar wird es sein. Am 14. Februar muß es sein.

Am 14. Februar lautet die Parole: „Innerer Dienst."

Am 15. Februar lautet die Parole: „Innerer Dienst."

Am 16., am 17., am 18., am 19., am 20. lautet die Parole: „Innerer Dienst."

Immer und immer wieder: „Innerer Dienst."

In den Unterständen hat das Wasser längst die unteren Pritschen überspült. Kein Mensch weiß noch, was trockene Füße sind. Die Truppe hat viel Abgänge durch Krankheiten. Durch das lange Warten ist die Stimmung nicht besser geworden. Eine Qual ist's, dieses ewige Hinausschieben des Sturmangriffs. Was sein muß, das soll schnell sein. Warten hat keinen Sinn. Dann bitte rasch und gründlich.

Dann los und heran an den Feind und nicht mehr gezögert. Das Warten ist eine unerträgliche Nervenqual. Drüben scheint der Gegner etwas gemerkt zu haben, denn ohne Unterbrechung krachen seine Minen in die deutsche Linie. Der Kampf ist eingeleitet durch lebhafter werdendes Störungsfeuer der Franzosen, und die meisten der tiefen Stollen sind völlig unbrauchbar geworden, einfach ersoffen in rinnendem, gurgelndem Wasser. Da hört der Regen plötzlich auf.

In der Nacht zum 20. Februar weht der Ostwind. Über dem Gelände um Verdun steht ein sternklarer Himmel. Die Wasserbäche überziehen sich mit dünnen Eiskrusten. Das Rieseln und Plätschern verstummt. Rasch sinkt der Grundwasserspiegel. Auf den Anmarschwegen gefriert der Schlamm und wird hart, und da, am Morgen des 20. Februar, kommt zum letzten Mal die Parole: „Innerer Dienst."

Ein strahlend heller sonniger Morgen erhebt sich über der Côte-Lorraine. In den Bäumen glitzern die gefrorenen Wasserperlen wie Edelsteine. Rasch trocknet der Boden aus. Die Stimmung der Truppe wird jetzt schier übermütig. Endlich wird es losgehen. Endlich! Besser ein rasches Ende als dieses zermürbende Warten auf einen Augenblick, der immer wieder hinausgezögert wird, der aber dennoch kommen muß.

Noch eine letzte Nacht voller Sterne, die einen

strahlenden, schimmernden Mond umgeben, und dann ist der 21. Februar da. Und an diesem Tag gibt es keine Parole und die Truppe weiß: heute ist der Tag — —!

Die Artillerie trommelt!

Der Augenblick ist günstig wie nie. Eine bessere Windrichtung könnte man sich für das Gasschießen überhaupt nicht wünschen. Hell ist die Sonne aufgegangen, und jetzt kommt das Kommando durch die Batteriestellungen von der Maas bis Azannes und darüber hinaus bis in die Woëvre-Ebene hinab: „An die Geschütze!"

Verstummt jedes Gespräch. Die Uhren sind verglichen. Drohend stehen die Mündungen. Die langgestreckten Leiber der Kanonen schimmern matt im ersten Glanz des jungen Tages. Auf den Schutzschilden liegt Nachttau, und hinter der Steilwölbung der Preßstahlplatten kauert die Geschützbedienung. „Ultima ratio regis," das letzte Wort des Königs, steht auf allen Rohren. Jawohl, das letzte Wort soll jetzt gesprochen werden, ein machtvolles Wort zur Einleitung des Unternehmens „Gericht".

Kein Gespräch mehr. Sparsam alle Bewegungen. Die Menschen frösteln. Unerhört, unerträglich die Spannung. Un—er—träg—lich!

Getier raschelt am Boden, im vorjährigen Laub.

Ratten wahrscheinlich, Verdun-Ratten, die bald auch ihre traurige Berühmtheit erlangen sollen.

Jetzt summen die Fernsprecher.

„Acht Uhr elf Minuten!“ die Stimmen der Telephonisten.

„Acht Uhr elf Minuten!“ raunt es halblaut in jeder Batterie gleichzeitig, von Geschütz zu Geschütz.

Noch 60 Sekunden!

Mannshoch liegen die Geschoßstapel dicht neben den Geschützen, griffbereit. Die Batterien sind längst eingeschossen, ihre Rohre gerichtet und geladen. Eintausendzweihundertfünfundzwanzig Geschütze stehen. Tausende Hände warten, in tausenden Hirnen tickt das Blut. Und links der Maas warten sie auch, einsatzbereit. Und von Azannes aus, tief im Wald von Spincourt und bis in die Woëvre-Ebene hinein stehen die feuerbereiten Batterien des Flankenschutzes.

Jetzt noch 30 Sekunden — — Noch 25 Sekunden, noch 20 Sekunden — — 10 — — 5 — — 2 Sekunden — —

„Schnellfeuer!“

Erlöst brüllen die Mündungen. Hinter den jagenden Geschossen die langen Stichflammen. Himmel und Erde beben. Kartuschen klirren blechern. Heißer Dunst weht aus den Verschlüssen. Die dunklen Menschengruppen hinter den Schutzschilden leben und handeln, leben, leben, leben — — leben —!

Die Artillerie trommelt!

Die Menschen sind Räder in der großen Maschine Artillerie, und diese Maschine hat sich in Bewegung gesetzt. Jeder Kanonier auf seinem Platz. Jeder Handgriff tausendfach eingeübt, tausendfach gekonnt. Jetzt, im entscheidenden Augenblick der Schlacht, zeigt das Kasernenhofexerzieren seine besten Früchte. Himmel und Erde beben unter dem Wuchten der Entladungen. Das letzte Wort des Obersten Kriegsherrn, das letzte Wort wird gesprochen. Dröhnend wirft der Titan Artillerie seine Streitaxt auf die Waagschale der Schlacht.

Die Artillerie trommelt!

Aufgelöst jetzt die exerziermäßige Ordnung der Männer am Geschütz. Jeder arbeitet unverdrossen. Hände packen zu, Hände ergreifen die Geschosse, Hände stellen die Zünder, Hände schieben die Geschosse ein, Hände klappen die Verschlüsse zu, Hände an der Abzugsleine, Hände — Hände — Hände —!

Die Artillerie trommelt!

Es steigt die blanke Sonne empor, hebt sich über den Dunst der Wälder am Horizont. Die Natur ist erfüllt vom Toben und Schrecken. Weithin dröhnt die Landschaft um Verdun. Vom Rande des Waldes von Mallancourt bis zum scharfen Maasbogen bei St. Mihiel brüllt die Schlacht. Auf dieser 112 Kilometer langen Frontstrecke ist die Hölle los, die Hölle!

Die Artillerie trommelt!

Langsam zieht die Sonne ihre Bahn. Der Tag schreitet fort im Ticken der Ewigkeitsuhr. Einerlei, keine Zeit, auf Sonne oder blanken Himmel zu schauen. Natur schaudert im Höllengebrüll der Erde, und in der Brust nur noch ein einziges Schüttern und Beben. Verflogen das Frösteln, verflogen jedes menschliche Zeitmaß. Die Männer haben die Uniformröcke ausgezogen. Geschoßkörbe fliegen von Hand zu Hand. Tausende Hände packen an, Tausende zufassende Hände, gleichmäßig, unbeirrt, maschinenmäßig!

Die Artillerie trommelt!

Pulverschleim an den Händen. Pulverschleim verklebt die Augen. Pulverschleim schwärzt die Gesichter. Droben steht die Sonne schon über den zerfetzten Baumkronen. Wie spät? Wie lange dauert schon das Schießen? Wie? Warum? Wer? Wann?

Einerlei, das Wort, das harte Wort aus Stahl und Eisen, wird jetzt gesprochen. Und keine Macht der Erde kann dies verbieten, nichts kann dies eherne Gebrüll zum Schweigen bringen, nichts als der Befehl, dem all dies Wollen, all diese Hände, all diese Hirne gehorchen, nichts als der Heerführer, nichts — — als Feldmarschall Tod! — —

Die Artillerie trommelt!

Die Geschütze arbeiten regelmäßig wie Motoren.

Zurückgeschnellt die Stahlrohre und nach jedem Abschuß wieder vor. Zurück — vor! Immer und immer ohne Pause zurück und vor!

Über den Batterien zittert die Luft vor Hitze, windet sich flammengleich zwischen den stählernen Leibern. Schweiß der Kanoniere tropft auf die Granaten, spritzt gegen die glühenden Rohre, verzischt. Eintausendzweihundertfünfundzwanzig Mündungen blaffen und donnern im rasenden Schnellfeuer — — —

Die Artillerie trommelt!

Hunger? Durst? Müdigkeit?

Hunger, — wer verspürt ihn?

Durst, — wer denkt daran?

Müdigkeit, — einerlei!

Es geht weiter, es geht rücksichtslos weiter, bis — —, ja, bis wann!? Bis der Befehl kommt. Die Artillerie ist ein brüllender Riese, der sich austoben will, austoben muß — —

Die Artillerie trommelt!

Kleiner werden die Geschoßstapel. Höher recken sich die Haufen rauchender Kartuschen. Mit schwieligen Händen, angespien vom Gluthauch der Rohre, arbeiten die Menschen, jetzt unkenntlich schwarz, die Oberkörper nackt, Helm oder Feldmütze im Nacken, Offiziere, Unteroffiziere und Kanoniere, einer wie der andere. Tausende Menschen kennen nur noch ein Wollen, ein Ziel, eine Arbeit, ein Streben, ein Tun.

Die Artillerie trommelt!

Maschinenmäßig dieses Trommeln, unerhört dies Aufbrüllen der Materialschlacht, der größten Schlacht aller Zeiten. Und doch ist alles genau berechnet. Die Batterien im Wald von Consenvoye haben die Stellungen bei Brabant aufs Ziel genommen. Und die im Ormont-Wald schießen auf das Dorf Haumont, und die hinter Flabas und Crépin räuchern den Wavrille-Wald und den Caures-Wald aus. Und vom Romagnerücken herunter brüllen die weittragenden Geschütze auf die französischen Anmarschwege. Und aus dem Walde von Spincourt hervor jagen die Zweiundvierziger ihre Riesengeschosse auf den Bahnhof und auf die Zitadelle von Verdun. Und alle haben ihr Ziel, ihren Sinn und ihre Aufgabe.

Die Artillerie trommelt!

Von 10.25 Uhr bis 10.45 Uhr, das wissen die Batterieführer, ist die zweite Linie vorzunehmen. Dann müssen zwei Stunden lang die Ortsunterkünfte der Franzosen unter rasendes Brisanzfeuer genommen werden, und dann kommt der Orkan wieder zurück auf die vorderste Linie, springt nach kurzer Zeit wieder auf die zweite Linie über und so fort. Der Batterieführer weiß, wo seine Geschütze um 12.21 Uhr hinschießen. Er weiß, daß er um 13.10 Uhr die ganze Kraft seiner feuernden Rohre auf Planquadrat sieben zu richten hat, und daß dort, zu

dieser Minute, zehn französische Reserveunterstände zermalmt und niedergehämmert werden. Alles ist wissenschaftlich erfaßt und vorausgesehen. Alles rollt unbarmherzig ab, so wie es der Befehl will.

Die Artillerie trommelt!

Stunden rinnen. Dichter werden die Gasschwaden um das Trommeln der Artillerie. Der Gegner hat sich gesammelt und antwortet jetzt mit Granaten aller Kaliber. Feindliche Geschosse wirbeln Erdsäulen hoch, vorne, rechts und links und auch zwischen den feuernden Geschützen. Splitter zerschrammen, zerbeulen, zerreißen die Preßstahlplatten der Schutzschilde. Verwundete, Gefallene werden weggeschafft. Weniger Männer stehen an den Geschützen, lichter geworden sind ihre Reihen, mehr ist die Arbeit, härter das Wollen.

Die Artillerie trommelt!

Und vorne, wo der Feuerorkan der jagenden Geschosse niederprasselt, wo die Wirbel aus Einschlägen, Stichflammen und Steinen über dem Gelände tanzen, versinkt eine Landschaft in Rauch und Nebel. Eine Welt geht unter im Donner der Geschütze. Strecken und Wege, Wälder und Hecken, Bäume und Drahthindernisse und Gräben, und die festgebauten Stollen der Menschen werden niedergewalzt und zerstampft unter dem brüllenden Feuerorkan. Machtvoll das letzte Wort des Obersten Kriegsherrn, machtvoll die Sprache der Kanonen,

der urgewaltige Ruf der Schlacht. Vom rechten Maasufer bis zum „Kap der guten Hoffnung" verliert die Landschaft ihr Gesicht. Wälder werden gelichtet, Bäume krachen zusammen, Mauern prasseln dumpf, Häuser verschwinden in Rauch und Flammen.

Die Artillerie trommelt!

Und plötzlich ist ein neuer Ton da. Kann die Hölle noch gesteigert werden? Muß die Erde nicht bersten unter diesem nervenzerreißenden Krachen? In den deutschen Linien, von Consenvoye bis „Kap der guten Hoffnung", haben die schweren Minenwerfer abgeschossen, alle gleichzeitig.

Dumpf schüttern die Abschüsse. Es beben und wanken die Bettungen. Wie dunkle, blitzschnelle Schatten ziehen die Minen ihre Bahn, erreichen jetzt drüben die turmhohe Qualmdecke über den Gräben, tauchen unter, verschwinden im Brodeln der Granatziele. Unter den Fußsohlen zittert die Erde wie vom Aufwuchten schwerer Hämmer. Die Minen haben ihr Ziel erreicht.

Es wetterleuchtet durch den aufwallenden Pulverdampf, und dann reißt ein gemeines, helles, entsetzliches Bersten die Luft in Fetzen — hä — hä — hä —!

Wie einschlagende Blitze, nein, noch schlimmer. Es gibt keinen Vergleich, nein, es kann keine Maßstäbe geben. Hier versagt die menschliche Sprache, dies Krachen zu schildern!

Hä — hä — hä — —!

Die neue Salve! Turmhoch steht die Wolke aus Pulverschwaden und Gas über dem Gelände, zieht langsam mit dem auffrischenden Ostwind dahin. Aber noch höher schleudern die einwuchtenden Minen gewaltige Betonbrocken, spanische Reiter und verbogene Eisenschwellen. Dazwischen wirbeln die zerfetzten Leiber der französischen Grabenbesatzungen.

Hä — hä — hä — —!

Wieder eine neue Minensalve!

Ohnmächtig steht der Mensch in diesem Orkan von Lärm und Verderben und ringt nach Atem. Das entsetzliche Krachen benebelte die Hirne. Hierhin und dorthin wirft einen der Luftdruck.

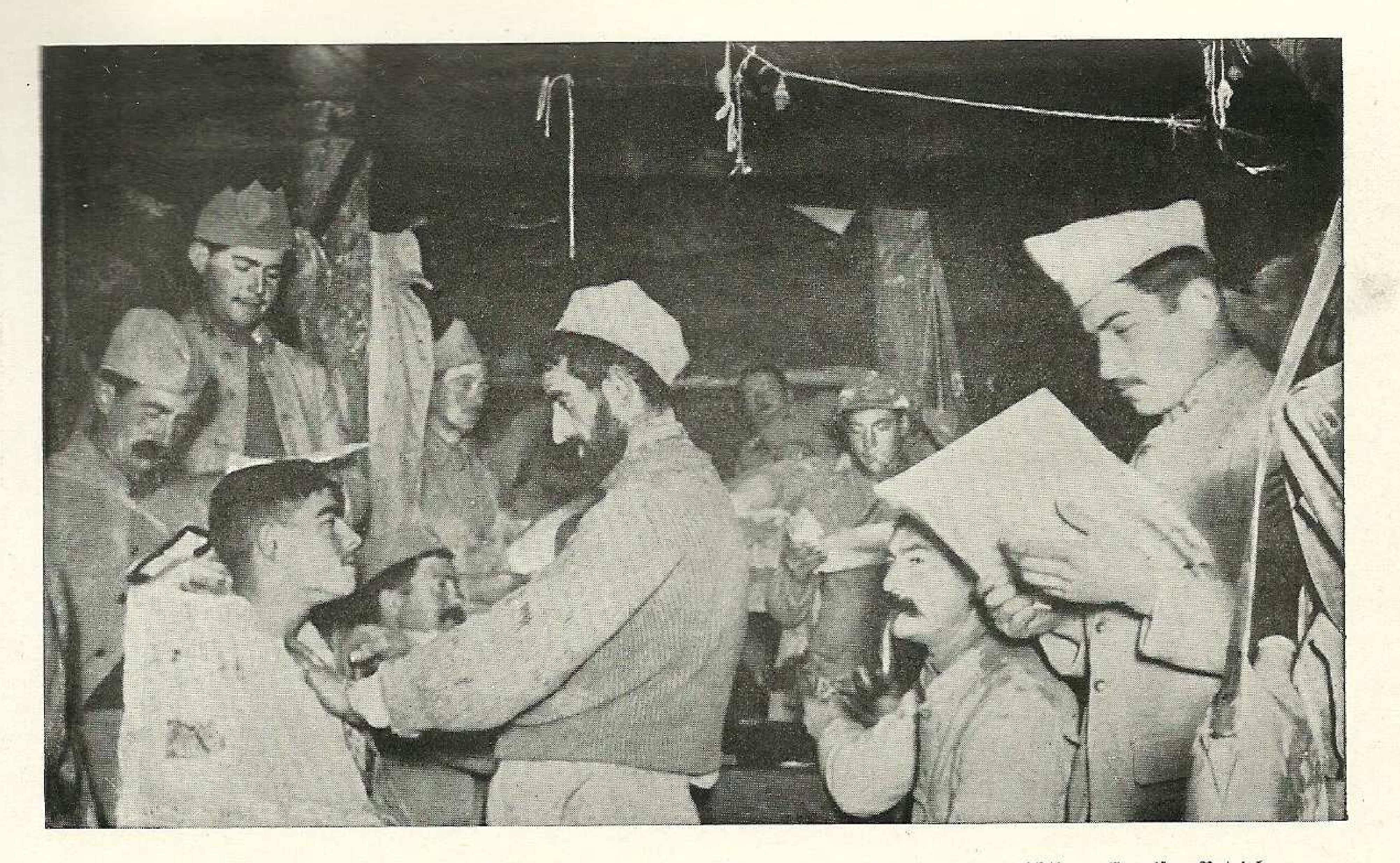
Hä — hä — hä — —!

Immer wieder das urlaute Reißen und Brüllen, das in Wäldern und Schluchten hundertfach, tausendfach hallt. Die planmäßige Zerstörung der feindlichen Gräben und erkannten Stützpunkte, sowie aller entdeckten und nach der Karte festgestellten Maschinengewehrstände hat begonnen.

Hä — hä — hä — —!

Das Minenfeuer rollt unerbittlich. Keine Pause, kein Aufatmen! Die Sonne hat ihren Höhepunkt längst überschritten. Es naht die Stunde der Dämmerung, es naht der Zeitpunkt des Infanteriesturmes.

Hä — hä — hä — —!



In den Kasematten der Zitadelle von Verdun lebten die französischen Reserve-Truppen einen richtigen Garnison-Betrieb.



Die Stadt Verdun selbst wurde gleich zu Beginn der Schlacht von Zivilpersonen geräumt. Einsam und leer standen die alten Stadtviertel.

Das Bersten der Minen übertönt das langgezogene, dumpf dröhnende Geheul der unsichtbar dahinjagenden Granaten. Es dröhnt durch die Gegend, es schmettert in den Tag, es ist gemein und niederträchtig und erzeugt in den Hirnen Übelkeit oder Irrsinn, macht die Menschen ohnmächtig und lähmt jede Entschlußkraft.

Hä — hä — hä — —!

Das Lied der Hölle, dieses Hä, dieses Einhauen in die Allmutter Erde, der Paukenschlag des Weltuntergangs, jawohl, der Klang der Hölle um Verdun!

Stunde um Stunde dieses unerhörte, urweltliche Krachen der Minen. Immer wieder die hochgeschleuderten zentnerschweren Riesengeschosse, immer wieder das Einwuchten in Felder, Wiesen und Waldstücke.

Jetzt kommen die Stürmer aus den Stollen und Unterständen, begeben sich an ihre Ausgangspunkte. Alle Sturmleitern stehen schon angelehnt. Es ist alles so, wie es sein muß.

Noch einmal blicken die Kompanie- und Zugführer über die Böschung der Gräben, schauen hinüber in das Brodeln der Artillerie- und Minenschlacht. Wenige Sprünge weit nur liegt der französische Graben, das Ziel des Sturmes, drüben, hinter Blitz, Rauch und Verderben. Nur hin und wieder, im Abwehen der Qualmwolken, die nach jedem Einschlag neu emporwirbeln, erkennt man die feind-

lichen Stellungen, sieht man zerrissene Waldstücke und durchwühlte Schützengräben.

„Alles fertigmachen!" befehlen die Offiziere.

„Alles fertigmachen!" wiederholen die Unteroffiziere.

„Alles fertigmachen!" geht es von Mann zu Mann, ruhig, sachlich, ohne Zucken und Zaudern.

Es ist nicht mehr viel fertigzumachen. Seit zehn Tagen schon steht der deutsche Soldat fertig und wartet auf diesen Augenblick. Und er weiß, daß nicht der Sturm quälend ist, sondern das lange Warten auf den ersten erlösenden Befehl zum Vorgehen. Draußen auf der Grabenböschung verfliegt jede Aufregung, jede Rücksicht auf das kostbare Ich. Erst draußen auf der Grabenböschung wird der Mann wieder voll und ganz Soldat. Auge in Auge mit dem Feind, der angerannt wird, schwindet jede Furcht.

Der Sturm ist die höchste und rücksichtsloseste Kampfesart, der Sturmangriff der Infanterie, die Schlacht der Männer. Es weht noch ein Stückchen Romantik um den Infanteriesturm. Blutige Romantik zwar, aber ein letztes Überbleibsel aus den Tagen, da man mit Streitaxt und Holzkeule vor den Gegner trat. Die Materialschlacht wird den Sturmangriff durch die Masse ihrer Sperrfeuergranaten im Keime ersticken wollen, aber der Siegeswille wird stärker sein.

Die Sturminfanterie steht bereit. Für jede Gruppe ist eine Sturmleiter vorhanden. Angelehnt gegen die vordere Grabenwand, wartet die erste Welle. Hin und wieder ein Blick auf die Uhr. Die Zeit will nicht vergehen. Bis zum Halse herauf klopft das Herz. Die aufgepflanzten Seitengewehre blinken in der Sonne. In zwei Stunden wird es schon wieder Nacht sein.

Das Trommelfeuer hat jetzt seine höchste Stärke erreicht. Nein, unmöglich, dies Rasen noch zu steigern. Das wäre unfaßbar, das wäre grauenvoll, zuviel für die menschlichen Sinne. Zuviel! Zuviel! Und die Minuten rinnen langsam, ganz langsam — —

Deutsche Flugzeuge durchschwirren die Luft, legen eine strenge Sperre. Einige stoßen über die Maas-höhen hinweg in das feindliche Hinterland, werfen ihre Bomben auf Verdun, belegen die wichtigen Knotenpunkte der französischen Etappe mit Spreng-granaten, säen Verwirrung und Schrecken. Von den französischen Luftstreitkräften ist nichts zu sehen. Die Deutschen beherrschen weit und breit den Luftraum. Besonders ein junger Oberleutnant zeichnet sich bei diesem Fliegen aus. Man nennt schon seinen Namen. Boelcke heißt der Tapfere. Die Deutschen beherrschen nicht nur die Luft mit ihren Motoren, sondern auch das weit und breite Feld mit den Soldaten ihrer sturmbereiten, entschlossenen Infanterie.

Das Trommelfeuer rast. Ein Gebrüll von Stahl,

Eisen, Feuer und Explosionen, dies grausame, machtvolle Lied des Kampfes, ein Schrei voll Wut und Vernichtungswillen. Und jetzt ist die Zeit abgelaufen. Unbeirrt starren die Kompanieführer auf die Armbanduhr. Noch drei Minuten, nur noch drei Minuten!

Wie der tieftönende Orgelgesang der Schlacht braust der Titanenlärm des Trommelfeuers über die entsetzte Landschaft.

Hinten, bei der Artillerie, kühlen sie die glühenden Rohre. Sie werfen nasse Sandsäcke auf die Geschütze, aber die Feuchtigkeit verzischt. Dunkelrot schimmert es hie und da aus dem Halbdämmer der Batteriestellungen. Die Rohre glühen und glühen weiter und speien unbeirrt Granate um Granate. Los, immer schneller, noch schneller, schneller, schneller Kanoniere! Noch schneller, ihr Männer am Geschütz, schneller!

Es ist 16.58 Uhr!

Schneller, Kanoniere, schneller!

Noch zwei Minuten!

Vorne bei den Minenwerfern wuchtet Geschoß um Geschoß aus den Werfern. Und dazwischen, im weitverzweigten Grabennetz, steht die Infanterie, stehen 18 deutsche Regimenter und finden, daß die Zeit nicht vergehen will. Nein, sie will nicht vergehen. Diese zwei Minuten, diese furchtbaren letzten zwei Minuten, wollen nicht vergehen, wollen nicht versinken im unendlichen Schoß der Ewigkeit.

Die Kompanie- und Zugführer starren auf die Armbanduhr, Fuß schon auf der Sturmleiter. Rauch von Zigarren und Zigaretten durchweht die Gräben, vermengt sich mit dem süßlichen Brodem der Minenabschüsse.

„Achtung!" schreien die Kompanieführer durch das Toben.

„Achtung!" befehlen die Zugführer nach rechts und nach links.

„Achtung!" heißt es von Gruppe zu Gruppe.

Die Menschen sind gespannte Aufmerksamkeit. Tausende Augenpaare verfolgen die kleinen Sekundenzeiger auf den Armbanduhren. Leben und Tod birgt dieses regelmäßige Rundumeilen der Sekundenzeiger. Leben und Tod liegt im Ticken der Armbanduhren. Wer hört dies Ticken? Niemand vernimmt es, dies dünne stählerne Zirpen, denn alles Geräusch wird niedergestampft vom machtvollen Orgelbrausen der Schlacht.

Jetzt sind's nur noch 30 Sekunden.

Die Kompanieführer heben die rechte Hand. Die Zugführer heben die rechte Hand.

Sprungbereit stehen die Männer, das Gewehr in der Faust. Brotbeutel prall, Patronentaschen gefüllt, Patronengurte um Hals und Schultern geschlungen, leere Sandsäcke zusammengerollt hinten am Koppel befestigt.

Noch 15 Sekunden — —!

Die Körper werden unempfindlich, bleischwer die Knie. Hellwach ist der Wille zum Vorwärts. Unhaltbar, dieser Zustand, jawohl, unhaltbar und unerträglich!

Noch 5 Sekunden — —!

Fünf Sekunden? Nein, Ewigkeiten sind's, fünf endlose, niederträchtige Ewigkeiten. An was du denkst? Was du empfindest? Was du willst? Du denkst nicht an Vater, nicht an Mutter, nicht an Kinder, nicht an Frau und Braut, du denkst an gar nichts und fühlst in den bleischweren Knien und stahlharten Muskeln nur noch den einen Drang, die eine unbändige Lust, endlich ein Ende zu machen mit diesem Warten — —

Und da ist die Zeit abgelaufen. Die geschichtliche Stunde ist da. Die Uhrzeiger melden 17 Uhr.

Ruckweise schlagen die Kompanieführer mit der Hand durch die Luft, drehen sich um, sind auf den Sturmleitern.

Die Zugführer schlagen mit der Hand durch die Luft und sind auch schon auf den Sturmleitern, alles ist auf den Sturmleitern. Nur heraus, heraus! Jetzt gilt es, in möglichst kurzer Zeit den feindlichen Graben zu gewinnen. Dort, nur dort ist Ziel, Sieg und Leben. Das Niemandsland ist Tod und Verderben, aber das Niemandsland muß überwunden werden. Es muß. Heraus, nur heraus!

Sandsackbarrikaden werden erklettert, man stemmt

sich an Grabenböschungen hoch. Heraus, schnell heraus!

Zwischen dem rechten Maasufer und der verschlammten Cremilly-Stellung stürzen sich 18 deutsche Infanterie-Regimenter am Nachmittag des 21. Februar 1916 todesmutig in die just entbrannte Schlacht um Verdun, stürzen sich in das Surren der Splitter, stürzen sich in das Kichern der Maschinengewehre, in Sieg oder Tod.

Zuerst der eigene Drahtverhau. Seit dem 11. Februar ist das Drahthindernis schon durch zahlreiche Gassen mit der Pionierdrahtschere gelichtet. Jetzt kommt das Niemandsland, verwildert, dicht bewachsen. Hie und da tiefe, steilwandige Trichter als Hindernisse und unverhoffte Fallen. Französisches Sperrfeuer brüllt die Stürmenden an. Wie Riesenfäuste schlagen schwere Granaten in die Schützenlinien. Dazwischen das helle Johlen und Bersten der leichten Feldgranaten. Einerlei! Weiter, nur weiter, immer nur weiter!

Vorne wandert schon der Vorhang aus Einschlägen, Flammen und Rauch. Ganz langsam verläßt er die vordersten Schützengräben, nähert sich den Waldrändern. Er kommt heran, dieser Vorhang, und ist wie das Gericht der Hölle über alles Lebende und Wachsende, Verderben über die weite und breite Natur. Er ist wie der Atem tödlicher Vernichtung und walzt die Wälder nieder, läßt die Bäume knicken

und krachen, rollt weiter, immer weiter in das Dickicht hinein. Die deutsche Feuerwalze hat sich unerbittlich, unaufhaltsam in Bewegung gesetzt.

Mit einer Geschwindigkeit von etwa 100 Metern in der Sekunde wird das Feuer aus allen Rohren und allen Mündungen vorverlegt. Und dicht hinter dieser Wand aus jagenden Geschossen, aus Rauch und Verderben, stürmt die deutsche Infanterie gegen den Feind — —

Auf dem rechten Flügel kommen die 159er und die vom Reserve-Infanterie-Regiment 39 sehr gut voran. Der breite Hang südwestlich von Flabas wird überschritten, die Ränder des Waldes von Haumont erreicht. Unaufhaltsam drängen die Deutschen in das kaum gelichtete Dickicht und finden hier, versteckt zwischen Hecken und Unterholz, ein noch nicht erkanntes Sternwerk. Aus allen Scharten der kleinen Festung belfern jetzt die französischen Maschinengewehre, speien Tod und Verderben, bis ihnen ein deutscher Flammenwerfer entgegentritt.

Als sich die Nacht niedersenkt, ist das Sternwerk und damit der ganze Wald von Haumont in deutscher Hand. Den stärksten Widerstand finden die deutschen Truppen im Caures-Wald. Hier wird der Ansturm der feldgrauen Kompanien durch französisches Maschinengewehrfeuer schier im Keime erstickt. Der Caures-Wald ist der große Eckpfeiler der französischen Verteidigung von Verdun. Hier

im undurchdringlichen Dickicht haben sich die tapfersten der Tapferen festgebissen. Ihr Führer ist Oberstleutnant Driant, ein bekannter Schriftsteller, aber auch ein ganzer Soldat, vom Scheitel bis zur Sohle. Driant und seine Jäger handeln so, wie es der letzte Tagesbefehl des General Herr, des Kommandanten des befestigten Lagers von Verdun, will. Dieser Befehl lautet:

„Alle französischen Einheiten haben auf ihren Plätzen auszuharren bis zum Ende!"

Der tapfere Driant weiß, was das heißt. Er weiß auch, daß er den Caures-Wald nicht lebendig verlassen wird, aber er wird seine Pflicht erfüllen, und die deutsche Sturmwelle noch einige Stunden aufhalten, vielleicht noch einen Tag, vielleicht noch zwei Tage. Was liegt an dem einzelnen Mann? Was liegt an einem Jägerbataillon? Was liegt an einem bekannten und beliebten Schriftsteller oder an einem tapferen Offizier? Wenn nur der Befehl ausgeführt wird! Der Mann ist nichts, das Ganze ist alles.

Und um dieses Ganze geht es jetzt. Das scheint man in der französischen Heeresleitung erkannt zu haben, denn unablässig rollen von allen Seiten Verstärkungen heran. Man denkt gar nicht mehr daran, das befestigte Lager von Verdun aufzugeben. Nein, Verdun ist plötzlich die Fahne Frankreichs geworden. Eine Fahne gibt man nicht auf.

Starken Widerstand finden die Truppen der 5. Infanterie-Division, die aus der Richtung von Soumazannes in den Herbebois vorstoßen. Aber auch ihnen gelingt es, das Ziel des Tages noch vor Anbruch der Dunkelheit zu erreichen.

Ganz plötzlich, so wie es begann, hat das Trommelfeuer aufgehört. Der erste Tag der Schlacht um Verdun ist vorbei. Bald nach Sonnenuntergang hat sich der Himmel bedeckt, und nun wirbelt der Ostwind einen dichten Schneeflockentanz über die Gegend. Es friert. In allen Granattrichtern überzieht sich das rasch gesammelte Grundwasser mit dicker Eiskruste. Die Sicht ist vollkommen versperrt durch den weißen Vorhang aus niederstrebenden Flocken. Ohnmächtig versuchen die Leuchtkugeln nach vorne aufzuklären. Nichts ist zu sehen, nichts!

Der französische Widerstand macht sich nur noch hier und da in Einzelkämpfen bemerkbar, sonst schweigt auch drüben die Front. Über die Gefilde senkt sich die Ruhe des Todes.

Vorne liegen die Sturmtruppen so, wie sie vorangekommen sind. Liegen in Trichtern, hüllen sich in ihre Mäntel, die noch klamm sind von der Feuchtigkeit der letzten vierzehn Tage. Scharf spähen die Posten feindwärts, und hinter diesem Schützenschleier wird emsig geschanzt. In lebhafter Eile werden neue Stellungen ausgehoben. Weiter rückwärts liegen

eine zweite und eine dritte Welle in den eroberten französischen Schützengräben und richten sich für die Nacht ein. Die Verwundeten werden zurückgeschafft und in den Stollen verbunden. Hinter der Front aber herrscht eine lebhafte Tätigkeit. Aus allen Etappenorten sind Kolonnen und Feldküchen bei Einbruch der Dunkelheit abgefahren und haben sich nach vorne begeben, um Lebensmittel, Munition und Waffen zu bringen, und um die Verwundeten, die blutige Beute des ersten Schlachttages, mit zurückzunehmen.

Dann werden im Laufe dieser Nacht die Reserve-Formationen nach vorne gezogen. Alle Verluste sollen aufgefüllt werden, denn erst jetzt wird der Tanz voll und ganz auf der gesamten Frontbreite einsetzen. So verlangt es der deutsche Angriffsplan. Der Angriff des Nachmittags war erst das kräftige Vorfühlen, der erste Griff an die Gurgel des Feindes. Man wollte wissen, was an Abwehrkräften um Verdun vorhanden war. Man wollte weitere Abwehrkräfte heranziehen. Dies ist in vollem Umfange gelungen. General Erich von Falkenhayn kann mit dem ersten Kampftag zufrieden sein.

Die Truppe aber ist mit dem ersten Kampftag nicht zufrieden, besonders am rechten Flügel stehen die Deutschen fassungslos und können nicht begreifen, warum sie nicht weiter vorrücken dürfen. Warum läßt man sie nicht gegen Haumont stürmen? Warum

dürfen sie nicht die völlig ins Wanken geratene französische Front aufrollen?

Nein, sie haben hier zu bleiben, am Südrande des Waldes von Haumont. Sie haben abzuwarten, bis der Tag kommt. Der Tag ist der Freund der Menschen und der Förderer ihrer Entschlüsse und ihres Willens. Der Tag ist gut für Freund und für Feind. Aber dieser Tag wird der feldgrauen Front neue Gegner zuführen. Warum läßt man sie jetzt untätig am Waldrand liegen? Warum erlaubt man den Stürmenden nicht, über Haumont auf Samogneux vorzustoßen, um vielleicht gar den Caures-Wald, durch eine kühne Linksschwenkung auf Beaumont zu, von Süden her abzuquetschen?

Nein, es darf nicht sein. Der allen Soldaten unverständliche Plan der Heeresleitung sieht keineswegs eine Verfolgung der geschlagenen Truppe vor, sondern ihre Ausblutung und Zermürbung. Nach diesem Plan des Generals Erich von Falkenhayn sollen, zur Abwehr aller kommenden Angriffe und angelockt durch den ersten Erfolg des Sturmtages vom 21. Februar, zahlreiche französische Verbände in die Front geworfen werden. Und diese soll das spätere deutsche Trommelfeuer, zusammen mit rücksichtslos durchgeführten deutschen Angriffen treffen und vernichten. Verdun war bisher nur Lager, nur befestigtes Lager. Erich von Falkenhayn zwingt die Franzosen, Verdun zur Fahne des Widerstandes zu

erklären. Er zwingt sie, sich hier zu verbluten. Denn es geht jetzt um die Ehre und den Besitz dieser bisher nicht geachteten Festung. Hier, an der Maas, geht es um Frankreich und um die Entscheidung des Weltkrieges.

Ein Tag voller Stürme, Heldentum, Not und Tod.

Langsam vergeht die Nacht. Sie ist endlos wie das Warten vor dem Sturmangriff. Leise rieselt der Schnee und deckt alle Unebenheiten des Geländes zu. Es schneit über die Toten. Die weiße Decke legt sich leicht über die Verwundeten, die sich im Niemandsland abquälen und auf den Tag, auf den erlösenden Tod oder noch auf den Sanitäter warten. Und auch auf die Lebenden legt sich die Decke aus weißen Flocken und macht sie unkenntlich.

Diese Nacht ist eine unerhörte Anspannung für Willen und Nerven. Auch sie geht vorbei. Und als der Tag aufzieht und die Sonne die letzten Schneewolken zerstreut und über einer frostklaren, sauber gefegten Winterlandschaft leuchtet, sind die letzten Spuren des gestrigen Vernichtungskampfes verborgen. Auf den Schäden geborstener Baumstümpfe, auf den zertrümmerten Ästen und gemordeten Hecken hat sich erbarmungsvoll der Schnee gehäuft. Das aufgeworfene und durchwühlte Gelände ist

weiß überdeckt. Die Natur hat die Wunden des Vortages verbunden.

Aber schon donnert es von drüben her, und dicht wie Hagel fallen jetzt die französischen Granaten. General Herr hat seiner Artillerie erbitterten Widerstand befohlen, genau so, wie es die deutsche Heeresleitung voraussah. Dieser Befehl des französischen Generals paßt voll und ganz in die Absichten des Generals von Falkenhayn.

Allmählich antworten die deutschen Geschütze, und unmerklich steigert sich das Artilleriefeuer zum Trommeln. Ab 8 Uhr rollt es auf der ganzen Frontbreite wieder mit unverminderter Stärke. Es rollt und tobt und braust und verdichtet sich ganz besonders auf des Stieres rechtem Horn, d. h. auf dem Caures-Wald, wo Oberstleutnant Driant mit seinen Jägern die Wucht dieses Kampftages zu tragen hat.

Bis 12 Uhr tobt und gurgelt der Tanz der Granaten, und dann steigt wieder die deutsche Infanterie aus den Gräben. Die Regimenter 81, 87, 115 und 117 werfen sich mit Wut auf den Caures-Wald. Sie dringen ein und sehen sich bald vor unentwirrbaren Drahtverhauen. Bis in Mannshöhe, in zehn bis zwanzig Meter Breite, haben die Franzosen von Baum zu Baum, von Busch zu Busch schwere Drahthindernisse gezogen. Jede Granate, die in solch Hindernis fällt, entwirrt es nicht, zerstört es nicht, sondern macht die Ver-

wirrung noch größer, das Hindernis noch wirksamer.

Und gleich nach dem Durchschreiten des Hindernisses kommt eine schmale Waldschneise. Ungedeckt, frei, im Schußfeld der flankierenden französischen Maschinengewehre müssen die deutschen Stürmer diese Lichtung durchlaufen. Erst dahinter liegt die französische Hauptwiderstandslinie, in der Oberstleutnant Driant mit seinen Jägern zum letzten Kampf entschlossen ist. Diese Gräben sind durch Astverhau gesichert. Tausende haarscharf zugespitzte Pfähle starren den deutschen Stürmern entgegen. Davor sind tiefe Gräben ausgehoben, in denen sich das Grundwasser gesammelt hat. Die Eiskruste ist nur dünn und mit Schnee bedeckt. Mancher Deutsche sinkt hier bis zum Halse ein, mancher Verwundete stürzt in diesen Wassergraben und kommt nicht mehr hoch, und nur an wenigen Stellen ist die schräge Wand der Spitzpfähle, eine fast altertümlich anmutende Verteidigungsart, von schweren Granateinschlägen durchbrochen. Dort ballen sich die deutschen Kompanien zusammen und dringen ein, ohne Rücksicht auf eigene Verluste.

Der Wald ist erfüllt von Geschrei und Schrecken. Es entwickeln sich wilde Nahkämpfe. Stellenweise hört man das Aneinanderschlagen der Bajonette. Nicht lange, denn die Seele des Widerstandes, Oberstleutnant Driant, fällt. Und nun setzt der

französische Rückzug auf der ganzen Linie ein. Stück für Stück werden die als uneinnehmbar geltenden Stellungen im Caures-Wald geräumt. Und schon um 14 Uhr stehen die deutschen Schützenlinien am Südausgang des Waldes, sehen das Dorf Beaumont vor sich liegen, das Ziel des kommenden Tages.

Inzwischen aber hat sich im Walde von Ville zwischen starken französischen Kräften und dem hessischen Leibgarde-Infanterie-Regiment 115 ein heldenhafter Kampf entwickelt. Die Hessen bleiben Sieger. Ja, es gelingt ihnen, durch den Wald zu dringen, und die Franzosen hinten in der Reservestellung beim Bereiten des Mittagessens zu überraschen. Die französischen Feldköche können nicht mehr schnell genug den Hohlweg verlassen und werden gefangengenommen.

Um dieselbe Zeit hat der rechte Flügel weitere Fortschritte gemacht und das Dorf Haumont erobert. An dieser Stelle können ungeheure französische Verluste festgestellt werden.

* * *

Was geschieht um diese Zeit im Herbebois, auf dem linken deutschen Flügel? Die 8. und die 12. Grenadiere brechen hier Punkt 12 Uhr zum Angriff vor. Es ist kein plötzliches Hervorstoßen aus den Gräben, wie sich das so nach langem Stellungskrieg gehört, sondern ein militärischer Spaziergang,



Zuerst marschierten die Feldgrauen noch mit der Regimentsfahne, auf dem Kopf die Pickelhaube. Auf den Straßen taute der Schnee. So schritten die Deutschen in die Schlacht um Verdun.



Ein halbes Jahr später marschierten immer noch deutsche Regimenter in die unersättliche Schlacht um Verdun. Aber es waren Regimenter ohne Fahnen. Statt Pickelhauben trugen die Soldaten den neuen Stahlhelm, und über der friedlichen Etappe lachte der Sommer.

wie man ihn zur Zeit der Befreiungskriege oder auch noch 1870 erlebt haben mag. Die Regimentsmusik steht im Graben und spielt die alten preußischen Militärmärsche, und unter diesen Klängen schreiten die Regimenter, wie eine einzige Mauer von Stahl und Willen, zum Angriff, marschieren unbeirrt, ohne große Hast über das Niemandsland.

Hinter ihnen das Singen und Tönen der Musik, und jetzt schwingt sich eine neue Stimme in den Klang der Märsche. Die französische Artillerie wirft den Angreifern ihre schwersten Granaten entgegen. Und jäh richtet sich die Wand der anjagenden Geschosse und verwehrt den Grenadieren den Vorstoß. Aus allen Ecken und Kanten des Waldes peitschen und zischen die Maschinengewehrkugeln. Vor den französischen Hauptvhindernissen bricht der glanzvoll und romantisch angefangene Angriff der 8. und 12. Grenadiere ohnmächtig zusammen.

Ohnmächtig? Ja, vorläufig, aber nicht willenlos. Der Kampfeswille ist da, und so werden an hundert und mehr Stellen sofort zielbewußte Versuche unternommen, diese unhaltbare Stellung zu verlassen. Es geht nicht, es ist unmöglich, daß zwei Regimenter hier vor dem französischen Hindernis liegen und vielleicht elend und ohne Kampf, Mann für Mann, von unsichtbaren französischen Scharfschützen abgeschossen werden. Nein, das geht nicht. Unbeirrt kriechen die Grenadiere vor und schneiden den noch

unangetasteten französischen Stacheldraht durch. Manchen wirft ein wohlgezieltes Geschoß blutig in den Schnee, aber schon hat sein Kamerad die Drahtschere erfaßt, sie den kraftlos werdenden Händen des Sterbenden entnommen und kriecht weiter, schneidet und schneidet.

Und dann bläst ein Hornist, bläst das altbekannte Signal der deutschen Armee, den Ruf des Kampfes und des Sieges, das einfache und markerschütternde Signal:

„Rasch vorwärts!"

Er weiß, warum er bläst, der Hornist. Er hat gesehen, wie rechts im Schutze eines schneeverwehten Geländestreifens ein deutscher Stoßtrupp durch das feindliche Hindernis in die französische Stellung gelangt und durch Winken zum Nachkommen auffordert.

Beim ersten Ruf des Hornisten erheben sich die Grenadiere. Der schütternde Klang des Hornes hat jede Furcht, jede Müdigkeit aus ihren Körpern geschüttelt. Unaufhaltsam und unerbittlich gegen sich selbst rennen sie vor. Die erste französische Stellung wird überrannt. Jetzt erkennt man, daß die deutsche Artillerie trotz ihrer unerhörten Wucht und Schießgenauigkeit diese Gräben fast nicht getroffen hat. Schier unberührt liegen die Gräben, weil sie viel zu gut verdeckt und versteckt waren.

Den Grenadieren muß dieser Erfolg vorläufig

genügen. Sie schanzen sich in der eroberten französischen Stellung ein. Für weiteres Vorgehen wird starke Artillerievorbereitung benötigt.

Am linken Flügel des deutschen Angriffs im Herbebois stockt der Angriff an diesem Tage vollkommen, trotz des Einsatzes zahlreicher Flammenwerfer. Die Regimenter 24 und 64 erleiden hier unerhörte Verluste. Besonders stark sind die Abgänge an Kompanie- und Zugführern.

Der Herbebois scheint jetzt, nach dem Verlust des Caures-Waldes, für die französische Heeresleitung die Hauptwiderstandslinie geworden zu sein. Und dann ist wieder eine Nacht da, die zweite Nacht der eingeleiteten Verdunschlacht. Wieder ist's eine strenge Frostnacht mit ungeheuren Entbehrungen für die Truppe. Viele Kompanien müssen auch diese zweite Nacht im Freien verbringen ohne einen Schluck Kaffee oder warmes Essen.

Und nun ist der neue Tag da, der 23. Februar. Auf dem rechten Flügel der deutschen Angriffsfront geht es gut voran. Die Brabantstellung wird von den Franzosen vollständig geräumt, denn man hat die Gefahr eines weiteren Festhaltens an dieser Stellung erkannt. Der französische Unterführer wird sich später dieser Räumung wegen, dieser kampflosen Aufgabe des Dorfes Brabant und der Stellungen bei Consenvoye, vor der französischen Kammer und vor einem französischen Kriegsgericht zu verant-

worten haben. Man wird ihn verurteilen und ihm den Ehrenrock des Soldaten ausziehen. Aber die Herren der Kammer und auch die Kriegsrichter am grünen Tisch wissen nicht, wie es am 23. Februar 1916 in der Brabantstellung aussieht. Sie wissen nicht, daß es für die dort kämpfenden Bataillone höchste Zeit ist, nach Süden auf Samogneux zu auszuweichen, weil die Deutschen auch Haumont genommen haben, auf Mezières und auf die Maas zustreben. Nur durch diesen raschen Rückzug entgeht die Besatzung der Brabantstellung einem kleinen Sedan.

Es ereignet sich noch sehr viel an diesem Tag. Der Wavrille-Wald, das Gehölz zwischen dem Caures-Wald und Herbebois, wird von der 49. Infanterie-Brigade im Sturm genommen, trotz des geradezu unerhörten Ausbaues der Gräben im Walde und vom Walde aus im Süden bis Beaumont.

Zwischen dem Südrand des Caures-Waldes und dem Dorf Beaumont erhebt sich eine sanft ansteigende Höhe. Fast 1500 Meter lang ist dieser Rücken, von deutschen Granattrichtern durchlöchert. Außer diesen Granattrichtern bietet diese Sturmanlaufstrecke keine Deckung. Flach dehnt sich das Schußfeld. Von Beaumont aus ist jeder Schütze, der den Wald verläßt, deutlich im Schnee zu sehen. Die französischen Maschinengewehre bellen den Angreifern entgegen. Keine weitere Deckung ist da als die mit Grund-

wasser gefüllten Granattrichter. Bis zum Halse müssen sich die Stürmer im eisigen Grundwasser decken, um dann wieder wenige Meter vorspringen zu können, auf das Dorf zu. Es ist eine Qual sondergleichen.

Am Nachmittag wird ein Gegenangriff auf den Wavrille-Wald befohlen. Der Sturm auf Beaumont ist ja inzwischen zum Stehen gekommen, und überhaupt scheinen sich die Ereignisse weiter links bei den Grenadieren zu verschärfen. Mit unerhörter Gewalt zerfetzt die französische Artillerie den Wavrille-Wald, und dann gehen französische Jäger zum Angriff vor. Aber sie kommen kaum aus ihren Gräben heraus. Der Angriff wird im Keime erstickt, und Reserven sind nicht da.

Der Wavrille-Wald ist vorläufig für die französische Verdunfront verloren, während das Dorf Beaumont, als Festung ausgebaut, immer noch Tod und Verderben auf die Angreifer speit, auf das Leibgarde-Regiment 115, das frei und ungedeckt im Schnee des Abhanges liegt oder sich stellenweise im Eiswasser der Trichter verbirgt. Sie können sich nicht einschanzen, die 115. Leiber, denn der Boden ist eisenhart gefroren. Zudem ist die Grasnarbe auf dieser Stelle und an diesem Hang sehr dünn. Schon in Fußtiefe klirren die Spatenblätter auf nackten Fels.

Vergebens versuchen immer wieder Teile des

Leibregiments auf eigene Faust gegen Beaumont vorzufühlen. Im Zischen des Maschinengewehrfeuers brechen die Tapfersten zusammen. Blutig werden alle deutschen Vorstöße auf das stark befestigte Dorf abgewiesen.

Im Herbebois wollen inzwischen die Männer des Sturmbataillons Rohr gegen den unsichtbaren Feind vorstoßen. Vergebens. Das verfilzte Unterholz gibt keine zehn Schritt Schußfeld frei. Unablässig schmettern die französischen Maschinengewehre in die deutschen Stellungen. Und dennoch, nach Einbruch der Dunkelheit räumen die Franzosen ihre feste Stellung im Herbebois. Sie haben links im Ville-Wäldchen das Hetzen der Signalhörner vernommen und wähnen die Deutschen schon in ihrem Rücken. Der Augenblick wird kritisch, und jetzt stoßen die Leute vom Sturmbataillon Rohr kräftig nach, und mit ihnen die Grenadiere. Sie durchschreiten den Herbebois und kommen bis dicht an den Chaume-Wald heran. Dieser 23. Februar hat blutig begonnen für die Deutschen, aber er endet siegreich. Die deutsche Linie ist auf der ganzen Angriffsbreite der Front tief ins Fleisch der französischen Verteidigung gedrungen. Im Schutze der Nacht werden die Verbände neu geordnet und ergänzt. Der morgige Tag soll den deutschen Waffen wieder einen vollen Erfolg bringen.

Inzwischen herrscht bei der französischen Heeresleitung größte Bestürzung. Die Verluste des Herbebois, des Caures-Waldes und der Brabantstellung lassen sich nicht leicht verwinden. Zorn und Trauer über die Wegnahme dieser als uneinnehmbar bezeichneten Waldstützpunkte erfüllen die Herzen. Man weiß genau, daß sie im deutschen Trommelfeuer kaum gelitten haben. Und dennoch sind sie mit stürmender Hand genommen worden. Schmach und Schande! Gewiß, man entschuldigt sich mit der Tatsache des beispiellosen Trommelfeuers und seiner demoralisierenden, entnervenden Wirkung. Aber die Verluste sind nicht mehr wettzumachen. Nur ein weiteres unnachgiebiges Festhalten kann die Ehre retten. Alle Stäbe rufen zum Widerstand auf und befehlen das sture Verteidigen der augenblicklichen Stellungen. So hat es General von Falkenhayn gewollt. Die Ausblutung des Gegners beginnt.

Am 24. Februar erstürmt das Infanterie-Regiment Nr. 80 die Höhe 344. Im Laufe des Mittags gelingt es den 117ern endlich, das Dorf Beaumont zu stürmen und auch das Fay-Wäldchen unschädlich zu machen. Die Regimenter 115, 116 und 117 sehen vor sich den Fosses-Wald liegen. Was verbirgt sich hinter dieser dunklen Waldlinie? Aber schon kommen die Grenadiere von links aus Richtung Herbebois auf den Fosses-Wald zu.

Der Chaume-Wald wird von der 6. Infanterie-

Division durchschritten, der Caurières-Wald genommen. Ohne besondere Schwierigkeit wird auch die Vaux-Kreuz-Höhe überschritten. Sie soll erst später, bei den Abwehrkämpfen, eine besondere Rolle spielen. Der Fosses-Wald wird gleichfalls noch im Laufe dieses Tages überrannt. Kurz vor Anbruch der Dunkelheit stehen die deutschen Schützenlinien an der Chambrette-Ferme und sehen vor sich einen langgestreckten Bergrücken, der im Dämmer des Abends versinkt. Hin und wieder blitzt es aus den Flanken dieses Berges. Dort steht feuernde Artillerie. Verwundert blicken die deutschen Soldaten hinüber und fragen nach der Bedeutung dieses Geländes und jener Höhe. Und es wird ihnen die Antwort:

„Das ist das größte und stärkste Fort der Verdunfront. Man nennt es — Fort Douaumont!"

An diesem einen Tag haben die Deutschen auf einer Breite von nicht weniger als 15 Kilometern überall zwei bis zweieinhalb Kilometer Gelände gewonnen. Die deutschen Infanteristen stehen in den französischen Batterien. Allein das Regiment 64 hat 25 Geschütze erobert. Die Verluste der Franzosen sind geradezu entsetzlich. Der Weg nach Verdun scheint frei. Wer will jetzt die Deutschen noch aufhalten, zumal auch die Höhe von Talou, die hervor-

ragende Nase südlich Samogneux, schon unschädlich gemacht ist und die feldgraue Front den Pfefferrücken bedroht. Von hier aus wird es den Angreifern möglich sein, die Feste Douaumont unter Flankenfeuer zu nehmen.

Was wird der morgige Tag bringen?

Werden die Franzosen ihren beabsichtigten Sturm gegen Samogneux durchführen?

Werden sie den Pfefferrücken halten? Ja, was wird dieser Tag bringen? Es wird bestimmt ein Tag der Überraschungen!

Ein Sprung bis auf den „Sargdeckel".

Der Tag wird eingeleitet, wie alle vorhergehenden Tage, durch den Punkt 10 Uhr beginnenden Artillerieüberfall. Aber diesmal werden nicht nur die französischen Stellungen und rückwärtigen Linien beschossen. Auch nicht nur die Anmarschwege, sondern weittragende Geschütze wuchten ihre schweren Geschosse nach Verdun. Die Eisenbahnlinien werden unter planmäßiges Feuer genommen. Deutsche Flieger steigen auf, sehen die Stadt und Festung Verdun an verschiedenen Stellen lichterloh brennen.

Die deutsche Truppe erwartet den Angriffsbefehl für 12 Uhr mittags. Aber es ereignet sich nichts. Kein telephonischer Durchspruch, kein Blinksignal, obwohl die Leitungen ganz und die Luft für optische

Telegraphie durchsichtig und klar ist. Endlich, kurz vor 14 Uhr, kommt folgender Korpsbefehl:

„Um 16 Uhr haben die Sturmtruppen den Chauffour- und Hassoulle-Wald anzugreifen. Die 15. Division hat Marschrichtung auf Fort Douaumont, und die 6. Division geht mit ihrem rechten Flügel links am Fort Douaumont vorbei."

Der Befehl sagt nichts von einem Sturm auf die Feste selbst, ja, er gibt Punkt 265, etwa auf der Höhe des Dorfes Douaumont, als äußerstes Ziel an. Für die deutschen Soldaten ist dieser Befehl diesmal unverständlich. Sie sehen vor sich den langgestreckten Bergrücken, die Kuppe der Festung Douaumont, der sie sofort den Namen „Sargdeckel" beilegen. Sie sehen dies alles greifbar nahe und sollen nicht hinein dürfen. Scheinbar tot liegt die Riesenfeste. Welch ein Sieg, sie jetzt überrumpeln zu können. Im Herzen vieler deutscher Männer herrscht in diesem Augenblick nur noch ein Wille, eine Absicht: „Douaumont muß genommen werden, selbst auf die Gefahr hin, den gegebenen Korpsbefehl zu übertreten."

Noch nie, seit Beginn der Kämpfe, wehte die deutsche Flagge so günstig über der Walstatt wie jetzt, am Morgen des 25. Februar. Überall haben die feldgrauen Kompanien die in Eile ausgehobenen

festen Stellungen und das jüngst noch als uneinnehmbar bezeichnete Grabensystem der Franzosen überrannt. Was kann jetzt schon geschehen? Welches Hindernis wird sich jetzt noch der deutschen Wut entgegensetzen? Douaumont? Ja, Douaumont steht da! Der Douaumont, ein Koloß unter den Festungswerken, Douaumont, dieser riesenhafte, unterhöhlte Berg. Der stärkste Zahn im Riesengebiß der Feste Verdun steht da. Und dieser Zahn scheint nur auf die deutschen Sturmkolonnen zu warten, um sie zu vernichten, zu zermalmen, in den Boden zu stampfen.

Der 25. Februar ist da, und mit ihm das Ende der Riesenfeste Douaumont. Nein, in der Absicht des Generals Falkenhayn liegt diese Eroberung im Sturmlauf nicht. Ein rascher Sieg, ein Handstreich auf Verdun, soll diese groß aufgezogene Offensive nicht sein, sondern nur eine langsame Zermürbungs- und Ausblutungsschlacht. Die Menschenmühle wird nicht arbeiten können, wenn deutsche Sturmtruppen ohne Aufenthalt durchdringen und die Zähne dieser Mühle ausbrechen. Nein, auf Douaumont und die anderen großen Festungswerke hat Falkenhayn vorläufig keine Absicht.

Der deutsche Sturmoffizier und alle diese Feldgrauen, die lehmüberkrustet, von eisigen Winden durchschüttelt und dennoch tatendurstig in den eroberten Schützenlöchern liegen, mitten auf dem Kampffeld, sie aber müssen den Douaumont und die anderen

Festungswerke haben. Es muß für den deutschen Soldaten ein Ziel und einen Zweck in diesem Kampfe geben. Was weiß der deutsche Soldat von Ausblutungstaktik? Er wird dies nie verstehen können. Entweder hat man gesiegt, und dann ist das ganze Gelände einschließlich aller Festungswerke in der Hand des Siegers, oder man hat den Kampf verloren. In diesem Fall bleibt man eben liegen und schaut nur ohnmächtig hinüber auf das Ziel, auf die Werke, die unerreichbar geblieben sind. Der deutsche Soldat hat bisher gesiegt und sein Wille ist hart. Und dieser harte Wille befiehlt: „Vorwärts!“

Deshalb muß der Douaumont fallen! Und drüben in der fernen Heimat, die heldenhaft hungert und heldenhaft leidet, brauchen sie einen greifbaren Punkt. Was kann der deutsche Bauer aus dem Heeresbericht lesen, wenn dieser Heeresbericht ihm von der eroberten Südecke des Fosses-Waldes erzählt oder von der Einnahme der Höhe 344? Was kann sich der deutsche Industriearbeiter unter der Eroberung des Vaux-Kreuzes vorstellen oder unter den Kämpfen im Herbebois? Das sind doch nur Namen, die nicht haftenbleiben. Aber die Einnahme einer Festung, eines Riesenforts im ehernen Gürtel von Verdun, jawohl, das ist eine Tatsache, mit der man operieren kann. Das begreift der alte Veteran von 1870/71, der sich nicht mehr sattessen kann. Das

weiß die hungernde Frau und tröstet sich, weil nun wieder ein großer Schritt zum Frieden getan worden ist.

Die Einnahme einer Riesenfestung, jawohl, das versteht auch der Bauer in Schleswig, in der Eifel, im Allgäu oder sonstwo, jawohl, das begreift der Industriearbeiter an der Ruhr, der Kumpel unter Tage, der Schiffer auf der Elbe und der Eisenbahner auf ratterndem Schienenstrang. Sie alle wissen, was es heißt und was es zu bedeuten hat, wenn eine Riesenfestung mit stürmender Hand von deutschen Truppen eingenommen wird. Das deutsche Volk braucht eine Fahne, ein Symbol, um aushalten zu können. Die Einnahme der Feste Douaumont, ja, das ist ein Symbol, das ist eine Tat, die man dem deutschen Volk vorsetzen muß. Der deutsche Soldat, die deutsche Frau, der deutsche Bauer, sie alle lechzen nach der Tat und nicht mehr nach den Namen.

Und diese Tat heißt „Douaumont!"

Im Laufe der Nacht vom 24. zum 25. Februar hat General Chrétien, der kommandierende General der um Verdun kämpfenden französischen Armee, folgenden Befehl an seine Truppen erlassen:

„Befehl Nr. 22.

1. Der kommandierende General der Armee ordnet an, daß die vorgeschobene Linie, die augenblicklich

durch das XX. Armeekorps besetzt ist, unter allen Umständen gehalten werden muß. Die Hauptwiderstandslinie des XXX. Korps ist die Linie der Festungswerke. Diese Linie führt durch die Dörfer Bras, Douaumont, dann durch das Zwischenwerk Bezonvaux, Hardaumont, Fort Vaux, La Laufée, Batterie Eix.

2. Die kommandierenden Generäle aller Divisionen haben die Pflicht, diese Verteidigungslinien erkunden und verbessern zu lassen. Die Stellungen müssen jederzeit so besetzt sein, daß die vorgeschobenen Abteilungen jederzeit darin aufgenommen werden können, um dort Widerstand bis zum Letzten zu leisten."

Damit ist alles klar. Die französische Kampflinie liegt in der Nacht zum 25. Februar der deutschen vorderen Linie dicht gegenüber. Douaumont bleibt im Rücken dieser Kampflinie. Ja, Douaumont und die anderen Festungen sollen endlich — so will es dieser Befehl — die ihnen gehörende Aufgabe erhalten. Es steht doch ausdrücklich in diesem Befehl, daß Douaumont gehalten werden muß und daß alle Festungswerke, natürlich auch der Douaumont, zur Aufnahme der rückflutenden Einheiten dienen sollen, wobei äußerster Widerstand zu leisten ist. Und trotz dieses eindeutigen Befehls wagt es heute eine unsachliche Geschichtsschreibung, die Tat der Deut-

schen vor Verdun zu verkleinern und zu behaupten, das Riesenfort sei nicht durch Waffengewalt, sondern durch List und Überrumpelung gefallen.

Die Einnahme der Kernfeste ist und bleibt ein Heldenstück im deutschen Kampf um Verdun, ein Lichtblick im Dunkel dieser seltsamen Zermürbungs- und Ausblutungsschlacht.

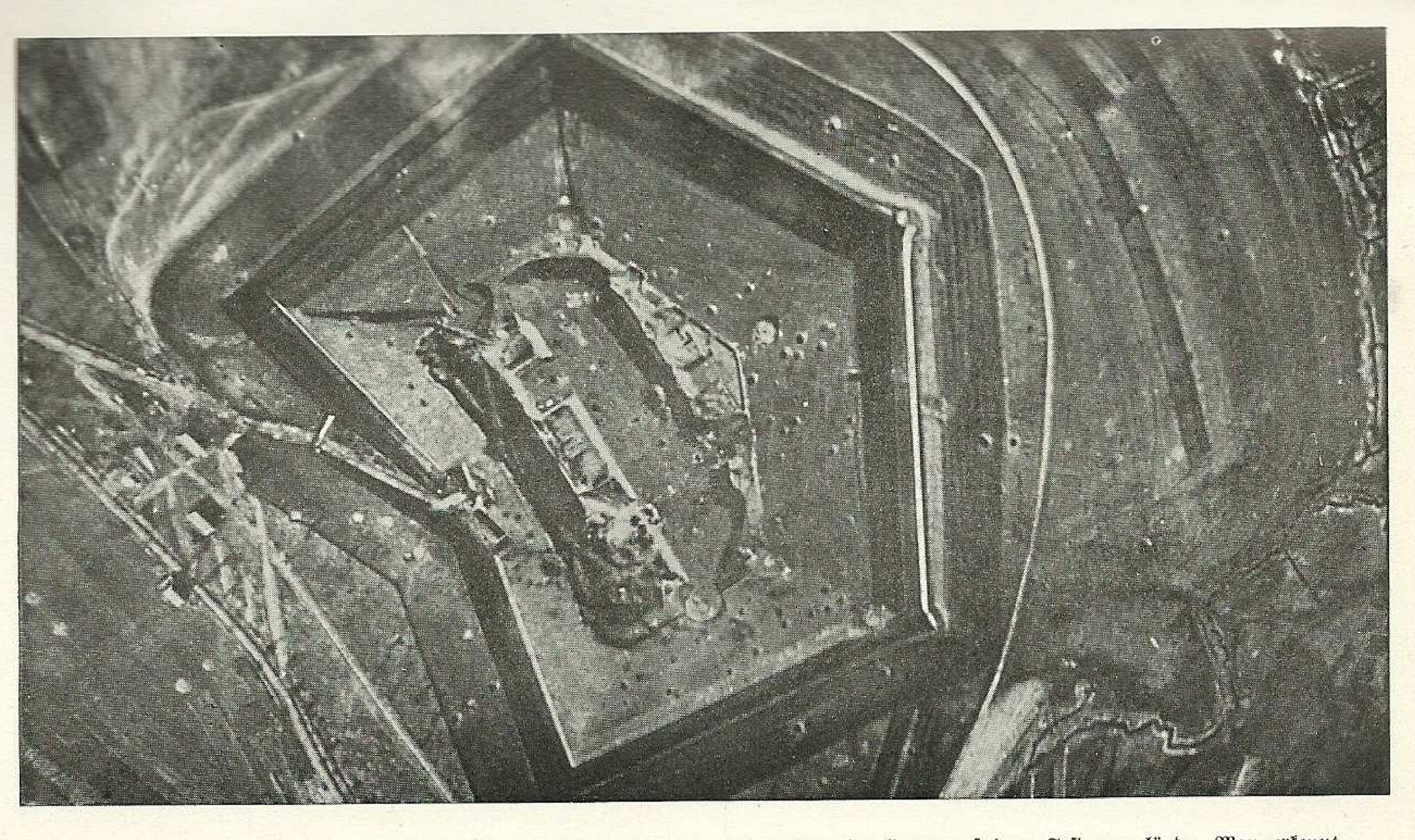
Gewiß, es muß zugegeben werden, das Fort ist von französischer Seite nicht planmäßig verteidigt worden. Aber auch der deutsche Angriff auf den Riesen hatte keinen Plan. Der deutsche Soldat hat das Fort angegriffen und genommen, aus dem inneren Drang heraus, dies tun zu müssen. Der Augenblick war günstig. Der Feigling nutzt auch den günstigen Augenblick nicht. Und gerade deshalb, weil die Tat gewagt wurde, klingt der Name Douaumont so hoch in der Geschichte des deutschen Soldatentums.

Um 10 Uhr am 25. Februar 1916 setzt wie immer das Trommelfeuer ein. Der Angriffsbefehl läßt jedoch wieder auf sich warten, genau wie am Vortage. Ungeduldig harren die Truppen in ihren geringen Unterständen und rasch gebauten Schützenlöchern. Es verfinstert sich der Himmel. Leise rieselt der Schnee. Für den Tagesangriff ist dieser Schneefall nicht sehr günstig. Endlich, um 16 Uhr, als es schon dunkelt, kommt der Angriffsbefehl. Die Ziele liegen dicht

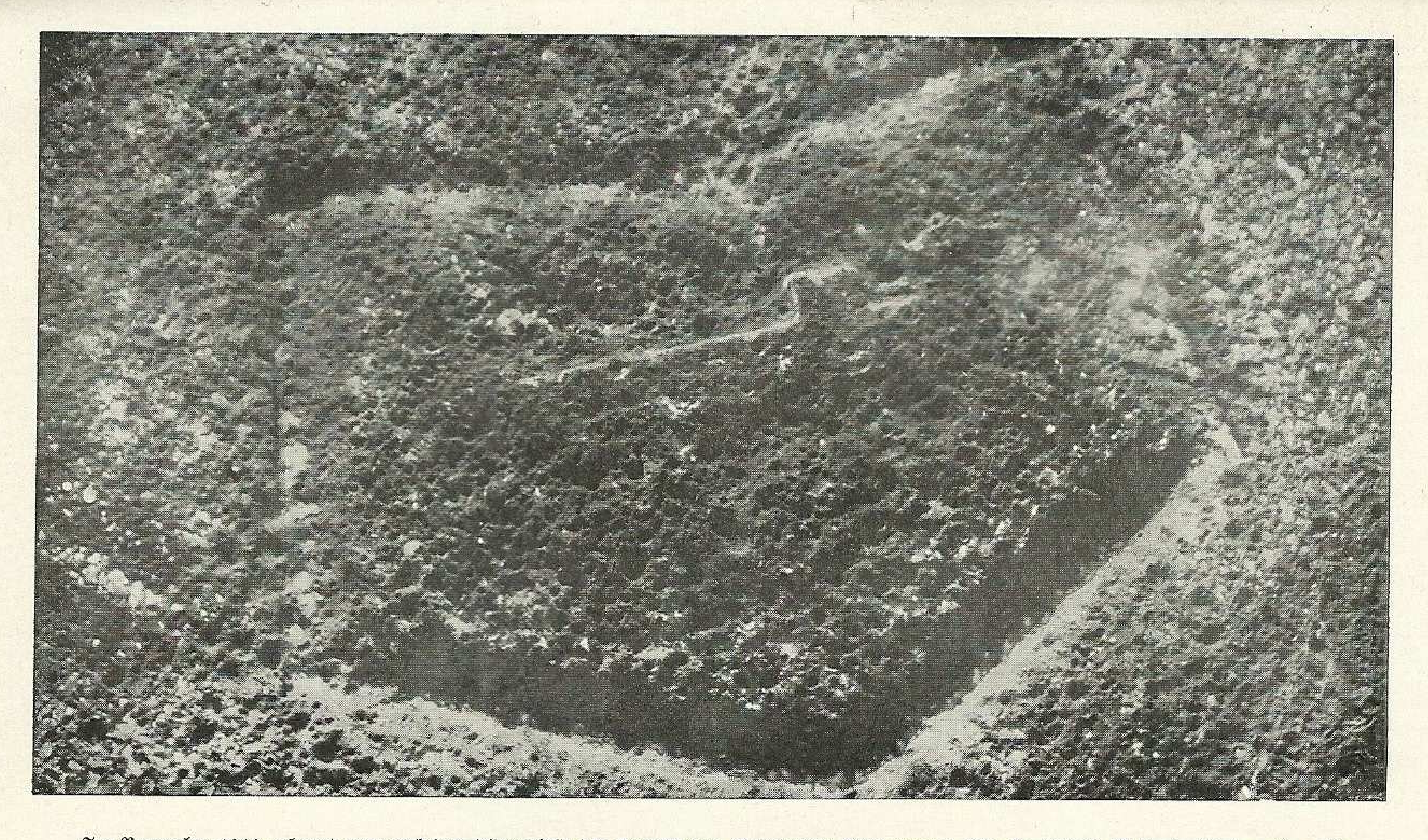
vor dem Douaumont. Unmittelbar hinter der Feuerwalze schreiten die Vierundzwanziger in die Schlacht. Ganz dicht, schier greifbar nahe liegt der Koloß vor den Augen der deutschen Soldaten. Jetzt oder nie, jetzt gilt's. Oberleutnant von Brandis, der Führer der 8. Kompanie, Leutnant Radtke und Hauptmann Haupt, Führer der 7. Kompanie, beschließen gleichzeitig und unabhängig voneinander, mit ihren Leuten das Fort zu stürmen.

Und der Befehl? Ja, wo bleibt denn der Befehl? Er ist nicht da, er wird überhaupt nicht ausgegeben. Einerlei, in diesem Falle liegt die Entscheidung im Herzen und im Drang nach Tat und Vorwärts, und dies alles ist stärker als jegliche Rücksichtnahme. Die deutschen Soldaten sehen sich in einer Zwangslage. Nie wieder dürfte ihnen der glatte Sturm auf das Fort so gelingen wie jetzt, da sie, nur 1000 Meter von der Feste entfernt, auf der gewonnenen Höhe 345 stehen, zwischen Chauffour- und Hassoulle-Wald. Sie sehen, wie das Gelände im Schutze der Dämmerung geräumt wird. Zahlreiche Franzosen laufen flüchtend auf die Feste zu, um dort Schutz und Unterkunft zu suchen.

Der Flockentanz hat sich verstärkt. Im Rücken eines fliehenden Gegners kann man gut nachstoßen. Zahlreiche der auf Douaumont flüchtenden Franzosen haben ihre Gewehre weggeworfen. Die Poilus sind von wilder Panik erfaßt. Eine militärische



Fort Douaumont zu Beginn der Schlacht. Nur wenige Einschläge deutscher Granaten liegen auf dem Festungsgelände. Man erkennt deutlich Straßen, Schützengräben, Felder und Häuser.



Im November 1916 erkennt nur noch das Fliegerbild die Umrisse der Panzerfeste Douaumont. Die Landschaft ist tausendfach zerstampft und durchwühlt.

Sünde, noch mehr — ein Verbrechen —, diesen Augenblick nicht zu nützen und dem Gegner jetzt Zeit zu lassen, seine Angst in der Sicherheit der Kasematten im Douaumont abzuschütteln, dort Atem zu schöpfen und eine neue Front zum erbitterten Widerstand zu bilden. Nein, das darf nicht sein. Der in Bewegung geratene Gegner muß in Bewegung gehalten werden. Zumindest ist jetzt der Angriff auf das Fort günstig wie nie. Ohne Unterbrechung trommelt die deutsche Artillerie auf den Sargdeckel, das heißt auf die langgestreckte Kuppe der Panzerfeste. Dort ist das Ziel, ein geradezu klassisches Ziel. Bei Tage ist der Sargdeckel allen Batterien und allen Beobachtungen viele Kilometer im Umkreis gut sichtbar.

Die deutsche Artillerie trommelt auf den Douaumont, und währenddessen werfen sich die Vierundzwanziger rücksichtslos in den Feuerorkan. Die Sturmlinien arbeiten sich planmäßig gegen die Festung vor. Und jetzt stehen sie vor einem sehr breiten Drahthindernis. Unangetastet liegt es da, schier mannshoch.

Was bedeutet jetzt noch ein Drahthindernis, jetzt im Augenblick des Griffes nach dem Sieg?! Drahtscheren werden hervorgeholt. An mehreren Stellen gleichzeitig ist's ein fieberhaftes Knipsen und Knacksen. Und da heult es durch die Luft, und schwere Einschläge liegen mitten im Drahtverhau. Haben die Franzosen den Angriff auf Fort Douaumont entdeckt? Beginnt

jetzt schon die Abwehr? Sind's wirklich französische Einschläge? Die Stürmer lauschen. Es kommt schon die zweite Salve daher, und siehe, sie heult von hinten heran, aus dem Rücken der deutschen Angriffsfront — —

Deutsche Granaten bersten zwischen den Douaumontstürmern. Natürlich, alles in Ordnung. Es muß ja so sein, denn nach dem Plan der deutschen Heeresleitung, darf jetzt noch kein deutscher Soldat so weit vorgedrungen sein. Die Hauptwiderstandslinie hat zwischen Chauffour- und Hassoulle-Wald zu liegen, dicht vor dem Dorf Douaumont. Ein Angriff auf das Fort ist nicht vorgesehen.

Die schwere deutsche Artillerie hämmert Salve um Salve in den französischen Drahtverhau um Douaumont. Und auch drüben, auf dem Sargdeckel, tanzen die Einschläge mit dumpfem, hohlem Klang. Vergebens verschießt Leutnant Radtke seine Signalraketen mit der an diesem Tag gültigen Farbe: „Artillerie schießt zu kurz, Feuer nach vorne verlegen."

Nichts, kein Lichtschein, keine Signalrakete, dringt nach hinten. Dicht und unerbittlich hat sich ein Schleier von Schneeflocken zwischen den Douaumont und die deutsche Artillerie-Beobachtung geschoben. Von hinten jaulen die schweren Granaten der deutschen Artillerie heran, eine rücksichtslose Beschießung durch die eigenen Kameraden, und vorne,

nur zwei Sprünge weit, lockt das rettende Fort. In seinen betonierten Kasematten ist Sicherheit. Das Ziel ist schon ein Opfer wert; das Fort muß deutsch werden!

Im Herzen dieser Männer da draußen am Drahtverhau vor der Riesenfeste Douaumont wächst eisenhart der Entschluß. Einen anderen Ausweg gibt es für ihre Soldatenehre nicht mehr. Nur für Feiglinge gibt es noch einen anderen Ausweg, die Straße der Vorsicht, ja man möchte sagen der Ängstlichkeit. Sie könnten ja einfach den Armeebefehl ausführen, diese Männer, und sich auf Punkt 345 und in die Stellungen zwischen Chauffour- und Hassoulle-Wald zurückziehen. Ja, das könnten sie. Aber solange noch ein Funken Mut im Herzen pocht, solange noch Stolz in der Brust glüht und die Freude am männlich-harten Sieg, so lange können sich die Offiziere und diese prachtvollen Soldaten nicht zu einer letzten Maßnahme der Vorsicht entschließen. Jetzt sind sie da, und das Fort liegt greifbar nahe vor ihnen. Und da schreit Hauptmann Haupt:

„Drauf und ran! Das Fort ist unser! Was fällt, fällt! Vorwärts!"

Und da ist das Drahthindernis überwunden. Die Parole heißt: Douaumont! Es gibt nichts anderes mehr als dieses Ziel. Von allen Seiten streben jetzt die Menschen gegen die Feste. Ein Hindernis erhebt sich als letzte schwere Bedrohung. Um den

Wallgraben, um diesen Schutz des Kernwerks, erhebt sich ein starker hoher Eisenzaun. Die pfeilerartigen Stäbe stehen steil nach oben gerichtet, etwa 5 bis 7 Meter hoch. Ihre Spitzen aber drohen nach vorne und sind mit Stacheldraht untereinander verbunden. Ein Überklettern dieses Hindernisses ist so gut wie ausgeschlossen. Unerhört viele und kostbare Zeit würde dabei verlorengehen. Der kühne Kletterer böte den Scharfschützen im Fort ein willkommenes Ziel. Diese Scharfschützen sind da und halten die Stürmenden in der Visierlinie ihrer Gewehre. Woher kommen diese wohlgezielten Schüsse? Vom nahen Kirchturm des Dorfes Douaumont belfert ohne Unterbrechung ein französisches Maschinengewehr.

Dort haben sich einige Kühne festgesetzt und jagen Streifen um Streifen in das Drahthindernis und auf die kleine Gruppe der deutschen Angreifer, halten auch das deutsche Gros wirksam nieder und bilden eine stete Bedrohung für die Männer vorne am Gitter. Die kupfernen Spitzgeschosse singen und johlen und pfeifen, und die Querschläger miauen wie Katzen. Und dabei wird es von Minute zu Minute dunkler. Die Maschinengewehrschützen im kaum 400 Meter entfernten Kirchturm haben ihr Maschinengewehr gut eingeschossen. Sie brauchen nicht mehr zu zielen. Sie brauchen nur abzudrücken. Die Garbe erreicht auch so ihr Ziel.

Soll die ganze bisherige Tapferkeit und der ganze Drang nach vorwärts an diesem dummen Festungsgitter scheitern? Es muß doch irgendwo eine Lücke sein, irgendwo! Jawohl, eine Lücke wird endlich gefunden. Man ruft sich diese erfreuliche Tatsache zu, und die Stürmer klettern durch das Loch, das eine deutsche Granate gerissen hat. Die Bresche ist da. Und während dieser Zeit wird an der Nordostecke des Grabens eine zweite Bresche entdeckt.

In diesem Augenblick schlägt ein deutscher Volltreffer dicht neben den vorhergehenden Schützen in den Boden des Glacis. Hauptmann Haupt stürzt und bleibt liegen. Steine und Erdbrocken fallen auf ihn herab und durch die Reihen gellt der Ruf: „Der Hauptmann ist gefallen."

Nein, er ist nicht gefallen. Er richtet sich wieder auf, er ist wieder da! Nur für kurze Zeit war er betäubt vom Luftdruck und von herabfallenden Erdmassen. Er ist da und springt mit den andern Männern in den Graben. Dieses Hinabgleiten in den Wallgraben ist nur an den beiden Einschußstellen möglich, weil zahlreiche Trümmer umherliegen und eine schiefe Gleitbahn bilden. Obendrein finden die vordersten Stürmer drunten einige Stangen, die sie rasch aufrichten, um ihren nachrückenden Kameraden das Hinabgleiten in den Graben zu erleichtern.

Und nun sind sie im Graben, etwa hundert Deutsche, darunter neunzehn Offiziere. Sie stehen

im Wallgraben und sehen sich froh und stolz in die leuchtenden Augen. Sie fühlen sich als Sieger, und nur einige Offiziere wissen um die unerhörte Gefahr des Augenblicks. Es braucht jetzt nur ein Mann, nur ein einziger Feind da zu sein, ein Poilu, der Mut hat. Die Deutschen stehen dicht unter den drohenden Mündungen der Grabenstreichen, ja, sie stehen unter den runden eiskalten Augen mehrerer französischer Maschinengewehre, die vielleicht in der nächsten Sekunde losbelfern werden.

Nur ein einziges Maschinengewehr braucht zu sprechen, und innerhalb weniger Sekunden liegen hundert Deutsche zuckend und sterbend am Boden. Ein einziger entschlossener Mensch kann das Schicksal der Feste noch wenden. Doch dieser einzige entschlossene Mann findet sich nicht. Es befindet sich in diesem Augenblick auch kein französischer Offizier im Fort Douaumont. Unaufhaltsam sind die starken französischen Streitkräfte über das Fort hinweg nach hinten geflohen, in rückwärtige Aufnahmestellungen. Der Retter der Festung ist nicht da.

Und doch sind Franzosen im Fort. Denn oben auf dem Sargdeckel brüllt in regelmäßigen Abständen ein französisches Geschütz. Die Deutschen spüren genau jeden Abschuß. Warm streicht der Luftdruck über ihre Köpfe hinweg. Das französische Festungsgeschütz schießt und schießt ohne Unterlaß gegen Norden, und pausenlos antwortet die deutsche

Artillerie. Unvermindert schlägt das deutsche Vernichtungsfeuer auf die Festung, die nun von den Vierundzwanzigern unter Oberleutnant v. Brandis besetzt, aber noch nicht durchsucht ist.

Rasch werden die Gruppen verteilt. Unter Führung der Offiziere dringen die Deutschen von mehreren Seiten in das Fort. In den Gängen, auf den Treppen und in den betonierten Kasematten ist das dumpfe Hallen der benagelten deutschen Soldatenstiefel. Unheimlich die Ruhe in der Feste. Hier lauert irgendwo verborgene Gefahr. Tote Franzosen liegen zwischen weggeworfenen Ausrüstungsgegenständen und Waffen. Aber von Lebenden keine Spur. Das Fort ist wie ausgestorben.

Mißtrauisch gleiten die dünnen Lichtbündel der Taschenlampen über alle Wände und alle Winkel. Langsam, schußbereit die Gewehre, die Offiziere mit entsicherter Pistole, schreiten die Deutschen durch die Gänge. Jeder Mann ist allerhöchste Kampfbereitschaft.

Und währenddessen ist ein Unteroffizier mit der gelbroten Artillerie-Signalflagge auf den Sargdeckel geklettert, auf dem deutsches Vernichtungsfeuer wirbelt, und hat dort, im Toben der Explosionen, im Sausen der Splitter, den Rahmen mit dem spitzen, eisenbewehrten Stiel in den Boden gewuchtet. Sie soll stehen und der Artillerie das erreichte Ziel zeigen. Doch die Artilleriebeobachter sehen nichts.

Es ist inzwischen zu dunkel geworden und die Scherenfernrohre auf den Beobachtungsständen, die bis zur 7 Kilometer entfernten Chambrette-Ferme vorgezogen sind, starren wieder einmal in das weiße Nichts der unablässig rinnenden Schneedecke.

Und nun stößt Leutnant Radtke drunten im Fort auf Franzosen. Er hält ihnen die Pistole vor die Brust und schreit:

„Hände hoch!"

Sie lassen die Gewehre fallen, strecken die Hände hoch und geben sich gefangen. Nicht genug, von allen Seiten werden jetzt gefangene Franzosen herbeigeführt, 67 Mann. Darunter sind auch die letzten Artilleristen vom Geschütz, drüben im Panzerturm. Der Douaumont schweigt jetzt. Dunkel und tot liegt die langgestreckte Riesenkuppe.

Was hat das zu bedeuten? Eine Falle? Natürlich, eine Falle! Die Franzosen haben nur diese schwachen Kräfte in der Riesenfeste gelassen, weil sie die Absicht haben, alles in die Luft zu sprengen. Liegt nicht irgendwo schon die rauchende Zündschnur? Der Pionierleutnant Voigt wird ausgeschickt, die Leitungen abzusuchen und eine drohende Gefahr festzustellen. Er sucht gewissenhaft und kann an keiner Stelle irgendeine Zündung oder überhaupt nur die Möglichkeit einer solchen entdecken. Nur einige Minuten lang behauptet sich ein neues wildes Gerücht: Werden die Franzosen nicht durch Fern-

zündung, von Verdun aus, oder durch unterirdische Gänge das Fort in die Luft jagen?

Nein, man überschätzt die Vorsicht der Franzosen. An die Möglichkeit einer Sprengung des Douaumont, nach der Besetzung durch den Feind, hat die französische Heeresleitung nicht gedacht. Die Riesenfeste Douaumont ist wirklich und ehrlich in deutscher Hand. Gewiß, die beginnende Dämmerung, das Schneegestöber und das rasche Vordringen auf dem Fuß der weichenden Franzosen haben den Deutschen die Arbeit bedeutend erleichtert. Aber diese Arbeit war dennoch zu leisten und die Tat bleibt bestehen. Douaumont ist das Fanal des Sieges. Jetzt wird dieser Sieg vorangetragen. Und ein Tag wird sein wie der andere. Verdun wird fallen. Verdun muß fallen. So hofft es die öffentliche Meinung in Deutschland, so will es der Vorwärtsdrang der heldenhaft leidenden und heldenhaft kämpfenden deutschen Fronttruppe.

Ja, ohne Murren, ohne Zaudern hat man dies alles mitgemacht, sich in das Schneegestöber geworfen und in den Hagel der feindlichen Geschosse. Man hat auf warmes Essen verzichtet und auf Unterkunft, man hat mit jeder Minute dem kalten Tod ins Auge geschaut und für sich persönlich die Hoffnung auf Heimkehr vergessen. Aber dafür, für dieses Leben und für dieses Opfer, verlangt man einen Preis. Dieser Preis ist nicht zu hoch, wenn er

mit kostbarem Leben und kostbarem Blut erkauft wird.

Verdun ist dieser Preis.

Kampf um das Dorf.

Der Douaumont ist in deutscher Hand. Aber hinten wissen sie es noch nicht. Im Hinterland glaubt man es nicht, kann man es einfach nicht glauben. Noch immer schlägt der Feuerwirbel der deutschen Artillerie unvermindert auf den Sargdeckel, auf die Kuppe der Festung. Wird die Artillerieflagge noch oben stehen? Wohl kaum. Es ist ja auch einerlei. Sie hat nichts mehr zu sagen. Ehe der Morgen graut, muß sichere Nachricht an die deutsche Heeresleitung gelangt sein, die stolze Meldung von der Einnahme der Feste Douaumont. Man wird hinten vielleicht lachen, man wird den Erfolg nicht glauben wollen.

Fort Douaumont eingenommen? Ausgeschlossen, so etwas gibt es ja gar nicht. Das geht doch weit über den ausdrücklichen Befehl der Heeresleitung hinaus. Die Feste Douaumont kann nicht genommen sein.

Hauptmann Haupt schickt Oberleutnant von Brandis zur Berichterstattung nach hinten. Aus dem Munde des mitstürmenden Offiziers sollen alle Dienststellen, die es angeht, den Sieg erfahren. Oberleut-

nant von Brandis verläßt gegen 19 Uhr, bei tiefster Dunkelheit, die Feste Douaumont. Glücklich gelangt er in den Graben, schwingt sich wieder durch eine Bresche unter dem Eisenzaun hinweg, durcheilt eine der Gassen im Drahthindernis, weicht den deutschen Einschlägen mit geschickter Frontwitterung aus und erreicht endlich, nach langem beschwerlichen Marsch, die deutschen Batterien. Hier erfährt er, daß man immer noch den Sargdeckel beschießt und noch stundenlang weiter zu beschießen gedenkt, denn „Douaumont ist ja in französischen Händen".

„Douaumont in französischen Händen? Nein, Douaumont ist seit einigen Stunden schon von den Deutschen erobert und besetzt. Allerdings sind es nur hundert Mann, zusammengewürfelt aus mehreren Truppenteilen, die jetzt im Fort weilen, Pioniere und Infanteristen. Aber schon sind neue Verstärkungen unter dem Befehl des Major v. Klüfer unterwegs."

Die Batterieführer vernehmen es staunend und lassen das Feuer vorverlegen. Sie tun es zögernd. Aber sie glauben diesem Oberleutnant, der so eindringlich spricht und ihnen den Hergang in kurzen Worten schildert. Weiter rückwärts, bei den Stäben hören sie's auch und lassen sich Einzelheiten erzählen. Kein Zweifel mehr. Die Panzerfeste Douaumont ist in deutscher Hand. Alle Nachrichtenstellen fiebern. Der Draht arbeitet. Die Fernsprecher summen. In

den Morseapparaten tickt und lebt die Nachricht, und ehe eine weitere Stunde vergangen ist, vernimmt man es in der Heimat. Man hört es und atmet auf. Ja, das ist eine Tat, eine befreiende Tat. Und dann kommt der Tagesbericht der Obersten Heeresleitung und meldet:

„Die Panzerfeste Douaumont, der nordöstliche Eckpfeiler der permanenten Hauptbefestigungslinie der Festung Verdun wurde durch das Brandenburgische Infanterie-Regiment 24 erstürmt und ist fest in deutscher Hand."

Im Laufe des späten Abends hatte Hauptmann Walter Bloem, der bekannte Schriftsteller, an der Spitze des 1. Bataillons der 12. Grenadiere, unter schweren Verlusten und unsagbaren Mühen das Weichbild des Dorfes Douaumont erreicht. Bloem wußte nichts von der Wegnahme der Feste durch die Vierundzwanziger. Er schickte sich an, beim Morgengrauen den letzten gewaltigen Satz gegen die Panzerfeste zu wagen. Da meldeten vorgeschickte Patrouillen: „Die Vierundzwanziger sind bereits in der Feste!"

Für Bloem und seine Getreuen ging ein herrlicher Sieg verloren. Aber auch ihnen, diesen Grenadieren, gebührt hohe Ehre, denn ihr tapferes Eingreifen hat einen nächtlichen Flankenstoß der Franzosen auf die eroberte Feste unmöglich gemacht.

Der 26. Februar wird große Überraschungen bringen, das wissen die Eroberer der Feste, das wissen auch alle Stäbe, die gestaffelt auf dem ganzen Kampfgelände liegen. Niemand wagt, an einem machtvollen französischen Gegenstoß zu zweifeln. Unter allen Umständen werden die Franzosen, das steht nun einmal fest, mit den letzten Mitteln, mit einem letzten Aufgebot von Menschen und Material, diese Scharte auszuwetzen versuchen. Noch nie haben jene deutschen Männer, die jetzt in der Feste Douaumont die Stellung halten wollen, so sehnsüchtig und doch mit solch heimlichem Bangen den jungen Tag erwartet.

Das Schneegestöber hört gegen Morgen auf, und ein strahlend heller, kalter Tag leuchtet bald über dem Schlachtfeld um Verdun. Oberleutnant von Brandis hat sich auf das Dach der Hauptkaserne im Fort begeben und hält Ausschau. Er sieht auf allen Straßen und Anmarschwegen französische Kolonnen, die in Stellung rücken und vermutlich den Auftrag haben, das Fort Douaumont wiederzuholen. Noch schweigt das Massenfeuer der Artillerien. Wahrscheinlich nimmt man auch bei ihnen notwendige Umgruppierungen vor. Vermutlich werden auch die Munitionsstapel ergänzt. Geringes Störungsfeuer liegt noch über der verschneiten Landschaft.

Der einsame Beobachter hoch oben auf dem Dach der Feste Douaumont, auf der höchsten Spitze des

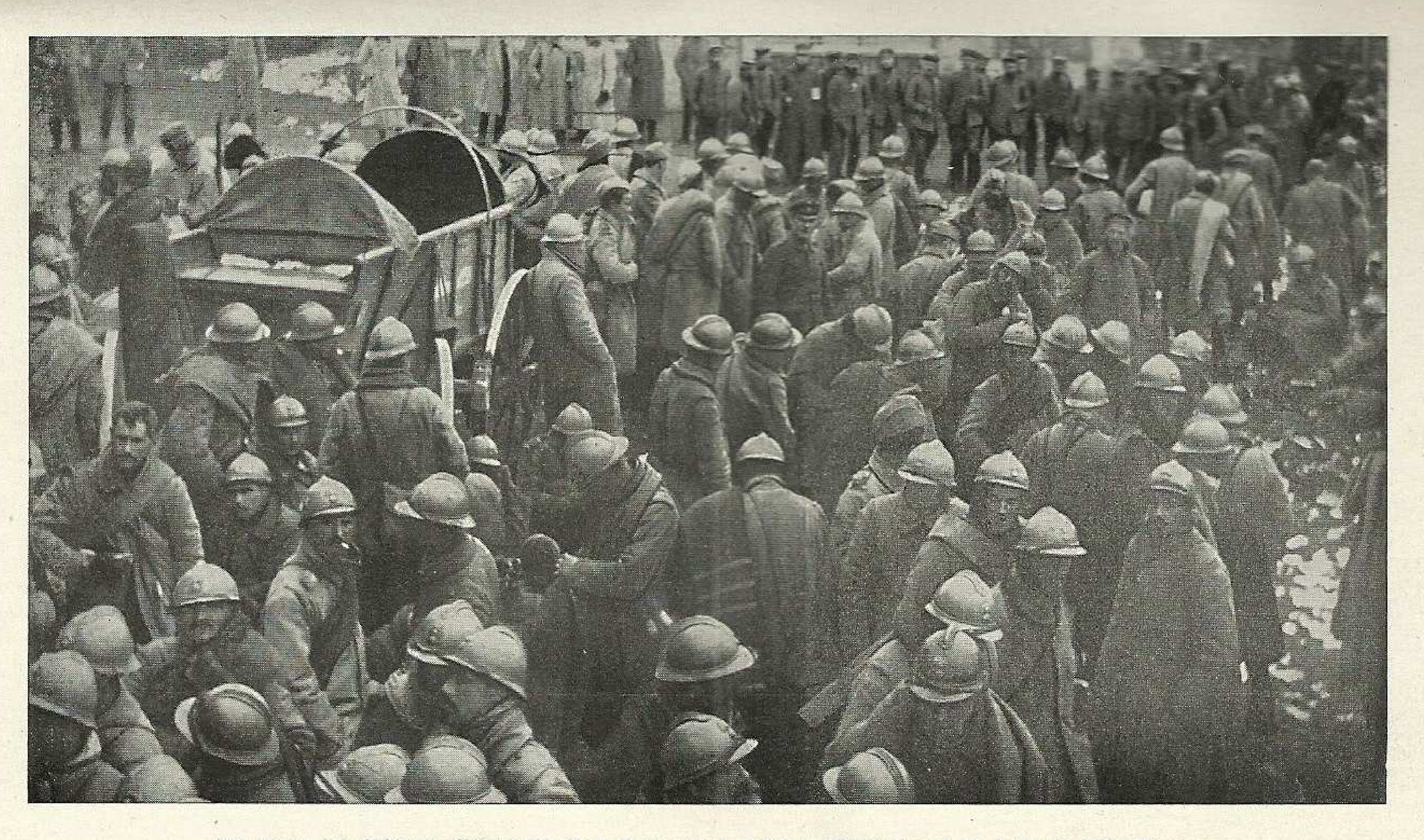
Sargdeckels, 388 Meter über dem Meeresspiegel, überschaut das ganze weite Hügelgelände ringsum, das Schicksalsfeld zweier Völker. Im Rund seines Feldstechers entdeckt er vollbesetzte französische Kraftwagen, die bis an die „kalte Erde" heranrücken. Genau bis dorthin reichen auch die gezielten Geschoßgarben der deutschen Maschinengewehre. Und dann sieht er französische Regimenter, die Offiziere zu Pferde, in Marschrichtung auf das Dorf Fleury. Ohne Furcht vor Entdeckung zieht diese Truppe dahin, in dichtgedrängter Kolonne. Von weiter rückwärts, aus der Etappe, arbeiten sich endlose Menschenschlangen an Souville vorbei und ergießen sich gegen Norden in den Chapitre-Wald und in das Gehölz von La Caillette, wo sie wahrscheinlich im Gestrüpp verborgene, gut ausgebaute Stellungen beziehen.

Und dann dreht sich der Beobachtende gegen Norden und hält Ausschau nach deutschen Reservetruppen. Vergebens. Nichts bewegt sich hinter der deutschen Front als hie und da einzelne Verwundete, die jetzt, in ruhiger Stunde, nach rückwärts hasten, um sich in die Sicherheit der Verbandstellen zu begeben. Es sieht der Beobachter auf der Höhe des Sargdeckels die deutschen Sanitäter mit Tragbahren durch den Schnee stampfen. Überall kleinere Trupps Sanitäter. Sie verschwinden in den Trichtern, und wenn sie wieder auftauchen, sind die Bahren schwer, und die Männer schreiten dann behutsam dahin.

Aber von Ersatztruppen oder von frischen Reserven keine Spur weit und breit.

In den nächsten Stunden muß die Entscheidung fallen. Wenn jetzt nicht sofort die deutschen Reserven anrücken und die augenblickliche Ruhe des Schlachtfeldes nutzen, um ihre Einheiten möglichst rasch und ungehindert bis mindestens auf die Höhe des Chauffour-Waldes heranzutragen, dann ist alles verpaßt. Und dann war die Einnahme der Feste Douaumont vergebens, und Frankreich wird den Sieg einer Wiedereroberung mit großem Pomp und Geschrei feiern können. Wird es so sein? Es scheint fast. Denn die deutschen Reservetruppen bleiben aus, und Frankreich hat jetzt den Namen Douaumont zu einem Symbol gemacht.

Gewiß, das Fort ist verloren, aber noch steht das Dorf, dessen letzte Häuser nur 150 bis 200 Meter von der Feste entfernt liegen. Der Name Douaumont muß seine Bedeutung behalten. Und wenn das Fort seine Ehre verlor, so wird das Dorf diese Ehre wiedererringen. Über den gesamten Eingängen der Feste steht die mahnende Inschrift, wie überall in allen französischen Festungen: „Man läßt sich unter den Trümmern begraben, aber man ergibt sich nicht.“ Doch siehe, die Festung hat sich ergeben. Der Riese Douaumont ist von deutschem Schneid überrumpelt worden; und wenn's auch ein Handstreich war, so bleibt die deutsche Tat dennoch ein soldatisches



Die Beute der Schlacht. Poilus aus Fort Douaumont auf dem Rücktransport durch die deutsche Etappe.

Heldenstück. Es wurde alles gewagt und alles gewonnen. Und jetzt ist die Festung in Feindeshand. Aber das Dorf wird sich rächen.

Jawohl, das Dorf rächt sich. Es hat alle Angriffe der deutschen Grenadiere abgewehrt. Und nun erheben sich, nach kurzer Artillerievorbereitung, aus dem Chauffour-Wald heraus die Sturmwellen des deutschen Infanterie-Regiments 52, bewegen sich auf das Dorf zu. Dreimal versuchen die Deutschen, den Dorfrand zu erreichen. Dreimal werden die Schützenlinien blutig in den Schnee geworfen, denn hier, im Trümmerhaufen der Ortschaft, sitzen Männer wie der gefallene Oberstleutnant Driant. Hier befehligt der Regimentskommandeur de Belenet, unterstützt von Major Compeyrot. Die Soldaten stammen aus Einheiten des zusammengeschmolzenen 95. Infanterie-Regiments.

Gewiß, die Kompanien zählen nur noch wenige Gewehre, und die Keller des Dorfes sind gefüllt mit Sterbenden und Verwundeten, aber die beiden Offiziere haben sich geschworen, unter keinen Umständen die weiße Fahne zu hissen, unter keinen Umständen den Rückzug anzutreten. Wohin auch? Wohin soll sich eine geschlagene französische Truppe jetzt begeben? Vielleicht zum Fort Douaumont? Nein, das ist jetzt besetzt und verloren. Leider verloren für Frankreich. Solange aber das Dorf Douaumont noch steht, bleibt der Deutsche da oben



Gefangene französische Offiziere und Unteroffiziere werden von einem deutschen Nachrichten-Offizier in verbindlicher und zwangloser Art vernommen.

auf der Feste einsam und ohne Kampfmöglichkeit. Dorf Douaumont will stehen.

Wird es an diesem Tage dem III. Deutschen Armeekorps, verstärkt durch zwei Regimenter des XV. Armeekorps, gelingen, die „kalte Erde" zu gewinnen, über die Zwischenwerke von Thiaumont hinweg? Inzwischen gelingt unserer schneidigen Infanterie endlich die Wegnahme des Hardaumont-Werks. Dies geschieht mit Hilfe schwerer deutscher Artillerie. Mehrere Granaten treffen das Werk an seinen verwundbaren Stellen, und als eine 42-Zentimeter-Granate mit Höllengetöse die Feste in ihren Grundpfeilern erschüttert, geht sofort die weiße Fahne hoch. Hundertzwanzig unverwundete Franzosen ergeben sich.

Dieser neuerliche Verlust eines Festungswerkes, das zwar kein ausgebautes Fort ist, aber dennoch ein beachtliches Zwischenwerk, zwingt die französische Heeresleitung zu einer besonderen Maßnahme. Die Panzerfeste Vaux soll in die Luft gesprengt werden. Warum? Will man die Festungswerke überhaupt jetzt nach und nach vernichten, aufgeben, um dem Gegner nicht den Triumph einer Einnahme zu gönnen? Soll der Feind nur Trümmer finden statt der Kernwerke mit zermürbter Besatzung und guter Bestückung? Es scheint so.

General Balfourier ist zu diesem Entschluß ver-

mutlich auch durch die deutsche Beschießung gezwungen worden. Ein schwerer Mörsereinschlag, Kaliber 42 Zentimeter, hat die Panzerfeste Vaux an einem verwundbaren Punkt getroffen, nämlich mitten auf der Kasematte, die zahlreiche Geschosse barg. Der Schuß durchschlug die Panzerdecke und richtete im prallvollen Kasemattenraum unerhörte Verheerungen an. Mit gewaltigem Krachen und Donnergetöse flogen die entzündeten Kartuschen in die Luft, rissen hausgroße Blöcke des Kernwerkes mit sich. Die anderen Teile des Kernwerkes wurden in ihren Grundfesten erschüttert. Fast überall zeigten sich handbreite Risse und Sprünge. Die Kampfkraft des Panzerforts Vaux hatte gewaltig gelitten. Daher auch der Befehl des Generals Balfourier, das Fort unverzüglich in die Luft zu sprengen.

Zur Ausführung dieses Befehls kommt es nicht mehr, denn die Deutschen greifen erneut an. Die Linie Douaumont—Pfefferrücken wird an diesem Tag erreicht, und die französischen Generäle finden, daß die Feste Vaux wahrscheinlich noch eine gewisse Rolle spielen könnte.

An diesem Tag hat der Oberbefehlshaber Joffre schwere Sorgen und geht mit sich zu Rate, ob er das rechte Maasufer überhaupt räumen will, um links des Flusses desto erbitterteren Widerstand leisten zu können. Die Maasniederung zwischen sich und die Gegner legen, ist kein schlechter Plan. Aber dann

müßte ja Verdun fallen. Nein, Verdun darf nicht fallen! Das ist unmöglich! Das ist undenkbar! Die Soldaten des Kronprinzen dürfen nie auf den Kasernenhöfen von Verdun ihren Parademarsch üben. Und nun erläßt Joffre seinen berühmten Befehl:

„Jeder Führer oder Unterführer, der auf dem rechten Maasufer noch einen Rückzugsbefehl gibt, wird rücksichtslos vor ein Kriegsgericht gestellt. Die jetzigen Stellungen müssen unter allen Umständen gehalten werden."

Und wie zur Bekräftigung seines Entschlusses, wirft Joffre alle greifbaren Reserven in die Schlacht. Er hat erkannt, daß es hier besonders an Artillerie fehlt. Er zieht jede verfügbare Batterie aus den ruhigeren Frontteilen, beordert sie nach Verdun. Die Generale Herr und Balfourier sind die tätigsten Mitarbeiter des Oberbefehlshabers. Sie vereinigen in sich den rücksichtslosen Willen zum Durchhalten. Der Kampf soll mit der letzten Hartnäckigkeit durchgehalten werden.

Stierhorn „Dorf Douaumont" bricht ab.

Am 27. Februar soll das XVIII. Deutsche Armeekorps weiter vordringen. Mit dem Spuk im Dorf Douaumont wird man jetzt endgültig Schluß machen. Darüber hinaus sollen die deutschen Sturmtruppen gegen die Feste Vaux vordringen

und auch diese Drohung aus der Welt schaffen. Das Regiment 52 versucht mit seinen stark gelichteten Verbänden einen erneuten heldenhaften Angriff auf das Dorf Douaumont. Wild bellen die französischen Maschinengewehre. Das Sperrfeuer rört und wirft nicht weniger als 300 der tapferen Märker blutig in den Schnee. Das Dorf aber bleibt unbesiegt.

Noch einmal setzen die Deutschen zum Sturmangriff auf die Ortschaft an. Das dritte Bataillon des Infanterie-Regiments 24 und die 3. Lübbener Jäger gehen durch die Hassoulle-Schlucht vor. Sie stürmen nicht unmittelbar auf das Dorf zu, sie wollen es von hinten packen und zuerst einmal den Caillette-Wald pflücken, diese Bedrohung im Süden der Feste Douaumont. Von dort aus wird es nur noch eine Kleinigkeit sein, dem hartnäckigen Trümmerdorf Douaumont den Lebensfaden abzuschneiden. Die so tapferen Verteidiger dieses vielfach zusammengeschossenen und immer wieder unterhöhlten Trümmerhaufens werden dann in die Zange des Flankenfeuers geraten. Aber es kommt anders, als der harte Siegerwille der Jäger und der Vierundzwanziger es gewollt.

Aus dem Trümmerhaufen bricht das Feuer elementar in die Flanke der Stürmer. Der weite unbedeckte Hang bietet keine Deckung. Unmöglich ist's, sich hier einzugraben zum Schutz gegen das

peitschende Maschinengewehrfeuer der Franzosen. Bis zum Einbruch der Dunkelheit liegen die deutschen Sturmkolonnen regungslos auf dem Hang. Sie können ihr Ziel nicht mehr erreichen, und die tapferen Jäger verlieren nicht weniger als 6 Offiziere und 407 Mann. Fast das ganze Jägerbataillon wird somit in kurzer Zeit aufgerieben.

Wieder weht starkes Schneegestöber über die Landschaft. Der Winter hat mit verspäteter Macht eingesetzt. Und die Truppe ist müde, ausgepumpt, erledigt, während sie drüben, von Stunde zu Stunde, neue Verstärkungen heranwälzen. Noch einmal stürmen die Hundertfünfer, unterstützt von den 12. Grenadieren und den 3. Pionieren, und versuchen, das Dorf Douaumont durch Handstreich zu nehmen. Wieder kommen die Deutschen nur bis zum Drahtverhau.

Es ist eine Qual um dieses Dorf, gegen dessen Hartnäckigkeit auch das Trommelfeuer versagt. Niemand weiß, daß unter dem Trümmerhaufen ein wahres Gewirr von festungsartig ausgebauten und betonierten Gräben zu finden ist. Wie ein Maulwurfshügel oder wie ein Fuchsbau, mehr noch wie ein Ameisenhaufen, so ist das Dorf Douaumont unterhöhlt. Die Häusertrümmer bilden nur noch harmlose Tarnung für die Festungswerke, die hier in kurzer Zeit ausgebaut worden sind. Unterstand reiht sich hier an Unterstand. Aus sicherem Versteck

bietet sich den französischen Scharfschützen ein ideales Schußfeld.

Der deutsche Angriff auf Verdun scheint hier, am Rande des zertrümmerten Dorfes Douaumont, seinen Todesstoß zu erhalten. Zwei Tage lang geschieht nichts. Aber dann, am 2. März, muß endlich das Dorf Douaumont fallen. Durch Überläufer haben die Deutschen erfahren, daß sich im Trümmerhaufen das beste Regiment der französischen Armee zur zielbewußten Abwehr befindet. Es ist das Elite-Regiment 33, dessen Kommandeur früher General Pétain war. Und dieser Name ist seit einigen Tagen Symbol geworden. Pétain hat immer schon seine Stimme erhoben und eine rücksichtslose Verteidigung des befestigten Lagers von Verdun verlangt. Seinem Einfluß ist es teilweise zu verdanken, daß der Oberbefehlshaber Joffre den ursprünglichen Gedanken an die Räumung des rechten Maasufers so rasch aufgab. Keinen besseren General konnte Joffre mit der Verteidigung des Platzes Verdun beauftragen. Von seinem Hauptquartier im Rathaus von Souville aus befehligt Pétain nun das Festhalten um jeden Preis.

Und dennoch wird an diesem Tag, dem 2. März 1916, der stärkste Zahn in dieser Verteidigung ausgebrochen. Das Regiment 52, dieses tapfere, ausgeblutete märkische Regiment, wird noch einmal

gegen das Dorf angesetzt. Und diesmal soll ihm der Einbruch in das Ziel gelingen. Wirksam wird das Vorgehen der Musketiere durch das Maschinengewehrfeuer vom Fort aus unterstützt. Aus den Schießscharten der oberen Panzertürme, vom höchsten Punkt des Sargdeckels, schlägt plötzlich, just im Augenblick, da sich die Märker zum Sturmangriff rüsten, deutsches Maschinengewehrfeuer in das Dorf Douaumont. Die Verteidiger sind grenzenlos überrascht, achten jedoch zunächst gar nicht auf diese wohlgezielte Garbe, denn ihre ganze Aufmerksamkeit gilt den Männern, die jetzt am hellen Mittag des 2. März mit Hurra-Geschrei über das Schneefeld rasen und sich unbeirrt, trotz schwerer Verluste, dem Stacheldraht nähern. Dieses Drahthindernis, durch das Vorbereitungsfeuer der Deutschen zerfetzt, bietet gute Gassen und breite Lücken. Vom Fort herunter und vom Rücken des Sargdeckels belfern die Maschinengewehre und mähen die Franzosen aus der Flanke nieder.

Und da sind die Märker auch schon im Dorf. Sie springen über die Trümmer, man sieht sie in den Straßen über umgefallene Mauern klettern, man erblickt sie zwischen zahlreichen Franzosen, die entsetzt die Hände hochheben und es nicht fassen können, daß ihre Reihen so unverhofft durch Flankenfeuer gelichtet wurden. Das tapfere Regiment 33, Frankreichs Elitetruppe, streckt die Waffe vor den Märkern.

Rund tausend unverwundete Franzosen kommen aus ihren Verstecken und unterirdischen Festungswerken und strecken die Waffen. Sie werden zuerst in den Wallgraben des Douaumont geführt und treten von dort aus den Gang in die Gefangenschaft an. Vergebens versuchen die Zweiundfünfziger ihren Siegeszug weiter nach Süden auszudehnen. Es gelingt ihnen nicht mehr, über das Dorf hinwegzukommen. Die Kraft der Truppe ist erschöpft; zu groß waren die Verluste der letzten Tage. Stolz kehrt das Regiment 52 aus dem Kampf zurück. Aber dieses Regiment besteht nur noch aus Trümmern. Die Ausblutungsschlacht hat zwar planmäßig in vollem Maße eingesetzt, aber auch bei der deutschen Truppe.

Rechts entbrennt jetzt der zweite Teil der gewaltigen Schlacht um einen neuen Zahn im Festungswerk des befestigten Lagers Verdun, und dieser Zahn ist Fort „Vaux".

Opfergang der Zwanzigjährigen.

Die Schlacht um Verdun gewinnt nun langsam ein anderes Gesicht. Das Kampffeld dieses erbitterten Ringens teilt sich auf in zahlreiche Abschnitte. Es ist nicht mehr der Großangriff in weiter Front wie an den ersten Tagen, das zielbewußte Drauf und Ran mit dem Durchbruch bis vor die brüllenden

Mündungen der französischen Batterien und gar noch darüber hinaus. Nein, jetzt flutet der Kampf hin und her und verweilt Tage und Wochen auf einem engbegrenzten Raum. Die Schlacht teilt sich auf und verbeißt sich in nervenzermürbende Einzelheiten. Und das ist noch schlimmer und aufreibender als eine große zielbewußte Kampfhandlung. Die heldenhaften Anstrengungen um einzelne Bergrücken, Höhen, um durchwühlte Kuppen und zerfetzte Waldstücke, das zähe Ringen um einige Fußbreiten gemarterter Erde hat jetzt begonnen.

Die Menschenmühle an der Maas mahlt und mahlt. Jetzt brüllt die Zermürbungsschlacht in vollem Umfange. Das ist kein Stellungskrieg mehr, aber auch kein Vormarsch. Es ist etwas Neues. Es läßt sich nicht genau erklären. Taktisch gesehen, nach dem Plan der deutschen Heeresleitung, kann man es nur als Ausblutungsschlacht bezeichnen, als Ausblutungsschlacht in der höchsten Wucht. Für die Regimenter, die es aushalten müssen und diesen Schrecken überleben, für diese herrlichen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften ist es ein einziger, großer, unlöschbarer Begriff, der bis an das Ende ihrer Tage durch ihre Seele geistern wird.

Es ist die Hölle um Verdun!

Divisionen kommen und werden innerhalb weniger Tage in diesem Glutofen der Schlacht zu Schlacke gebrannt. Und so geht es hüben, und so geht es

drüben. Die Franzosen ziehen ihre abgekämpften Divisionen schon nach kurzer Zeit aus dem Feuer, schicken sie in weit zurückliegende Ruhequartiere. Selten dauert bei ihnen der Einsatz eines Truppenteils länger als zehn Tage. Auf deutscher Seite verfolgt man eine andere, viel blutigere Taktik.

Die vorne liegenden Regimenter werden stets durch frischen Ersatz aufgefüllt. Da rollen die Transportzüge ununterbrochen aus der Heimat, sie rollen heran und bringen unerfahrene Rekruten, bringen die knapp ausgebildeten Soldaten des Jahrgangs 1896. Um Verdun soll die Feuertaufe dieser jungen Menschen sein, eine Feuertaufe sondergleichen. Verdun ist die Schlacht der Schlachten, das gewaltigste Kriegserlebnis aller Zeiten. Und in diesen Schmelztiegel wirft man den frischen Ersatz. Ohne Erfahrung und ohne die notwendige Frontwitterung, die sich nur bei längerem Frontaufenthalt und in längerem Zusammenleben mit älteren Kameraden erlangen läßt, marschieren diese Rekruten hilflos auf das gräßlichste aller Kampffelder. Dort wird ihnen der Krieg seine wildesten Schrecken zeigen, seine schlimmste Seite. Sie aber kommen daher, bewältigen das Trichterfeld, das immer furchtbarer, immer hoffnungsloser, immer grundloser wird. Sie marschieren ohne Zaudern gegen die jagende Wand der heranbrausenden Granaten. Jetzt sind sie schon in den Sperrfeuerzonen und ihre Reihen lichten sich. Stumm,

ohne begriffen zu haben, fallen sie. Ihr Opfer ist groß, aber nutzlos.

Ganz plötzlich, ganz brutal muß hier der Rekrut zum Krieger werden, muß sich innerhalb von Stunden wandeln oder sterben. Viele packt es gleich am ersten Tag, ja, schon kilometerweit hinter den Kampfgräben, noch am Rande der Etappe. Aber jene, die durchkommen, werfen sich mit aller Inbrunst der Jugendbegeisterung in die harte Pflichterfüllung, in das Toben der Schlacht.

Über Nacht reifen sie zum Manne, und dann wird ihr kampferfülltes Tun nüchterner Alltag. Der deutsche Jahrgang 1896 leidet und blutet heldenhaft um Verdun. Und wer hier übrigbleibt, der gehört später, während der Rückzugsschlacht im Herbst 1918, zum Gerippe des letzten zielbewußten Widerstandes.

Langemarck ist der Opfergang der Kriegsfreiwilligen.

Ohne Lied auf den Lippen, aber wissend und hart, starben die Zwanzigjährigen in der Hölle um Verdun.

Diese Art der Ergänzung, wie sie auf deutscher Seite gehandhabt wird, hat einen großen Nachteil. Die Truppe bleibt zu lange in der Kampfzone. Sie wird überhaupt erst aus dem Feuer gezogen, wenn sie völlig abgekämpft und unerträglich geschwächt ist. So kommt es denn, daß diesen schwachen, zusammen-

geschrumpften und ihrer alten Kernmannschaften beraubten deutschen Regimentern stets frische, ausgeruhte französische Truppen gegenüberstehen. Auch hier, in der Frage der Truppeneinheiten und der Möglichkeit ihres Ersatzes, will die deutsche Heeresleitung unbedingt den Stier an den Hörnern packen, will ihn dort angreifen, wo er am stärksten ist. Diese besten Regimenter Frankreichs sind gerade gut genug, um den deutschen Ansturm abzuwehren.

Nun aber soll für die deutsche Front auf dem rechten Ufer der Maas Luft gemacht werden. Die weittragenden französischen Geschütze können ja die deutsche rechte Flanke unter Feuer nehmen. Zu jeder Zeit kann französische Artillerie in Massen auf der Eisenbahnlinie von Verdun aus nach Charny vorstoßen und die Front bei Douaumont seitwärts anpacken. Diese Bedrohung auf dem linken Ufer muß endlich weg. Zu lange schon dauert der Spuk. Unhaltbar ist's, daß der Feind mit seinen Mündungen in der Flanke sitzt. Daraus ergibt sich für die deutsche Heeresleitung die Notwendigkeit, von Avocourt herüber bis zur Maas die Front gradlinig abzukürzen, somit die wichtige Höhe bei Bethincourt, ferner die Höhe 304, den „Toten Mann", und andere Punkte in die Hand zu bekommen.

Am 6. März beginnt der planmäßige deutsche Angriff auf dem linken Maasufer.

Fast alle bisherigen Angriffe, von der Ausgangs-

stellung am 21. Februar bis jetzt, am 2. März, wurden von denselben Regimentern durchgeführt. Und nun stellt sich eine unerhörte Ermüdung ein. Die Truppe muß abgelöst werden. Es muß ihr die Möglichkeit einer längeren Ruhepause gegeben werden. Die Überlebenden des rücksichtslosen Angriffskampfes sind todmatt, ihre Uniformen zerrissen, ihre Glieder halb erfroren. Seit dem 21. Februar haben die meisten Stürmer kein warmes Essen mehr gesehen. Sie haben sich, so gut es ging, von den mitgenommenen eisernen Portionen verpflegt und auch die französischen Unterstände nach Lebensmitteln durchsucht. Nun muß die Truppe endlich zurück in die Ruhequartiere.

Das deutsche Artilleriefeuer schweigt auf der ganzen Linie. Man will, während der Zeit dieser Ablösungen, jede größere Kampfhandlung vermeiden. Der Franzose soll schier den Eindruck gewinnen, daß man sich mit dem Erreichten zufrieden geben will. Vielleicht glaubt es der Gegner auch und sammelt nunmehr seine Streitmacht zum Gegenstoß. Während die deutschen Regimenter in Ruhestellung wanken und eine neue, frische und ausgeruhte Truppe die bisher erreichten Linien besetzt und ausbaut, fegt wachsendes Störungs- und Vernichtungsfeuer über das Kampffeld. Ein großangelegter französischer Gegenangriff scheint sich vorzubereiten, denn Pétain hat ja jetzt Truppen genug. Er hat auch Artillerie

genug. Foch hat ihm die gesamte Schwerartillerie der X. Armee geschickt.

Aber drüben, bei den Deutschen rührt sich nichts, gar nichts. Unheimlich, diese Ruhe. Pétain lauert. Er findet jetzt nicht den Mut zum ersten Schlag. Vielleicht will er günstigere Temperaturen abwarten; das Tauwetter hat plötzlich eingesetzt. Der Schnee ist geschmolzen und hat das weite Feld um Verdun in schlitterigen und glatten Morast verwandelt. Alle Wege sind wieder grundlos geworden. Es dauert viel zu lange, bis die schwere Artillerie der X. Armee in die Feuerstellung gebracht ist.

Und da ist der 6. März gekommen. Die frischen deutschen Ablösungen haben ihre Sturmstellungen bezogen. Langsam werden die deutschen Batterien noch weiter vorgezogen. Alles deutet auf eine Fortsetzung der deutschen Offensive. Feldgrau steht wieder bereit.

Punkt 11 Uhr, am 6. März, rast das deutsche Trommelfeuer. Nicht lange. Auf dem linken Maasufer tragen die Deutschen jetzt den Angriff vor. Ihre Sturmwellen brechen aus dem Forges-Wald. Voran einige Kompanien der Regimenter 38, 51 und des Reserveregiments 82. Der Cumières-Wald ist ihr Ziel. Und ein weiteres Ziel ist ein seltsamer Bergrücken, der einen noch weit seltsameren Namen trägt. Im Volksmund heißt diese Höhe „Toter Mann".

Dieser Angriff auf dem linken Maasufer ist für die Franzosen eine große Überraschung. Sie haben nicht mehr damit gerechnet. Für Pétain stand fest, solange die Deutschen nur auf dem rechten Maasufer kämpfen, wird man sie aufhalten können. Wehe aber, wenn sie ihren Sturm- und Drangwillen auf die andere Seite des Ufers tragen. Was dann?

Die Antwort auf diese Frage möchte die schwere französische Artillerie geben. Zwischen Verdun und Charny, fast in der Flanke der Deutschen, hat General Herr alle seinem Befehl unterstellten schweren Eisenbahngeschütze der X. Armee vorfahren lassen. Und von hier aus donnern nun die großen Kaliber in die angreifenden deutschen Schützenlinien. Aber die zentnerschweren Riesengeschosse finden fast keinen Aufschlag und wühlen sich mit glucksendem Geräusch in die Sumpfwiesen um das Dorf Forges. So versagt die Wirkung der schweren Artillerie; fast alle Geschosse sind Blindgänger. Und dann gelingt es den Deutschen, die Höhe 265 zu nehmen.

Die folgenden Tage sind ausgefüllt mit schwerem Kampf um das Dorf Bethincourt und um den Besitz der Höhe „Toter Mann“. Es geht nicht recht voran auf dem linken Maasufer. Zäh halten die Poilus, denn es handelt sich jetzt um das Rückgrat der französischen Verteidigung auf dem linken Maasufer. Um die Höhe „Toter Mann“ geht's. Täglich, bis zum 14. März, greifen die Deutschen hier an. Stück

um Stück wird den Franzosen das Vorfeld entrissen. Die Deutschen wollen den „Toten Mann", sie wollen die Kammlinie dieses hohen Rückens, der sich nach rechts und nach links von Avocourt bis zur Maas erstreckt.

General Pétain hat die Absicht der Deutschen erkannt. Bisher war ihm das linke Maasufer nur Nebensächlichkeit, ein Kampffeld zweiten und dritten Ranges. Man kümmerte sich kaum um diese Gegend. Es genügte, daß sie besetzt war, und die französischen Batterien aus ihren betonierten Stellungen heraus den angreifenden Deutschen ein wohlgezieltes Artilleriefeuer in die Flanke jagten. Jetzt aber wird das Kampffeld hier ein Entscheidungsgelände erster Ordnung. Mit verbissener Hartnäckigkeit wirft Pétain seine besten Regimenter in die blutige Schale der Schlacht, die sich hier auf entsetzlich kleinem Raum zusammendrängt. Hier gibt es keine Großzügigkeit. Nein, an einzelnen kleinen Grabenstücken, an Sappenköpfen, an Blockhäusern und Betonklötzen zerschellen Angriffe und Gegenangriffe.

Gerade dies hat General von Falkenhayn gewollt. Das ist die Ausblutung, wie man sie nicht besser wünschen kann, das ist eine Zusammenballung von Truppenmassen, wie sie sonst an keiner Stelle der Front möglich geworden wäre. Und in diese Massen wuchten nun die Hammerschläge der schweren deutschen Artillerie.



Ablösung muß vor! Die Kompanie war schon vom ersten Einsatz her stark gelichtet. Sie hatte einige Ruhetage in der Etappe genossen und sollte nun zum zweiten Male in die Hölle.



Einige Stunden später arbeiteten sich die Feldgrauen gruppenweise über das Trichterfeld vor. Ablösungen vor Verdun waren gefürchtet.

Unbarmherzig hauen die Geschosse in die französische Elitetruppe, die nicht weicht, weil ihr Halten oder Sterben auf dem hohen Kamm befohlen wurde. Zuerst nur Hilfsunternehmen zur Entlastung des rechten Maasufers, wird der Kampf auf der anderen Flußseite bald schon Mittelpunkt der Schlacht um Verdun. Immer mehr gilt jetzt der Krieg um den „Toten Mann" als der Inbegriff aller Furchtbarkeit.

Und alle Fronttruppen hüben und drüben fürchten diesen Abschnitt. Die Doppelkuppe der Höhe mit dem seltsamen Namen sieht grauenvoll aus, durchfurcht und durchpflügt, Tag und Nacht von Granaten gequält. Es dampft die Höhe wie ein Vulkan, verliert bald ihre Gestalt und Farbe, wird leuchtend weiß vom aufgeworfenen hellen Kreidegrund. Und von dieser Kuppe hinüber zur Höhe 304, über den sumpfigen Heckengrund hinweg, ist das Gelände bald nur noch ein einziges ununterbrochenes Trichterfeld. Hier stirbt jeder Tote zweimal. Hier werden die Leichen immer wieder aus dem Boden gewuchtet, hineingestampft, zerrissen und zerfetzt. Die vordersten Kampflinien sind nur noch an den Toten, Verwundeten und an zahlreich herumliegenden Waffen und Ausrüstungsgegenständen zu erkennen.

Und so gelingt denn am 20. Mai der deutsche Vorstoß über den hohen Kamm hinweg. Das Ziel ist erreicht. Jetzt endlich kann die deutsche Artillerie ihre Geschosse in die französischen Batterien des

linken Maasufers schleudern. Jetzt endlich kann man die Batterien des Generals Herr, soweit sie bisher mit Flankenfeuer das rechte Maasufer beherrscht hatten, zum schleunigen Rückzug zwingen. Unerbittlich werden die französischen Batteriestellungen ausgeräuchert, vergast, in den Boden gestampft, zerschlagen, um drüben auf dem rechten Maasufer Luft zu schaffen.

Am 24. Mai ist endlich der Abschluß der langen Serie ununterbrochener rasender Angriffe und zahlreicher Teilunternehmen. Die fast gerade West-Ost-Stellung auf dem linken Maasufer wird endlich erreicht. Sie geht von Avocourt südlich an Höhe 304 und am „Toten Mann" vorbei und stößt bei Cumières auf den Fluß. Jetzt tritt der Kampf auf dem rechten Ufer in seinen furchtbarsten und entscheidenden Abschnitt.

Die Ausblutungstaktik hat bisher ihre furchtbaren Folgen gezeitigt, denn in drei Monaten, d. h. vom 21. Februar bis 21. Mai 1916, haben die deutschen Angriffsregimenter zusammen 174215 Mann verloren. In derselben Zeit hat die französische Verteidigung 190000 Mann eingebüßt. Die französischen Geschützrohre haben in dieser Zeit nicht weniger als 9795000 Schuß abgefeuert. Auf beiden Seiten sind weit über 20 Millionen Granaten und Minen verschossen worden. Macht 240000 Abschüsse und Einschläge je Tag, oder 10000 Ex-

plosionen in der Stunde, Tag und Nacht, ohne Pause, ohne Erbarmen, 10000 Schuß in der Stunde, durch Wochen und Monate. Es ist schon genug zum Wahnsinnigwerden! Und das haben Menschen ausgehalten.

Menschen? Nein, Helden!!!!

Die Heilige Straße.

Die Festung Verdun liegt in der Zange der deutschen Angriffstruppe. Seit der Einnahme der Riesenfeste Douaumont durch einen kühnen deutschen Handstreich liegen alle französischen Anmarschwege und Bahnwege unter Fernfeuer. Die Artillerie kann jetzt so weit vorgezogen werden, daß Bahnlinie und alle nach Süden führenden Wege einem steten Vernichtungsfeuer ausgesetzt sind.

Jetzt, nach der Einnahme der Höhe „Toter Mann", hat die deutsche Beobachtung eine ganz ausgezeichnete Fernsicht. Es wird General Pétain von Tag zu Tag schwieriger, seine Truppen zu verproviantieren, die tägliche Menge an Munition, an Waffen, an Granaten, an Nachschub herbeizuschaffen, weil alle Wege und Straßen Tag und Nacht unter dem deutschen Fernfeuer liegen. Die Stadt Verdun selbst duckt sich im deutschen Eisenhagel. Mit unerbittlicher Regelmäßigkeit sausen die schweren Mörsergeschosse in die Häuserzeilen.

Verdun birgt längst keine Zivilisten mehr. Sie wurden schon beim Beginn der Schlacht nach Südfrankreich abtransportiert. Aber alle Keller sind gefüllt mit Soldaten und Reservetruppen. Hier sind die Verluste durch die tägliche Beschießung sehr hoch. Die Stadt Verdun wird zum Schrecknis für jeden Poilu. Alle Truppenteile sind ja gezwungen, immer wieder ihren Weg durch die Trümmerstadt zu nehmen. Kurz vor den Toren machen sie halt, sichern nochmals ihr Gepäck, schnallen die Koppel fester, und dann geht's durch, im Laufschritt. Nur rasch die gefährliche Zone durchquert.

Hinter den letzten Häusern fallen die ermatteten Menschen wieder in Schritt. Verdun ist die Stadt des Grauens und des Todes. Verwilderte Katzen und feiste Ratten huschen durch die Trümmer. Hier vermischt sich der bittere Brodem von Gas und Pulverqualm mit süßlichem Leichendunst, denn überall unter den Trümmern liegen tote Soldaten.

Und dann hört man andere Schritte. Es ist das langsame, schlürfende, müde Dahinschreiten deutscher Soldaten, deutscher Kriegsgefangener. Hier durch die Stadt Verdun führt man täglich die armselige Beute der Schlacht. Man will den Gefangenen die unbesiegte Stadt Verdun vor Augen führen. Man will ihnen zeigen, wie es in Verdun aussieht. Peinvoll ist diese Vorstellung. Und dann führt man die Gefangenen hinaus, gen Süden, auf

die Heilige Straße. Hier haben sie zu schanzen, zusammen mit zahlreichen Territorial-Kompanien, hier haben sie zu sorgen, daß die Straßendecke immer befahrbar bleibt. Denn siehe, Verdun hat nunmehr, ab Anfang März, nur noch eine einzige, kaum sieben Meter breite Zufahrtstraße.

Auf der Karte ist diese Straße als Chaussee Nr. 60 bezeichnet. Sie führt nach Bar-le-Duc. Ihre Decke ist längst aufgeweicht. Bis zu den Achsen versinken Geschütze und andere Fahrzeuge im tiefen Schlamm. Nur mit letzter Anstrengung gelingt es den Bespannungen, ihre Fahrzeuge durch diesen Schlamm zu bringen. Manchmal bleibt eine ganze Batterie stecken und bildet für Stunden ein sperrendes Hindernis. Deshalb kommt jetzt ein Befehl, der jegliche Wagen und allen Fußgängerverkehr von dieser Straße verbannt, von dieser einzigen Lebensader der Feste Verdun. Es dürfen nur noch Lastwagen darauf verkehren.

Zuerst sind's 3000 Lastwagen, die eingesetzt werden. Aber bald steigert sich diese Zahl auf täglich 8000 Fahrzeuge. Die Straße wird in ununterbrochener Tag- und Nachtarbeit um mehrere Meter verbreitert, und so können dann die französischen Kolonnen ihre Bahn ziehen, Fahrzeug hinter Fahrzeug.

Mannschaften und Munition, Lebensmittel, alles wird auf diesen Lastwagen herbeigeholt, alles über diese einzige Straße. Die ganz schweren Geschosse

für die Artillerie, die Sprengladungen und viele andere Dinge, die einen besonders holprigen Transport nicht aushalten können, befördert man auf der Kleinbahn. Aber auch diese Kleinbahnlinie läuft dicht neben der Straße, bildet mit ihr sozusagen eine Einheit, die einzige Verbindungsader. Und diese Ader bekommt den Namen „Heilige Straße".

Für Verdun ist sie heilig und für Frankreich ist sie heilig. Denn sie ist die letzte Möglichkeit für Blutzufuhr vom Herzen Frankreichs zum schier abgetrennten Glied Verdun. Diese Straße unterbunden, nur wenige Tage durch ständiges, gutgezieltes Artilleriefeuer unbefahrbar gemacht, und die französische Armee, die an der Verdunfront kämpft, ist ohne Lebensmittel, ohne Munition, ohne Nachschub. Jedes Gewehr, jede Granate, jedes Brot, jede Patrone, jedes Paket Tabak für die kämpfende Truppe da vorne muß über die „Heilige Straße" herangeschafft werden.

Für die Deutschen aber hat diese Straße eine besonders bittere Erinnerung. Hier arbeiten, bluten und sterben zahlreiche deutsche Kameraden, die in französische Kriegsgefangenschaft geraten sind. Es ist ein Schandfleck auf der Soldatenehre der tapferen französischen Verdunverteidiger, daß wehrlose Gefangene gezwungen werden, unter den deutschen Kanonen gegen ihre Brüder und gegen ihr Vaterland Sklavenarbeit zu leisten.

Manchen, der in Gefangenschaft geraten ist und sich schon in Sicherheit wähnt, sich vielleicht des armseligen Lebens freut, in der Hoffnung, die geliebte Heimat wiederzusehen, trifft hier der tödliche Granatsplitter. Und dieser Tod ist besonders bitter, weil er von deutscher Seite kommt.

Es ist einwandfrei nachgewiesen, daß die französische Verdunverteidigung dicht beim Dorf Souilly, also unter den Augen des Generalstabes, ein sogenanntes Kronprinzenlager errichtete, in dem die gefangenen deutschen Verdunkämpfer ganz besonders schmachvoll durch Hunger mürbe gemacht werden sollten, um sie zu Aussagen über eigene Truppenstärken, Batteriestellungen, Reserveunterstände und Anmarschwege zu zwingen.

Die Zahl der Feldgrauen, die unter dem Granathagel aus deutschen Batterien auf der Heiligen Straße fielen, ist nicht bekannt. Man hat die bedauernswerten Opfer dieser schreienden Völkerrechtswidrigkeit jeweils an Ort und Stelle, in Steinbrüchen und an Wegböschungen, lieblos eingescharrt. Und so ist die Heilige Straße Frankreichs auch für das feldgraue Heer zu einer Straße des Opfers und des Todes geworden.

Es ist aber noch eine zweite Straße da, die sogenannte Nationalstraße, von Verdun nach St. Menehould. Sie liegt im Bereich der deutschen Artillerie und kann jederzeit beschossen werden. Sie

ist sogar tagsüber von den deutschen Beobachtungsstellen aus gut zu überschauen. Pétain hat jeden Verkehr bei Tage auf dieser Straße verboten. Man will die Deutschen nicht auf die Möglichkeit dieses Anmarschweges aufmerksam machen. Und deshalb unterbleibt auch jede stärkere Beschießung dieses wichtigen Verbindungsweges. Hier werden nachts die Verwundeten abtransportiert. Über diese Straße wanken nach Anbruch der Dämmerung die Trümmer zusammengeschossener Regimenter ins Hinterland. Als Zufahrtstraße dient nur die „Heilige Straße".

Auf deutscher Seite sind die Anmarschmöglichkeiten geradezu entsetzlich. Durch das ganze Gebiet führt keine einzige ausgebaute Straße. Es sind überall nur Feldwege, die kreuz und quer, meist unter Benutzung der Schluchten, das deutsche Hinterland durchziehen. Von Cremilly aus verläßt die Straße nach Etain das Gewirr der Front, und dann sind's nur noch schlechte, aufgeweichte Pfade. Die einzelnen Dörfer sind durch unausgebaute, grundlose Wege verbunden. Alles ist schlammig, schlecht, gräßlich. Kein Wunder, zuerst der langanhaltende Regen und dann die plötzliche Kälte, die ein rasches Versickern des Wassers unterband und die Feuchtigkeit als Eiskristalle festhielt. Und dann kam plötzlich Tauwetter, untermischt mit Schneegestöber und Regenfällen. Die Front befand sich um diese Zeit vorne am Douaumont.

Es galt nun, jede Kiste Munition, jede Handgranate, jedes Kommißbrot über das grundlos gewordene Trichterfeld herbeizuschaffen. Nein, der deutsche Angreifer bei Verdun hat keine „Heilige Straße." Ihm steht keine Kleinbahn zur Verfügung. Die Feldbahnlinie von Azannes über Cremilly nach Ornes und darüber hinaus am Bezonvaux vorbei, gegen Vaux und Fleury, ist so zertrümmert, zerfahren und vom Trommelfeuer in den Boden zerstampft, daß sie nicht mehr benutzt werden kann. Nur eine ganz kleine Strecke zwischen Ornes und Cremilly wird noch zum Abfahren der Schwerverwundeten benutzt. Diese Bahn fällt also für die deutsche Angriffsfront aus.

Auch die am Maasufer entlangführende Chaussee von Verdun nach Mezières ist nicht mehr benutzbar. Das Trommelfeuer hat sie in den Boden gestampft. Stellenweise ist nicht einmal ihre Spur im Trichterfeld zu entdecken.

Für die deutschen Divisionen, die vorne im Schlamm um Verdun kämpfen, muß alles durch Trägerzüge herbeigeschafft werden. Die abgetriebenen Bespannungen bleiben im Schlamm der unergründlichen und grundlosen Wege stecken. Nacht für Nacht fahren sich die Kolonnen fest, können nicht mehr vorwärts, nicht mehr rückwärts. Ein seitliches Ausweichen in den Hohlwegen ist meist unmöglich. Gewiß, Feldküchen und Munitionsfahrzeuge ver-

suchen möglichst nahe an die kämpfende Front heranzukommen. Aber dies gelingt ihnen nur mit letztem Kraftaufwand. Und wenn dann, in einem Hohlweg, in irgendeiner Schlucht, auf einem dieser ausgefahrenen Wege, die von wassergefüllten Trichtern unterbrochen werden, Menschen, Pferde und Fahrzeuge in tiefster Dunkelheit zusammengeballt stehen und sich zu entwirren versuchen, heulen die französischen Granaten daher, säen Tod und Schrecken. Die Ablösungen sind gefürchtet.

Manche Truppenteile verzichten lieber auf die zugebilligten fünf Ruhetage, weil es doch keinen Zweck hat, sich in das grundlose Trichterfeld zu begeben, wo der einzelne Mensch nur hilflos umherirrt. Von allen Wäldern sind nur noch verkohlte Baumstümpfe übrig, am zerwühlten Boden ein wirres Wurzelwerk, das mit Stacheldraht, Ästen und umgeschossenen Stämmen schier unüberwindbare Hindernisse bildet. Verschwunden auch die Dörfer. Kein Kirchturm, kein Haus, keine Mauer mehr. Nichts ist zu finden, nichts. Der Krieg hat alles niedergewalzt, ausgewischt, erledigt. Fertig, Schwamm drüber!

Weite Strecken dieses Trichtergeländes sind schon ohne Grasnarben, ohne Spur von Bepflanzung. Wird hier jemals wieder Gras wachsen? Werden hier wieder Bäume blühen und Menschen wohnen?

Nein, diese Zone scheint für viele Jahrzehnte verurteilt und bleibt die Stätte des Todes.

Der Trägerzug ist die Seele der ganzen deutschen Verproviantierung. Wer singt das Lied des Trägerzuges bei Verdun! Der Mann des Trägerzuges ist ein tapferer Soldat wie jeder andere. Aber sein Haupt umstrahlt nicht die Gloriole der Heldenhaftigkeit. Von ihm meldet kein Heeresbericht. Ihm ist es nicht vergönnt, als erster in befestigte Werke des Feindes zu dringen oder mit der geballten Handgranatenladung die Stollen des Gegners auszuräuchern. Er schreitet nicht an der Spitze der stürmenden Kompanie, in der Faust die kupferne Feuerlanze des Flammenwerfers. Nein, er trägt nur Brot!

Den langen Fronttag verbringt der Mann des Trägerzuges vorne im Granatloch, in Frost, Kälte und Feuchtigkeit. Er hört die Verwundeten jammern, er vernimmt das ekle Quietschen der vollgefressenen Leichenratten, nebenan im nächsten Trichter. Er liegt in der Kampflinie, das Gewehr in der Faust, den ausgemergelten Körper in Mantel und Decke gehüllt, den spitzenlosen Helm als Kopfkissen zwischen zwei Steine gedrückt.

Aber sobald die Abenddämmerung niedersinkt, erhebt sich der Mann des Trägerzuges. Er kriecht von Granatloch zu Granatloch und sammelt die Kochgeschirre und Feldflaschen seiner Kameraden

ein. Mancher Leichtverwundete vertraut sich seiner Führung an. Zum Rücktransport der Schwerverwundeten steht er den Sanitätsmannschaften zur Seite, und sobald die Fernsicht verschwunden ist, hat sich der Trägerzug zusammengefunden und bewegt sich eiligst rückwärts.

Die Männer gehen hintereinander, in langer Reihe, mit weiten Abständen. Jetzt sind sie in der Zone des Störungsfeuers, das niemals abreißt, um diese Stunde der werdenden Nacht aber ganz besonders rücksichtslos anschwillt. Es rauscht und gurgelt ringsum, und die Stichflammen der berstenden Granaten tanzen über dem Gelände. Aber der Trägerzug geht unbeirrt seinen Weg. Er kennt nur seine Pflicht. Und auch hier heißt es unausgesprochen: „Wer fällt, der fällt! Vorwärts!"

Bald ist die Strecke des Sperrfeuers überwunden. Drüben in irgendeiner Schlucht sollen die Feldküchen warten. Sie haben sich herangearbeitet und müssen rasch, noch ehe wieder der neue Tag kommt, den Feuerbereich der französischen Geschütze hinter sich haben. In Eile werden die Kochgeschirre gefüllt. In die Feldflaschen gurgelt heißer Kaffee. Hoffentlich wird man dies alles, zusammen mit den köstlich duftenden Kommißbroten und den Fleischbüchsen, den Leuten vorne in den Trichtern und Schlammlöchern bringen können. Warmes Essen ist fast so wichtig wie Munition.

Und dennoch gelingt oft dem Trägerzug die Rückkehr nicht mehr. Irgendwo erreicht ihn das Soldatenlos. Eine Granate wuchtet nieder. Ihre Splitter fetzen in die Gruppe der Essenträger. Die gefüllten Kochgeschirre poltern blechern über das Trichterfeld, und der kostbare Inhalt, das heiße Essen, verspritzt, den Ratten ein willkommener Fraß. Still und einsam stirbt der Trägerzug im weit und breiten Feld. Vielleicht findet man — nach Stunden oder Tagen — durch Zufall, die toten Männer vom Trägerzug. Wahrscheinlich wird man sie nie mehr sehen. Sie gelten als vermißt, werden dann, nach einiger Zeit, für tot erklärt.

Der Moloch Verdun hat sie verschlungen.

Ihr Erdenwallen verweht.

Still bleichen die Gebeine im Lauf der Jahreszeiten.

Über das nächtliche Trichterfeld hastet längst wieder ein neuer Trägerzug — — —

Im weiten Trichterfeld hausen die gefürchteten und ekelerregenden Ratten. Es gibt auf der ganzen Welt keine entsetzlicheren Tiere als die Ratten auf dem Schlachtfeld bei Verdun. Wo kommen sie her? Was treibt sie in diese Gegend? Jeder Verdunkämpfer kennt sie. Man trifft sie in jedem Trichter, man wirft ihnen Handgranaten nach, man vernichtet sie, wo man kann, und doch nimmt ihre Zahl nie

ab. Das Trommelfeuer läßt sie unberührt. Und wenn im Wirbel von Stahl und Eisen ganze Dörfer, ganze Landschaften in Rauch und Flammen untergehen, wenn alles in Trümmer sinkt und jedes Leben erstirbt und erstarrt, dann bleiben immer noch die Ratten übrig, die furchtbaren Verdunratten. Vermutlich sind's nur die Ratten aus den zerstörten Frontdörfern.

Niemals haben sie so viel Nahrung gefunden, und niemals so kampflos und so sorgenlos gelebt wie jetzt. Mit Vorliebe benagen sie die toten Pferde und nähren sich von jeglichem Abfall. Es gibt viel Abfall auf dem Schlachtfeld bei Verdun. Die Soldaten aber hassen die Ratten, diese rundgefressenen, bequem gewordenen Nagetiere, deren freches Gekreisch oft wie das Zanken eines ganzen Spatzenfluges durch die unheimliche Stille der Trichternächte dringt.

So ist's bei den Deutschen, so ist's beim Gegner drüben. Man verscheucht die unheimlichen Tiere, aber sie kommen wieder, immer wieder und — Entsetzen! — sie fressen die Gefallenen an. Das ist ihr Todesurteil. Seitdem man weiß, daß sich die Ratten von dem Fleisch der gefallenen Soldaten nähren, werden sie mit letzter Rücksichtslosigkeit verfolgt und beschossen. Heute benagen sie den armseligen Körper unseres toten Kameraden, morgen vielleicht dich oder mich oder ihn. — Die Verdunratten sind furchtbar.

Das ganze Gelände hinter der deutschen Front ist eine einzige große Furchtbarkeit. Hier lauert der Tod an jedem Trichterrand, an jedem Hohlweg, in jeder Schlucht. Es gibt Strecken, die man stets, genau wie drüben die Stadt Verdun, nur im Laufschritt durchqueren kann.

Das rechte und das linke Maasufer ist ein einziges, großes Entsetzen, von der vorderen Linie bis an den Rand der Etappe, ein ununterbrochenes Trichterfeld, in dem die Ratten herrschen, und dessen Gefahren und Trostlosigkeit die tapferen Männer vom Trägerzug Nacht für Nacht in unerschütterlicher Treue auf sich nehmen.

Die deutsche Front um Verdun hat keine Heilige Straße. Aber heilig sind sie alle, diese Trägerpfade durch das Trichterfeld, heilig diese verfilzten Waldstücke, von der unerbittlichen Walze des Trommelfeuers zerrissen und wie von Titanenhämmern zerschlagen, heilig sind die Schluchten und grundlosen Anmarschwege, heilig die Schlammweiher und die versumpften Reservestellungen, heilig das ganze gewaltige Gelände zu beiden Seiten der Maas, zwischen Avocourt und Cremilly, zwischen Douaumont und Charny, — — denn es hat Ströme deutschen Blutes getrunken!

Hammerschlag gegen Panzerfeste Vaux!

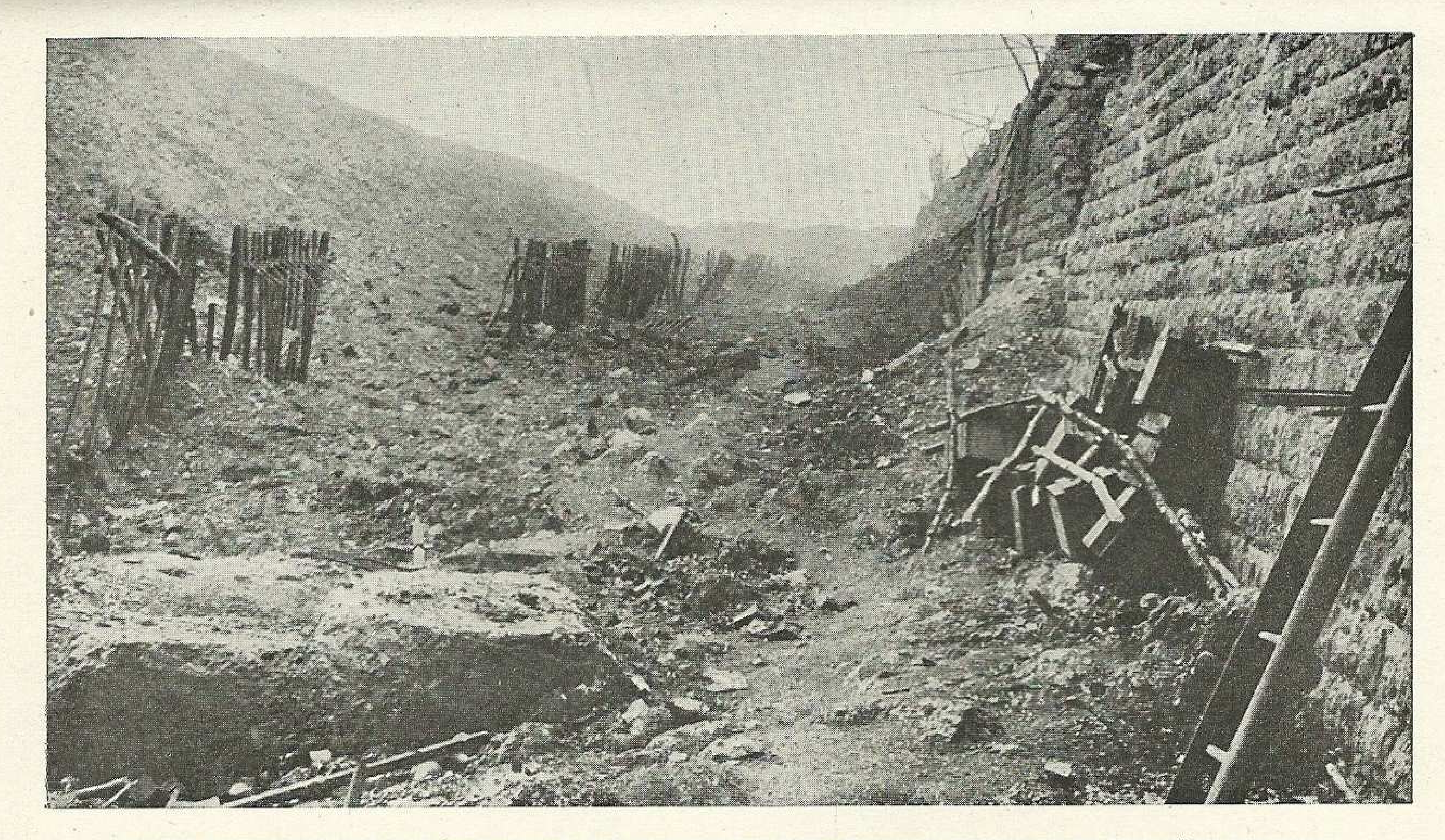
Nach dem erfolgreichen Sturm auf Dorf Douaumont scheint das Schicksal der benachbarten Festung Vaux besiegelt. Jetzt ist Vaux der Eckpfeiler und hat die Aufgabe der Riesenfeste Douaumont übernommen. Und nun faßt die deutsche Heeresleitung den Entschluß, am 8. März in diesem Abschnitt erneut anzugreifen und die Festung zu überrennen. Im stillen hofft man auch auf einen Handstreich wie bei der Feste Douaumont.

Die Zeit ist günstig, denn die Masse der französischen Artillerie ist auf dem linken Maasufer beschäftigt, und so dürfte das Ziel unter allen Umständen zu erreichen sein. Gewiß, das Fort lockt. Aber eine Überraschung wird es nicht geben, denn General Pétain hat die Verteidigung aller Festungswerke befohlen. Fort Vaux ist besetzt. Es sind zwar nicht viele Soldaten in der Festung; aber ihr Führer hat sich geschworen, die Scharte von Douaumont auszuwetzen. Er wird das versuchen, was man im Douaumont vergessen hat, nämlich die Verteidigung bis zum äußersten. Für ihn ist der Spruch auf der Stirnfront der Feste keine leere Phrase. Er ist tatsächlich entschlossen, sich unter den Trümmern der Feste begraben zu lassen, wenn es sein muß, weil es Frankreichs Ehre so verlangt.

Dieser Offizier heißt Raynal und ist Bataillons-



Die Führer der 7. und 8. Kompanie des J.-R. 24. Diese Männer drangen an der Spitze ihrer Truppe am 25. 2. 16 in die Panzerfeste Douaumont. Von links nach rechts: Leutnant Freiherr von Eynatten, Vizefeldwebel Glanz, Oberleutnant von Brandis, Feldwebel Würfel, Unteroffizier Schneidereit.



So sah es im August 1916 in Douaumont aus. Das Bild zeigt den Südwestausgang, gesehen von der Nordwestecke des Forts.

kommandeur. Er befehligt hier eine Elitetruppe, zusammengestellt aus Jägern und ausgesuchten Infanteristen. Während sich draußen das Feuer der deutschen Artillerie immer mehr verdichtet und am 8. März in der Frühe seine ganze Wucht zusammengeballt auf die Panzerfeste Vaux wirft, versucht Kommandant Raynal, aus den benachbarten Reservegräben weitere Verstärkungen in das Fort zu ziehen. Er hat den bevorstehenden deutschen Angriff einwandfrei erkannt, aber er ist entschlossen, zu stehen.

Um die Mittagsstunde bricht der deutsche Infanteriesturm los. An der Spitze arbeiten sich die Schützenlinien der Douaumontstürmer, der tapferen Vierundzwanziger, gegen die Panzerfeste vor. Ihr Ausgangspunkt ist das Werk Hardaumont. Greifbar nahe vor ihnen liegt der Vaux-Berg. Aber scharf rechts herüber, aus dem Caillette-Wald, schlägt ihnen schweres Feuer in die Flanke. Die Schützenlinien schwanken, bleiben schließlich liegen und versuchen, sich einzugraben. Und auch die Lübbener Jäger, die sich links anschließen, kommen keinen Schritt mehr vorwärts. Der Angriff auf die Feste Vaux ist gescheitert. Vergebens versucht das Res.-Infanterie-Regiment 19 um 16 Uhr, das Dorf Vaux durch Handstreich zu überrumpeln. Es kommt nur halbwegs vom „Pfeifenkopf" aus bis an die ersten Häuser. Und auf dieser kurzen Strecke hat

das Regiment 50 vom Hundert Verluste. Was kann nun geschehen? Nein, was muß nun geschehen? Die Lage der deutschen Sturminfanterie ist unhaltbar geworden. Drüben in der Feste Vaux ist Sicherheit und Ziel. Das Fort muß unter allen Umständen erreicht werden.

Bis zum Anbruch der Dunkelheit liegt die deutsche Infanterie frei, ungedeckt, im Flankenfeuer des Caillette-Waldes, im rasenden Wirbeltanz des unerhörten Vernichtungsfeuers. Stumm und ergeben fühlen die Feldgrauen das unerbittliche Nahen des Unsichtbaren. Langsam, unbeirrt, schreitet Feldmarschall Tod über die Abhänge, und hinter seinen Schritten liegen blutüberströmt die deutschen Krieger. Wo die Schlegel des großen Trommlers wirbeln, da geht das Sterben um. Ein Ende mit dieser Furchtbarkeit! Ein Ende mit dem entsetzlichen Flankenfeuer! Gibt es keine Rettung, keinen Ausweg? Es muß doch einen Ausweg geben! Jawohl, es gibt nur eine Möglichkeit, und die heißt: „Vorwärts!"

Bei Einbruch der Dunkelheit erheben sich die gequälten Soldaten Sie haben es satt, sich hier ohne Gegenwehr erschießen zu lassen. Das Blut der Kameraden schreit nach Rache und treibt die Deutschen zur Tat. In rasender Eile arbeiten sich die Schützenlinien vor, gegen das Dorf Vaux. Schwere deutsche Maschinengewehre belfern im

Rücken und senden ihre Geschoßgarben über die Köpfe der Stürmenden hinweg in das Nest des französischen Widerstandes. Und da brechen die Stürmer mit Hurra über die ersten Drahthindernisse. Die Franzosen strecken die Hände. Das Dorf Vaux ist genommen. Es hat viel Blut gekostet, aber es ist genommen.

Und während sich die Verbände wieder neu aufstellen, schweifen unwillkürlich alle Blicke geradeaus zur Höhe hin, wo just die schwarze Masse der Panzerfeste im Abenddämmer verschwindet. Eine Kompanie macht sich sturmbereit, und schon geht's los. Und jetzt wiederholt sich das, was sich damals bei der Einnahme der Feste Douaumont ereignet hat. Mit verbissener Wut gelangen die Deutschen bis in das äußere Drahthindernis und schneiden schon die Gassen. Von mehreren Seiten her wird das Fort berannt. Und da, genau wie am Douaumont, heulen schwere Granaten daher und schlagen mitten in die deutschen Schützenlinien. Und auch hier sind's deutsche Geschosse.

Schwer wuchten die Granaten nieder und erfassen die Feldgrauen, reißen die besten Männer, die kühnsten Stürmer in Fetzen, verwunden zahlreiche Soldaten und zwingen die Tapferen zum Rückzug. Die deutsche Artillerie hat den ersten Anlauf auf die Panzerfeste Vaux vereitelt. Wird es nochmals gelingen, die Feste überraschend im Sturm zu nehmen?

Wohl kaum! Denn jetzt ist der Kommandant auf seinem Posten. Und während sich die Deutschen langsam, stumm, Verzweiflung in der Seele, etwa vierhundert Meter weit zurückziehen, um endlich diesem hartnäckigen deutschen Artilleriefeuer zu entgehen, während sie sich für die Nacht in alten französischen Schützengräben einschanzen, in zertrümmerten Stollen für ihre mitgebrachten Schwerverwundeten Unterschlupf suchen, trifft Kommandant Raynal seine Gegenmaßnahmen. Er hat ruhig und sachlich festgestellt, daß die Deutschen nur um Haaresbreite die Feste verfehlten und Vaux nicht einnehmen konnten, nur weil ihre eigene Artillerie die Vordersten erschlug.

Gewiß, er hätte dem Feind einen heißen Empfang bereitet, aber mit welcher Mühe und welchem Einsatz wäre ihm eine restlose Säuberung der Feste gelungen. Nun weiß er genau, dieser tapfere Raynal, daß er morgen seinen schwersten Tag haben wird. Der 9. März wird über Leben und Tod der Panzerfeste Vaux entscheiden. Kein Zweifel, die Deutschen werden erneut angreifen.

In dieser Stimmung begibt sich der Kommandant auf die Geschütz- und Maschinengewehrstände, überprüft nochmals alle Verteidigungsanlagen, sorgt für sachgemäße Aufstellung von Posten und geht dann hinunter in die Kasematten zu seinen Soldaten. Nochmals erteilt er ihnen letzte, eindringliche Er-

mahnungen zur äußersten Pflichterfüllung. Und dann läßt er einen Poilu kommen, einen Mann, der im Zivilberuf Schreiner ist.

„Hier, mein Sohn," sagt der Kommandant, „hier liegt Holz. Such' mir zwei schöne Eichenbretter heraus und schnitze sofort ein Grabkreuz."

Der Soldat ist darob verwundert, aber er tut's. Befehl ist Befehl. Er bringt das fertige Kreuz seinem Kommandanten. Und dieser betrachtet es, nickt zufrieden und erklärt:

„Mit der schwarzen Farbe dort im Kessel wirst du mir jetzt eine schöne Inschrift malen, eine deutliche Inschrift für das Kreuz, verstehst du!"

„Was soll ich malen, Herr Kommandant?" fragt der Soldat. Raynal antwortet ganz ruhig und sachlich:

„Schreibe bitte: Hier ruht der Kommandant der Panzerfeste Vaux, Major Raynal. Gefallen am 9. März 1916."

Wie Rittmeister v. Scheele den Heldentod starb.

Eine unheimliche Nacht bricht herein. Einige deutsche Offiziers-Patrouillen gelangen im Schutze der Dunkelheit kriechend und sichernd schier bis an den Rand des Wallgrabens. Ohne Unterbrechung zischen aus der Festung die französischen Fallschirm-

leuchtkugeln, erheben sich, tänzeln über dem grellbeleuchteten Kampffeld. Die Soldaten des Kommandanten Raynal sind auf ihrem Posten und halten scharfe Wacht. Eine Überrumpelung im Schutze der Dunkelheit gelingt den Deutschen nicht.

Es kommt der Tag. Ein Infanteriezug eröffnet den Kampf durch einen Vorstoß kurz nach 7 Uhr. Das ist sozusagen ein erstes Vorfühlen, ein Betasten des Gegners. Doch Raynal wacht. Die deutschen Infanteristen brechen im wohlgezielten Feuer der französischen Festungsmaschinengewehre zusammen. Beim Morgengrauen des 9. März liegen die Regimenter 19, 16 und das Reserve-Infanterie-Regiment 6 dicht am Fort und haben es schier in der Zange. Jetzt gilt's, jetzt oder nie! In wenigen Minuten kann Fort Vaux erledigt sein. Die deutsche Artillerie soll endlich ihr Feuer vorverlegen oder schweigen. Immer noch schießt die deutsche Artillerie zu kurz. Unter diesen Umständen ist der letzte, herrliche Anlauf zum greifbaren Sieg so gut wie ausgeschlossen. Die Artillerie muß zuerst benachrichtigt werden. Sie muß erfahren, wie die Dinge hier vorne aussehen, und daß die vordersten deutschen Linien schon im letzten Sprung geduckt bereitliegen. Jawohl, es muß einmal da hinten gesagt werden, wie vorne die Lage ist. Aus diesen Erwägungen heraus schreibt der Kommandant des 1. Bataillons vom Reserve-Infanterie-Regiment 6 folgende Meldung:

„Habe mit 3 Kompanien 7 Uhr vormittags Fort Vaux erreicht. Habe links Anschluß an 4. Kompanie Infanterie-Regiment 6, rechts an 2. Bataillon Infanterie-Regiment 19. Trete den Vormarsch mit einer Kompanie weiter an."

Eine kurze, schlichte Meldung. Sie zeigt so richtig die Lage. Die Feste Vaux ist erreicht, d. h. die deutschen Truppen liegen rechts und links auf der Höhe des Panzerforts. Dies entspricht durchaus den Tatsachen. Von einer Einnahme der Feste Vaux steht nichts auf diesem Papier. Rittmeister von Scheele, der Schreiber dieser Meldung, ahnt nicht die verhängnisvolle Auswirkung seiner Mitteilung, die man falsch deutet.

Gegen 9 Uhr, während sie vorne noch angriffsbereit liegen, schrillen beim Generalkommando die Fernsprecher. Große Aufregung bei allen Stäben. Man beglückwünscht sich, man schüttelt sich die Hand. Was ist geschehen?

Die Panzerfeste Vaux ist genommen. Hier in dieser Meldung steht doch deutlich: „trete den Vormarsch weiter an."

Wenn ein Punkt erreicht ist, und man tritt den Vormarsch darüber hinaus an, dann heißt das auch, daß dieser Punkt im Besitz des Vormarschierenden ist. So rechnen und überlegen die Stäbe und finden den Verlauf der Dinge ganz natürlich. Man kennt die verheerende Wirkung der schweren deutschen

Artillerie. Man weiß, daß den deutschen 42-Zentimeter-Geschossen keine Panzerfeste widerstehen kann. Natürlich, das Fort Vaux hat kapituliert oder ist durch Handstreich genommen worden, genau wie der Douaumont. Anders kann es gar nicht mehr sein.

Zufällig befindet sich der Kronprinz beim zuständigen Divisionsstab, als die Meldung eintrifft. Wie gern will man dem hohen Gast eine freudige Nachricht zukommen lassen. Hier, das ist ja die Nachricht aller Nachrichten. Kann es etwas Schöneres geben zur Begrüßung des Armeeführers als die Meldung von der Unschädlichmachung der Feste Vaux!

Der Kronprinz vernimmt es und heftet sofort dem Divisionskommandeur den Orden Pour-le-mérite an. Und dann wird die Meldung sofort nach Deutschland durchgegeben. Auf allen Straßen in den Städten der belagerten Festung Deutschland rufen es die Zeitungsjungen aus, und rasend werden die Extrablätter gekauft. Die Kirchenglocken läuten, und die schwarzweißroten Fahnen flattern hoch, an allen Masten. Das ganze deutsche Volk feiert den Sieg. Heiße Dankgebete steigen zum Himmel. Die Jugend bekommt schulfrei — Siegesferien. Die Panzerfeste Vaux ist ja mit stürmender Hand genommen —

Und währenddessen lichtet sich der Dunst über dem Schlachtfeld. Die Scherenfernrohre starren über das Gelände. Sie haben alle in diesem Augenblick

nur eine Richtung — die Panzerfeste Vaux — die in einigen Kilometern Entfernung das Schlachtfeld überragt, dicht hinter dem Sargdeckel vom Douaumont. Jawohl, Fort Vaux ist genommen, denn da vorne sieht man ja deutlich eine schwarzweißrote Fahne wehen. Wieder rasseln die Fernsprecher bei den Stäben:

„Es stimmt mit der Feste Vaux. Oben auf der Kuppe flattert die schwarzweißrote Fahne."

Wieso stimmt es? Hat jemand daran gezweifelt? Natürlich ist Vaux in deutscher Hand. Die prachtvollen Regimenter aus Posen haben eine Glanzleistung hinter sich. Jawohl, eine wirkliche Ruhmestat, von der man in tausend Jahren noch in den Geschichtsbüchern mit Ehrfurcht lesen wird. Und wieder beugt man sich hinter die Scherenfernrohre und starrt hinüber. Das Gewölk verzieht sich. Es wird von Viertelstunde zu Viertelstunde heller. Und auch ein frischer Wind hat sich erhoben und fegt den letzten Dunst von den Höhen.

Und da schreit einer auf vor Entsetzen und Enttäuschung. Er hat sein Gerät auf die Panzerfeste Vaux eingestellt und keine Flagge, keine schwarzweißrote Fahne, entdeckt. Ja, woher sollte auch eine schwarzweißrote Fahne kommen? Welche vorstürmende Kompanie kann sich mit einer Fahne belasten? Man kann dies Symbol des Vaterlandes mitnehmen, wenn man mit Bestimmtheit

weiß, daß man in absehbarer Zeit auf einem besiegten Punkt stehen wird, über dem die Fahne flattern kann. Wußte gestern ein einziger Mann dieser Posener Regimenter, daß in der Frühe des 9. März die Feste Vaux in deutscher Hand sein würde? Nein, niemand hätte gewagt, daran zu glauben. Das Fort ist blank und ohne Fahne.

Ja, wo ist sie denn hingeraten, die Fahne? Das Scherenfernrohr rückt seitwärts, und nun erscheint sie im Rund des Blickfeldes. Ganz groß und ganz deutlich steht sie da, die Fahne. Ihre Farben sind einwandfrei zu erkennen. Es ist eine sogenannte Artillerieflagge, es ist weiter nichts als jenes zweifarbige gerahmte Tuch, das der deutschen Artillerie jeweils den Stand der Infanterie melden soll.

Im Laufe der Nacht, in der Verzweiflung über die furchtbare und rücksichtslose Beschießung durch eigene Granaten, haben die deutschen Infanteristen diese Meldeflagge in ihren Linien aufgepflanzt. Diese Linien liegen dicht am Fort Vaux; die Feste selbst aber ist unbesiegt. Und das Grabkreuz des tapferen Kommandanten steht immer noch unbenutzt in der Enge einer feuchten Kasematte, die als Kapelle dient.

Die Kunde vom deutschen Sieg über die Panzerfeste Vaux wird inzwischen sofort in aller Welt bekannt. Um 9.30 Uhr steht ein Nachrichtenoffizier

vor General Pétain: „Mein General, es ist entsetzlich. Raynal und seine Leute — — Das hier ist die neuste Funkmeldung der Boches. Der Eiffelturm gab sie uns vor fünf Minuten durch — —"

Der Offizier ist erregt und reicht dem General das Telegrammblatt hin. Und Pétain liest die Siegesmeldung. Er liest zweimal, dreimal und schlägt auf den Tisch. Hier hat sich etwas Unerhörtes ereignet. Hier hat der französische Meldedienst versagt. Warum weiß er, der Armeeführer, nichts von der Einnahme der Panzerfeste Vaux durch den Feind? Warum hat man ihm diese Nachricht bisher unterschlagen? Wer ist hierfür verantwortlich? Wer hat versagt? Eine Schmach, daß Frankreich wieder eine Feste verloren hat. Eine doppelte Schmach, weil dieser Verlust erst durch die Funknachricht des Gegners bekannt wurde. Sofort entsendet Pétain zwei tüchtige Offiziere nach vorne. Sie sollen die Lage überprüfen und baldigst Meldung erstatten.

Gegen Mittag schon kehren die beiden Offiziere zurück, treten hocherfreut vor Pétain hin und melden:

> „Das Fort ist in französischer Hand und wird vorläufig auch französisch bleiben, obwohl die Deutschen schon im Stacheldrahthindernis liegen und immer wieder kleine Teilangriffe auf den Panzerkoloß versuchen."

Währenddessen hat man nun endlich bei den deutschen Befehlsstellen den peinlichen Irrtum erkannt. In der ersten Begeisterung und im Siegestaumel der frühen Morgenstunden hat man die Meldung herausgegeben. Leider läßt sich diese Meldung nicht mehr zurücknehmen. Der nächste Heeresbericht schweigt. Aber es gibt noch eine Möglichkeit, die Scharte auszuwetzen. Man hat die Panzerfeste Vaux als besiegt erklärt. Gut, sie muß besiegt werden. Am kommenden Tag, am 10. März, muß die Feste fallen. Es geht jetzt um die Ehre.

Schon gegen Mittag dieses 10. März setzt ein wahnsinniges Trommelfeuer ein. Schwere und schwerste Granaten trommeln auf den Panzerdeckel, und bei einbrechender Dunkelheit stürmen die deutschen Infanteristen aus ihren Behelfsstellungen. An der Spitze der vordersten Sturmlinie marschiert Rittmeister von Scheele. Man hat seine Meldung falsch verstanden. Vielleicht hat er sich nicht deutlich genug ausgedrückt. Mag sein, daß man in der freudigen Erregung seine Sätze nicht genau durchlas und die vergleichende Karte nicht zu Rate zog. Zu schön und zu willkommen war ja die Einnahme dieser Festung.

Der deutsche Offizier ist bereit, die ganze Verantwortung für diese falsch verstandene Meldung auf sich zu nehmen. Er wird die Panzerfeste Vaux besiegen, so wie es der deutsche Heeresbericht bereits

in die Welt hinausfunkte und dem deutschen Volk meldete, oder er wird sterben. Ein Zwischending gibt es nicht mehr für Rittmeister von Scheele.

Der Offizier kommt gut voran. Das Schicksal scheint ihm hold. Rechts und links werden Stürmer durch Maschinengewehrfeuer niedergemäht. Er aber dringt durch, hurra, immer durch! Und hinter ihm eine entschlossene Kompanie, die gleichfalls bisher wenig Verluste hatte. Jetzt ist schon das feindliche Drahthindernis erreicht und schnell überschritten.

Keine 20 Meter geradeaus, hinter dem Glacis, senkt sich die Wallmauer steil in den Kehlgraben. Wer dort ist, wer dieses Ziel erreicht, für den kann es kein Zaudern mehr geben. Mit den Grabenstreichen wird man schon fertig. Nicht umsonst folgen Rittmeister von Scheele einige Maschinengewehre auf den Fersen. Sie haben den bestimmten Auftrag, die Scharten und Grabenstreichen unter Punktfeuer zu nehmen und rücksichtslos zu schießen, während die Stürmer den Wallgraben überwinden. Der Sieg ist nahe, das sieht Rittmeister von Scheele, und sein Erfolg wird zur glanzvollen Wiedergutmachung, wenn überhaupt hier etwas wiedergutzumachen ist. Tapfer, unbeirrt bahnt sich der Offizier einen Weg durch Vernichtungsfeuer und wirbelnde Einschläge.

Da fährt jäh ein Blitz nieder, blendet den

Stürmenden. Für ihn schwindet das Grauen der Hölle um Verdun.

Das Donnern der Geschütze, der Stahlwirbel unzähliger Einschläge setzt langsam aus, dröhnt und summt nur noch weit und schier unmerklich, geht über in sanfte, seltsame Melodien. Ganz weich und still werden Luft und Erde. Und eine seltsame Wohligkeit überkommt den Offizier.

So stirbt Rittmeister von Scheele den Heldentod fürs Vaterland, knappe fünf Meter vom Kehlgraben der Panzerfeste Vaux.

Alle Angriffe des Abends werden abgeschlagen. Im Schneetreiben, das eisig niedergeht, liegen die deutschen Truppen Stunde um Stunde. Und dann geht der Mond auf und beleuchtet fast taghell die Landschaft. Was sich jetzt noch regt und bewegt, wird vom Fort aus erkannt und durch wohlgezielte Schüsse an die Erde gebohrt. Der Angriff auf die Panzerfeste Vaux ist abgeschlagen, beendet, in Blut und Tod erstickt.

Die Granaten heulen und singen das Lied der Schlacht.

Still geht der Mond. Windgepeitschte Wolkenfetzen jagen quer vor seiner Scheibe her.

Trotzig, dunkel, wie ein zum Sprung geducktes Raubtier, liegt das Panzerfort.

Leerlauf.

Auf dem rechten Maasufer wird trotzdem weiter gestritten. Die Wucht des Kampfes liegt zwar nun, nach dem verunglückten Angriff auf die Panzerfeste Vaux, in der Gegend um den „Toten Mann" und „Höhe 304". Aber dennoch ist's auch hier, um den Caillette-Wald, ein stetes, heftiges, verbissenes Ringen, eine tägliche und stündliche Verlustmühle für Freund und Feind. Aber Frankreich hat wieder Mut gewonnen. Seit dem 1. April hat General Pétain angegriffen. Wenn auch das berüchtigte J-Werk und die Nordspitze des entsetzlichen Caillette-Waldes am 2. April in die Hände der Württemberger fallen, so ist damit der Angriffswille der Franzosen nicht gebrochen. Gewiß, die täglichen Verluste an Toten, Verwundeten und auch an Kranken zehren an der Moral der Truppe. Aber Frankreichs Divisionen können immer wieder ersetzt werden und brauchen sich nicht bis zum letzten Punkt ihrer Kraft und bis zum letzten Tropfen ihres Blutes zu erschöpfen.

Der Monat April bringt kaltes Regenwetter. Alle Granattrichter füllen sich mit Wasser. Und an den Rand dieser Vertiefungen gepreßt, kauern die frierenden und hungernden Deutschen. Und drüben sitzen die Franzosen genau so in überschwemmten Granattrichtern und warten auf den Zeitpunkt ihres

Angriffs. Immer wieder werfen deutsche Maschinengewehrgaben und wohlgezieltes Infanteriefeuer, zusammen mit dem Toben der Sperrfeuergranaten, die französischen Sturmtruppen auf die blutige Walstatt. Und trotzdem brechen immer wieder neue Regimenter vor. Beide Gegner sind müde, todmüde und erschöpft. Aber die Batterien hüben und drüben toben ungebrochen. Mit jedem Tag scheint sich das Trommelfeuer auf beiden Seiten noch zu verstärken. Pétain hat jetzt eine zahlenmäßige Übermacht erreicht. Und so verwandelt sich das Kampffeld des wieder beginnenden Stellungskrieges langsam in eine einzige große Sumpf- und Trichterfläche.

Jeder kleine Erfolg der Franzosen wird jetzt ausgewertet. Es muß eine moralische Stützwand geschaffen werden. Frankreich will Erfolge sehen und nicht nur blutige Verluste. Ja, es ist höchste Zeit, auch etwas für die Truppe zu tun, ihr einen inneren Halt zu geben. Und so erläßt Pétain den berühmten sogenannten Verdun-Befehl. Er heißt:

„Der 9. April war ein glorreicher Tag für unsere Waffen. Die wilden Angriffe der Soldaten des Kronprinzen wurden überall abgeschlagen. Infanteristen, Artilleristen, Pioniere und Flieger der II. Armee haben einen wahren Wetteifer im Vollbringen von Heldentaten gezeigt. Ehre ihnen allen. Die Deutschen werden ohne Zweifel



Deutsche Flammenwerfer im Angriff.



. . . und währenddessen auf der Gegenseite.

weitere Angriffe versuchen. Jeder Mann hat zu arbeiten und zu wachen, daß die gleichen Erfolge wie gestern erzielt werden. Mut, man wird sie kriegen!"

Dieser Tagesbefehl, besonders der letzte Satz, wird in allen Gefechtsstellen wiederholt. Die Poilus lernen ihn auswendig. „Mut, man wird sie kriegen!" wird geflügeltes Wort für die französische Armee um Verdun. Der Romane braucht solche Schlagworte, um seinen Willen zu stützen. „Mut, man wird sie kriegen!" Wie das singt und klingt! Es ist wie der Aufruf zum Kampf und zum letzten Widerstand.

Für die deutschen Angriffstruppen ist die Lage um Verdun Ende April nicht besonders günstig. Die schönen Erfolge im Februar und März hatten mit der Wegnahme der Feste Douaumont ihren Höhepunkt erreicht. Aber dann hatte sich der gegnerische Widerstand durch Hinzuziehen von Reserven und gewaltigen Artilleriemassen, sowie durch Zusammenfassung des Befehlsmechanismus beträchtlich gesteigert. Der Kampf wurde langsam in das Festungsgelände verlegt. Auch der schwersten deutschen Artillerie ist es inzwischen nicht gelungen, die sicheren Kasematten der französischen Forts zu zerbrechen. Von jetzt ab gewinnen weitere deutsche Vorstöße kaum noch Boden; die Verluste aber steigern sich unerträglich.

Den Franzosen steht eine ausgezeichnete Feld-artillerie zur Verfügung. Ihre Geschütze feuern aus guten Verstecken und gedeckten Batteriestellungen, lassen sich nicht leicht niederkämpfen und außer Gefecht setzen. Wochenlang schon liegt die deutsche Infanterie teils im Flankenfeuer, teils sogar im Rückenfeuer, das aus den französischen Batteriestellungen vom linken Maasufer herüberheult. Der Material-transport leidet unter dieser Beunruhigung des rück-wärtigen Geländes. Zum richtigen Schanzen sind die deutschen Regimenter in all den Wochen nicht gekommen, denn die Spatenblätter dringen überhaupt nicht in den harten Kalkboden, der sich kaum fußtief unter dem zähen Lehm dahinzieht.

Besonders niederschmetternd für die Truppe er-weist sich der Befehl, daß sie jeweils zwei Tage vor einem angesetzten Sturm in der vordersten Linie zu sein hat. Auf dem Hinmarsch und in der Stellung selbst erleiden die Kompanien starke Verluste, ehe sie überhaupt Gelegenheit finden, an den Feind zu gehen. So treten die Truppen stark geschwächt zum Sturmangriff an. Die deutschen Truppen sehen ein, daß sie diesem steten Trommelfeuer, das Tag und Nacht mit anschwellender Heftigkeit losdonnert, nicht mehr entrinnen können. Ein Sturmangriff, der in ruhigere und feuerärmere Gräben führt, könnte die Truppen durchaus befriedigen. Hier aber ist überall das gleiche Wüten und Toben. Der

Soldat findet keinen Unterschied zwischen seinen eigenen zerschossenen Gräben und den zerschossenen Gräben des Gegners.

Und dann fehlt der Truppe die Zeit und die Kraft, gleichzeitig die rückwärtigen Verbindungen und die Stellungen nach rechts und nach links auszubauen und somit die Angriffe geziemend vorzubereiten. Es wird nur immer Division um Division in die Hölle geworfen. Und dann, nach Tagen, kehren die Trümmer der stolzen Regimenter zurück.

Man hatte gehofft, dem Gegner die dreifachen Verluste beizubringen. Und nun halten sich die deutschen und die französischen Verluste schier die Waage.

Furchtbarer als der Sturm ist immer das Ertragen des feindlichen Feuers, das sofort auf die eroberten Stellungen niedergeht, die Truppen zermürbt und in Fetzen schlägt. Entsetzlich die Anmärsche durch die Schluchten und zerstörten Wälder. Übermenschlich der Meldedienst, der Verwundetentransport und das bittere aber aufopferungsvolle Leben der Männer vom Trägerzug.

Bei der deutschen Artillerie macht sich mit der Zeit eine unverhältnismäßig große Abnutzung der Geschützrohre bemerkbar, und auch die Geschoßstapel werden kleiner, die Nachschübe an Granaten geringer und dünner. Immer weiter die Anmarschwege von der festen Straße bis zu den feuernden

Batteriestellungen, immer ausgefahrener und grundloser die Wege um Verdun. Es muß etwas geschehen. Es muß bald etwas geschehen. Die Schlacht um Verdun schreit nach einer Änderung. Und da kommt der Wendepunkt, kommt just im Mai 1916.

Und die Menschenmühle mahlt, mahlt — —!

Es steht nun fest, daß die Alliierten-Armeen Verdun entlasten werden. Die Notschreie des französischen Oberbefehlshabers Joffre sind nicht verhallt. Die Engländer haben eine große Offensive sowohl oben in Flandern als auch an der Somme zugesagt. Zu diesem Zweck werden General Pétain nur noch 52 Divisionen belassen. Damit hat er die Festung zu halten, und zwar immer so, daß 24 Divisionen in vorderster Linie kämpfen. An der Somme aber werden Franzosen und Engländer recht bald in 60 Kilometer Frontbreite zum Angriff schreiten, um zahlreiche deutsche Divisionen auf dieses neue Schlachtfeld zu zwingen.

Von dieser Frontbreite wird Frankreich, das heißt die Armeegruppe Foch, 35 Kilometer übernehmen. Auf dieser Strecke sollen 30 französische Divisionen, unterstützt von 1700 schweren Geschützen, den blutigen Tanz einleiten. Auch die deutsche Heeresleitung hat von diesen Absichten Kenntnis erhalten und steht abwartend an der Somme. Bei

Verdun aber wird man zu neuen Angriffen schreiten, und zwar wieder auf breiter Grundlage. Es sollen nicht wie bisher die einzelnen Divisionen selbständig vorstoßen, sondern große Frontteile mit gewaltigem Einsatz von Menschen und Munition überrannt werden.

Zwei frische Korps rollen an. Fieberhaft wird geschanzt, um gangbare Annäherungswege zu schaffen. Denn es gilt jetzt, die zum Sturm bestimmten Mannschaften möglichst verlustlos nach vorne zu bringen und ihnen die Qual eines verlustreichen und langsamen Vorarbeitens über das endlose Trichterfeld zu ersparen.

Auf dem linken Maasufer sind die Kämpfe seit Tagen schon mit größter Erbitterung im Gange, und zwar um die Höhe „Toter Mann" und die „Höhe 304", wie dies bereits früher erwähnt und erzählt wurde. Und nun soll auch rechts des Flusses wieder wirksam angegriffen werden. Der Wiederbeginn der Angriffe wird auf den 7. Mai angesetzt, und zwar nach folgendem Plan: Um 11.25 Uhr vormittags soll das Reserve-Korps mit der 19. Reserve-Division und der 6. Infanterie-Division den Thiaumont-Wald südlich der Feste Douaumont, sowie den Caillette-Wald vom Feind säubern. Um 19.30 Uhr am gleichen Tag hat sich das 5. Reserve-Korps, d. h. die 1. und die 50. Infanterie-Division, diesem Vorgehen anzuschließen. Es soll hierbei versucht

werden, in überraschender Bewegung die Panzerfeste Vaux, sowie das im Fumin-Wäldchen liegende I-Werk zu stürmen. Schwerste 42-Zentimeter-Geschütze werden die Panzerfeste beschießen. Die feindlichen Batterien sollen vor dem Sturmangriff wirksam mit Grünkreuz-Gasmunition eine halbe Stunde lang vergast werden.

Das ist klipp und klar. Das ist eine harte, soldatische Sprache. Besser jetzt aus diesen unhaltbaren Stellungen heraus als noch unendlich lang die fürchterliche Qual des im Schlamm unmöglich gewordenen Stellungskrieges.

Am Vortage des Angriffs gelingt es einer französischen Offiziers-Patrouille, durch Handstreich einige deutsche Vorposten auszuheben. Man preßt aus den Gefangenen die Nachricht von dem bevorstehenden deutschen Angriff. Nun wissen's die Franzosen. In fieberhafter Eile verstärken sie ihre Fronttruppe, sichern ihre Reserven und nehmen die deutsche Hinterfront unter schwerstes Vernichtungsfeuer. Überall, wo Sturmtruppen vermutet werden, prasselt ohne Ruhe und ohne Erbarmen das Trommelfeuer nieder. Die deutschen Abmarschwege liegen unter ständiger Störung. In den Schluchten sind die deutschen Verluste unerträglich hoch. Der Sturm kann unter solchen Umständen nur noch eine Erlösung sein. Jawohl, der Sturm wird diesmal zur Erlösung.

Wie befohlen, schlägt am frühen Vormittag das deutsche Trommelfeuer in die feindlichen Linien. Das überraschende Gasschießen bringt zahlreiche französische Batterien zum Schweigen, löscht sie langsam aus, eine nach der anderen, und macht sie für Stunden kampfunfähig. Und dann, Punkt 11.25 Uhr brechen die deutschen Divisionen vor. Und diesmal ist schon dieser Vorstoß eine Überraschung für den Gegner. Er sieht keine Schützenlinien mehr vor sich, keine breite Welle, die sich den belfernden Maschinengewehren als willkommenes Futter bietet, nein, bei den Deutschen übt man jetzt eine andere Angriffstaktik. Die Truppen gehen in kleinen Haufen vor, in Rudeln zusammengeballt, Offiziere und Führer an der Spitze, die Soldaten keilförmig Mann an Mann dahinter, eine fast antik scheinende Kampfesart. Aber siehe, die Neuerung bewährt sich. Zwischen den einzelnen Rudeln entstehen große Zwischenräume, in denen das französische Feuer wirkungslos verpufft. Die Thiaumont-Ferme wird an diesem Tag durch deutsche Truppen eingeschlossen, bleibt aber in französischer Hand.

Und südlich vom Fort Douaumont und auch im Caillette-Wald rennen die tapferen Stoßtruppen vergebens gegen die gut einbetonierten französischen Maschinengewehrnester. Der mit viel Hoffnung und viel Mut begonnene Angriff kommt hier ins Stocken. Und nebenan, beim 5. Reservekorps, ver-

beißen sich die französischen Maschinengewehrgeschosse und Granatsplitter in deutsche Leiber. Die Höhe um das Fort Vaux ist das Ziel des 5. Reservekorps. Aber jetzt bricht aus allen Mündungen und Rohren ein rasendes Schnellfeuer gegen die Stürmer.

Einige Kilometer zurück, auf einem der Gefechtsstände des 5. Reservekorps, steht der Chef des Generalstabes des deutschen Feldheeres, General Erich von Falkenhayn, und starrt in das Scherenfernrohr. Er will Augenzeuge sein von der Einnahme der Panzerfeste Vaux. Aber nichts ist zu sehen. Der Vaux-Berg dampft wie ein Vulkan. Schwarze Rauchfahnen stehen wohl hundert Meter hoch über seiner Kuppe. Der Feldherr sieht nur, wie seine tapferen Sturmsoldaten im Feuerwirbel niedergehämmert werden. Bataillon um Bataillon marschiert in den Orkan, so wie es der Befehl will. Der Feldherr sieht sie marschieren und sterben und dieser Anblick verschafft ihm eine der schwersten Stunden seines Lebens, aber er muß hart bleiben.

Über die Hänge des Vaux-Berges wälzen sich dichte Rauch- und Gasschwaden, verschleiern die Sicht. Unerhört, urgewaltig wirbelt das Trommelfeuer über die deutschen Stellungen, zertrümmert Unterstände, läßt Stollen zusammenbrechen. Die deutschen Sturmtruppen versuchen feuerarmen Raum zu gewinnen, drängen nach rechts, drängen nach links. Die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Sturm-

abteilungen gehen auf diese Weise verloren. Und dann schlagen die französischen Granaten in das aufgestapelte deutsche Gerät. Handgranaten explodieren, Flammenwerfer entzünden sich und sprühen ihren heißen Strahl zwischen die deutschen Soldaten. Die ganze Gegend ist erfüllt mit Masut-Rauch und Gasschwaden. Die bereitgestellten, geballten Ladungen platzen und reißen große Löcher in den Boden. Alles Pioniergerät, alle Sprengladungen gehen in die Luft. Die deutsche Truppe erleidet untragbare Verluste.

Kann unter solchen Umständen der deutsche Sturmangriff hervorbrechen? Nein, unmöglich! Wenn gestürmt werden soll, muß auch die innere Bereitschaft vorhanden sein. Eine Truppe aber, die vor dem Sprung ins Niemandsland, ja sogar noch in der Deckung der Gräben teilweise durch eigene Waffen schwere Verluste erleidet, ist an sich schon erschüttert. Der Blutzoll allein ist nicht so viel wie die Furchtbarkeit, die Kameraden rechts und links durch eigene Waffen fallen zu sehen.

Um 19.30 Uhr sollen die Regimenter den Graben verlassen, um den Sprung gegen die feindlichen Stellungen zu wagen. Aber nichts rührt sich, nichts als höchstens starke Offiziers-Patrouillen, die zögernd vorfühlen und im Sperrfeuer gegen die feindlichen Gräben vortasten. Aber jetzt verdreifacht, nein, verzehnfacht sich das französische Abwehrfeuer. Der

Vorhang der jagenden Sperrfeuergranaten wird dichter und dichter, und über das dämmerige Feld bellen die Maschinengewehre. Sogar dieses Vorfühlen der Offiziers-Patrouillen wird im Keime erstickt.

Die deutsche Truppe schanzt sich für die Nacht ein. Sie hat leiden gelernt, ohne zu klagen. Sie wird auch diesen Schicksalsschlag auf sich nehmen, sich auch diesmal wieder vom unerbittlichen Gang der Mühle um Verdun zermahlen lassen. Auf der ganzen Linie ist der Angriff gescheitert. Die deutsche Heeresleitung wagt nicht, für den nächsten Tag einen neuen Angriffsbefehl herauszugeben. Aber in einigen Tagen, jawohl, in einigen Tagen wird man wieder kräftig genug sein zum entscheidenden Sprung.

Inzwischen tritt aber ein Ereignis ein, das mit seinen entsetzlichen Folgen die Mitschuld am schlechten Ruf trägt, den Verdun in der ganzen deutschen Armee genießt. Verdun ist der Inbegriff aller Schrecken und aller nutzlos scheinenden Opfergänge geworden. Dieses Ereignis verstärkt das Entsetzen um die Hölle an der Maas. Das Frontgerücht arbeitet und verbreitet rasch wie eine Seuche von Truppenteil zu Truppenteil die Schreckensnachricht:

> „Im Fort Douaumont, unter dem langgestreckten Sargdeckel hat sich etwas Entsetzliches ereignet!"

Douaumont, das Grab der 650 Eingemauerten!

Als Folge dieser starken Abwehr und der erneuten Angriffsversuche deutscher Sturmtruppen sind am Abend des 7. Mai die Verluste in den Reihen der feldgrauen Stürmer unerhört hoch. Zahlreiche Schwerverwundete werden hinüber zum Fort Douaumont gebracht. Das Fort mit den sagenhaft tiefen Kasematten, mit seinen Gängen und seinen unbedingt schußsicheren Anlagen ist für den Soldaten, der aus dem Hexenkessel kommt oder in den Hexenkessel muß, ein starker Anziehungspunkt. Hier wähnen sich die Verwundeten vorläufig geborgen. Hier können sie einen günstigen Augenblick zum letzten Lauf ins Hinterland abwarten. Wer verwundet nach hinten zur Verbandstelle strebt, weiß, daß er im Fort Douaumont Atem schöpfen kann, daß man ihm hier nie einen Schluck Wasser, einen Bissen Brot und einen schußsicheren Platz verweigern wird.

Obendrein ist es möglich, die ganze Länge oder Breite der Festung hier im gedeckten Gelände, d. h. unterirdisch, zurückzulegen. Man dringt von Süden in die Feste ein und verläßt sie durch die Nordausgänge. Auf diese Weise ist immerhin eine gute Strecke des gefährlichen Weges unterirdisch begangen. Alle Truppen, die von hinten kommen und

nach vorne in die Kampfstellungen müssen, benutzen gleichfalls das Fort Douaumont als Pausestelle zum letzten Atemholen.

So kommt es, daß in der Nacht vom 7. zum 8. Mai das Fort bis zu seiner letzten Fassungsmöglichkeit besetzt ist. Für die Schwerverwundeten hat man die tieferen Schächte und Kasematten frei gemacht. Hoffentlich treffen noch im Laufe der Nacht Verstärkungen für die Sanitätsmannschaften ein, zusammen mit irgendwelchen Fahrzeugen oder wenigstens mit zahlreichen Tragbahren. Man kann doch die vielen operationsreifen Soldaten nicht noch 24 Stunden länger hier liegen lassen. Am hellen Tag ist der Rückweg über das ständig beschossene Hinterland so gut wie ausgeschlossen. Das wäre dreifacher Tod, hundertfache Angst, tausendfache Anstrengung und Entbehrung.

Außer den zahlreichen Verwundeten und den Essenholern, die zur Front streben, und den Versprengten aus vielen Truppenteilen befinden sich gegen Morgen des 8. Mai mehrere Infanteriestäbe in der Sicherheit der Feste. Die Nacht ist schier vorbei. Es ist gerade wieder ein Pioniertrupp mit Handgranaten und Flammenwerfern aus dem Hinterland eingetroffen. Die Leute wollen sich hier nur für kurze Augenblicke ausruhen, denn der Weg zur Feste war bis hierher in dem Kehlgraben ein einziges Wettrennen mit dem Tode. Selten hatte das fran-

zösische Zerstörungsfeuer so gewütet, wie diesmal in den Stunden vor der Dämmerung.

Im Osten, jenseits der Woëvre-Ebene kündet sich schon der neue Tag an. Die Pioniere können sich nur wenige Minuten aufhalten und müssen dann schnell weiter nach vorne, um irgendwo als Verstärkung einzuschwärmen. Sie stellen ihr Gerät am Eingang nieder. Dort werden sie es gleich wieder holen. Es hat doch keinen Sinn, mit den geballten Ladungen und dem umständlichen Flammenwerfergerät die engen Gänge durchlaufen zu wollen. Es ist um diese Stunde ein ganz besonders starkes Kommen und Gehen im Fort. Verwundete und Ablösungen quetschen sich aneinander vorbei. Nein, in diesem Gewühl ist mit sperrigem Gerät nicht viel anzufangen. Es mag also ganz vorn im Gang stehen bleiben, bis man sich mal in der Feste umgesehen hat, gerade Zeit genug, um einen Schluck Tee oder ein Butterbrot zu sich zu nehmen.

Die Verwundeten strömen in diesem Augenblick ohne Unterlaß aus der Festung, Mann hinter Mann. Es sind in der Hauptsache Männer mit Armschüssen und leichteren Kopfverletzungen. Die Bein- und Bauchschüsse liegen ja alle noch unten und warten auf gelegentlichen Abtransport. Es wird an diesem Tag mit dem Rücktransport auch nichts mehr sein. Bis zum Abend müssen sie dann noch warten und hoffen, daß man sie im Laufe der Nacht wegbringt.

Die Leichtverwundeten aber eilen rasch dahin. Es ist ihnen jetzt noch Möglichkeit geboten, ein gut Stück des Hinterlandes zu bezwingen. Wenigstens bis zur Chambrette-Ferme kommen sie noch im Schutze der Dämmerung und des leichten Bodendunstes, wenn sie gut laufen. Und dann sind sie ja aus dem Gröbsten heraus. Gerade scheint die französische Artillerie Atem holen zu wollen. Eine Feuerpause ist eingetreten. Vielleicht müssen die Rohre gekühlt werden. Vielleicht sind auch nur die Artilleristen übermüdet.

Da geschieht es!

Eine geballte Ladung im Halbdämmer der Gänge wird gestreift und fällt zu Boden. Einer der dahineilenden Männer tritt unbewußt auf den Abzugsknopf. Mit dem andern Fuß schleudert er unbeabsichtigt die zusammengebündelten Handgranaten ein Stück weiter. Die Abzugsschnur strafft sich. Die Zündung ist da. Der Mann aber geht weiter; er hat nichts gemerkt; er ist gegen irgend etwas gestolpert. Hier liegt ja so viel Gerät herum, angefangen von weggeworfenen französischen Tornistern, bis zum zerbeulten, unbrauchbar geschossenen Maschinengewehr. Hinter ihm kommen andere Verwundete und Soldaten, die zum Hinterland streben, Melder, Munitionsträger, Pioniere, Abgelöste und Versprengte.

Und da reißt eine furchtbare Entladung die

Ruhe des Frühmorgens entzwei. Ein furchtbarer Schlag schüttert durch den Gang. Man hört Wimmern und Schreien. Dann hastendes Laufen von Menschen. Was ist geschehen? Ist eine französische Granate als Zufallstreffer in den Festungsgang gelangt?

Wohl kaum anzunehmen; man hat ja kein Heulen gehört. Ja, was ist denn geschehen? Die Melder und alle Männer, die jetzt schon das Kernwerk verlassen haben, beeilen sich weiterzukommen. Was im Fort geschehen ist, geht sie nichts mehr an. Sie haben genug mit sich selbst zu tun und müssen an ihr Fortkommen oder an Ausführung des erhaltenen Befehls denken. Nur weg aus diesem gefährlichen Bereich!

Und während sie noch durch den Wallgraben rennen und sich oben auf das Glacis schwingen, um von dort aus den atemraubenden Lauf ins Tal hinunter zu beginnen, schüttert eine zweite stärkere Explosion hinten im Douaumont. Ein Erdbeben ist's schier.

Der Knall ist so stark, daß ihn das menschliche Ohr kaum wahrnimmt. Nur das entsetzliche Schüttern und Dröhnen ist da, läßt die Erde unter Fieberschauern erbeben. Aus dem Sargdeckel, aus allen seinen Schießscharten und Öffnungen schlagen dunkelrote Blitze.

Was ist geschehen? Hat man von Verdun aus doch noch den Weg durch den sagenhaften und viel-

besprochenen unterirdischen Gang gefunden und tief unter der Panzerfeste eine gewaltige Sprengladung in den Eingeweiden des Werks angebracht und entzündet?

Nein, die Franzosen haben mit dieser Explosion nichts zu tun. Sie liegen drüben todmatt und unausgeschlafen in ihren Schützenlöchern, und ihre Posten blinzeln nur verständnislos in das Zischen der Flammen aus allen Gängen und Scharten des Douaumont. Sie vernehmen das dumpfe Erdbeben und wissen nicht, was geschehen ist. Vielleicht hat die deutsche Artillerie zu kurz geschossen und den Sargdeckel getroffen. Dann geschieht's den Boches ganz recht. Oder irgendwo aus der Flanke hat sich eine ganz schwere französische Granate das gleiche Ziel erwählt, oder ein Deutscher hat unvorsichtig mit einer Kiste Handgranaten oder Munition hantiert. Ach was, es wird schon nicht so schlimm sein. Die Posten melden nichts von ihren Beobachtungen. Es ist ja alles so belanglos geworden, verglichen mit täglichem Stürmen und stündlichem Sterben hier im weit und breiten Feld um Verdun. Was geschah im Douaumont?

Die geballte Ladung hat einen Flammenwerfer der Pioniere zerstört und das Öl entzündet. Rasch ergießt sich der brennende Ölbach in die Tiefe und erreicht den Stapel zurückgelassener französischer Kartuschen und mittlerer Granaten. Vergebens



Der Flammenwerfertrupp gewann immer mehr an Bedeutung und sprach in den zähen Einzelkämpfen ein gewichtiges Wort ...



... zusammen mit dem leichten Maschinengewehr und der gefürchteten Stielhandgranate.

wollen noch einige beherzte Soldaten das drohende Unheil durch Aufwerfen von Sandsäcken verhindern. Sie reißen sich die Uniformröcke vom Leib und versuchen damit die Flammen zu ersticken. Zu spät! Rauch und Hitze jagen sie zurück. Dicker fetter Masutqualm legt sich schwer auf die Lungen, und dann brüllt mitten in der Feste die zweite gewaltige Entzündung. Sie schmettert so unerhört, daß sofort alle Lichter erlöschen. Und da setzt die Panik ein — —

Unten in den Verbandplätzen und in den Hauptkasematten ist's still. Hier hat die Explosion alle Menschen durch Lungenriß getötet. In den weiter entlegenen Kasematten aber entbrennen inzwischen erbitterte Kämpfe um Luft und um den Ausgang. Schwer wie Blei drückt der bittere Masutrauch auf die Brust. Durch die Gänge schallt der Schreckensruf:

„Gas, Gas! Die Franzosen machen einen Gasangriff."

In pechschwarzer Dunkelheit suchen die Menschen ihre Gasmasken. Sind die Franzosen schon im Fort? Besonnene machen endlich Licht. Ja, nur Licht! Die Augengläser der Masken beschlagen sofort. Unmöglich, richtig zu sehen. Luft und Licht, Luft, Luft — —! Die Panikstimmung wächst. Man tastet sich durch die Zickzackgänge, Mann hinter Mann. Man gelangt irgendwo an eine Tür. Zurück, der Weg ist falsch, hier geht's nicht ins Freie. Hier kommt kein Mensch vorbei. Alles zurück!

Man rennt, man strebt rückwärts. Eine andere Abteilung will sich vorbeiquetschen. Dazwischen stöhnen die Verwundeten. Und Schreie, entsetzliche Schreie — —!

Immer und immer wieder rollt im Innern der Feste das dumpfe Kollern der Explosion. Die Ausgänge sind verstopft, ja, man findet sie überhaupt nicht mehr. Stockdunkel ist's auf den Gängen.

Hie und da will der schmale Lichtkegel einer Taschenlampe die schwärzliche Dunkelheit durchdringen, reicht aber nur bis auf den Rücken des Vordermannes oder bis in das entsetzte Gesicht eines halbirrsinnigen Menschen. Alles andere, zwei Meter im Umkreis, wird von schwarzem Masutrauch verschluckt. Ohne Unterbrechung brennt das rinnende Öl der Flammenwerfer. Die nachfolgenden Explosionen haben noch weitere Flammenwerferbehälter gesprengt und auch ihr Öl entzündet. In dichten Flocken schwebt der Ölqualm durch alle Gänge und Kasematten, schwärzt die Gesichter, verstopft die Gasmaskeneinsätze. Atemnot tritt ein. Luft! Luft! Man reißt sich die Masken vom Gesicht. Man rennt und prallt mit dem Kopf an die Wand.

Wieder vor, wieder zurück, nur heraus, nur endlich heraus aus dieser Hölle, aus diesem furchtbaren, entsetzlichen Fort!

Jetzt sind die ersten schon draußen. An zwei, drei Stellen ist der Weg ins Freie gefunden. Gänzlich

geschwärzte Menschen stürzen sich mit irrem Geschrei in den Kehlgraben. Und jetzt ertönt draußen der Ruf:

„Alarm! Die Schwarzen sind im Fort!"

Wird aufgenommen, der Ruf, wird weitergegeben, von Gruppe zu Gruppe. Und in allen noch verschont gebliebenen Ecken und Gefechtsstellungen der Festung und ihrer Umgebung greifen die Deutschen zu den Waffen. Handgranaten fliegen den anrückenden Schwarzen entgegen.

Mit Verbissenheit kämpfen die Deutschen, schießen und werfen, denn sie wissen genau, daß die Schwarzen ihre grausamsten Gegner sind. Und aus allen Gängen der Feste kommen immer mehr Schwarze und geraten in das Kreuzfeuer der deutschen Maschinengewehre und Handgranaten.

Und jetzt erst erkennt man, daß es keine Schwarzen sind, sondern eigene deutsche Kameraden, die vom Masutrauch unkenntlich geschwärzt sind, von Kopf bis Fuß. Man stellt das Feuer ein, man eilt hinunter, man verbindet, man versucht zu retten, was noch zu retten ist. Aber viele liegen schon still und tot. Und über ihre geschwärzten Gesichter rinnt langsam warmes Blut.

Mit großer Geistesgegenwart haben inzwischen die Ärzte des großen Verbandplatzes drinnen in der Feste die bereitgestellten Sauerstoffbomben abgezogen und alle Ausgänge versperrt. Nur so bleibt die Luft in diesen Kasemattenräumen atembar,

und nur so entgehen die Verwundeten einem grausamen Erstickungstod. Und droben in den dunklen Gängen verstummt jetzt nach und nach das entsetzliche Geschrei des Irrsinns und der Panik.

Langsam steigt der junge Tag empor. Aus den rückwärtigen Stellungen nahen jetzt Deutsche, wollen helfen und retten, wenn's noch etwas zu retten gibt. Sie haben von den Vorgängen in der Festung nichts vernommen als höchstens das seltsame Schüttern und Beben, das dumpfe Knallen im Innern des Werks. Sie haben an den Einschlag eines schweren französischen Treffers geglaubt und sich weiter keine Gedanken darüber gemacht, weil sie die Männer im Douaumont in guter Obhut unter dem Panzer der Kasematten wähnten. Und dann waren unkenntlich geschwärzte Menschen, halb irrsinnig vor Angst und Schrecken, zu ihnen gekommen und hatten unzusammenhängende Erklärungen gegeben.

Nun schreiten die Menschen aus der Reservestellung nach vorne. Es sind in der Hauptsache die 12. Grenadiere, die sich auf den Weg machen und zitternd vor Aufregung ihren Kameraden zu Hilfe eilen. In diesem Augenblick treffen aus den vordersten Linien die Kaffeeholer ein. Hier im Fort standen ja Kochkessel, von den Franzosen damals beim Rückzug zurückgelassen. Eine Feldküche hätte es ja doch nie wagen dürfen, bis zum Douaumont vorzufahren. Aber das Vorhandensein der französischen Koch-

gelegenheit war für die vorderste Truppe eine Wohltat.

Die Essenholer müssen heute umkehren, denn auch Kessel und Küchen sind vernichtet. Die Männer gehen zurück in die Gräben und melden mit Entsetzen, daß sie im Fort Douaumont ein Stück der Hölle gesehen haben. Einige schreien und können sich nicht beruhigen. Das Grauen hat für Stunden ihren Geist verwirrt.

Für die 12. Grenadiere und für die andern herbeigeeilten Truppen ist jetzt sehr viel zu tun. Gasmasken vor dem Gesicht, dringen die Männer einzeln und in kleineren Abteilungen, untereinander von Mann zu Mann durch Gewehrreinigungsstricke verbunden, in die Festung ein. Vorneweg schreiten Offiziere und Unteroffiziere mit aufgeblendeten Taschenlampen. Sie gehen langsam, überschreiten und überspringen die Haufen halb verkohlter Leichen.

Sie kommen an noch qualmenden und noch brennenden Ölbächen vorbei und werfen die Erde aus mitgebrachten Sandsäcken darüber, das Feuer zu ersticken. Sie dringen bis zu der Stelle vor, wo der Regimentsstab und die drei Bataillonsstäbe der Grenadiere untergebracht sind. Die Kasematten sind noch fast unversehrt. So fest gebaut ist das Fort Douaumont. Aber die Menschen sind alle tot. Keiner ist seinem bitteren Schicksal entronnen. Ob Offizier, ob Musketier, ohne Unterschied liegen die

Soldaten so, wie die Explosion sie zerschmetterte oder der Masutrauch sie erstickte. Träge und heimtückisch ziehen noch dicke Qualmschwaden durch die Gänge der Festung, entweichen langsam und hüllen die Panzerfeste in einen seltsamen Rauchmantel. Die Grenadiere und die anderen Hilfstruppen arbeiten fieberhaft. Vorerst werden alle Verwundeten geborgen. Und dann die große Frage, wohin mit den Toten? Bald wird die Hitze einsetzen. Die Leichen müssen verschwinden und möglichst bald der Erde übergeben werden.

Ein großer Gang wird als Riesenmassengrab bestimmt. Man schleppt die toten Kameraden hinein. Es liegen schon viele Stille darin, die an dieser Stelle der Explosion zum Opfer gefallen sind. Sie sollen für die ganze Ewigkeit ihre Kameraden bekommen und nicht allein bleiben.

In der folgenden Nacht ist die Arbeit getan, das Massengrab gefüllt. Pioniere errichten in Eile eine dichte Mauer aus Steinen und Beton, und dahinter liegen nun die Leichen von 28 Offizieren und 650 tapferen deutschen Soldaten.

Zu gleicher Zeit werden die Gefallenen draußen im Kehlgraben, diese Toten, die man irrtümlich für Schwarze gehalten und niedergeschossen hatte, in einem riesigen Granattrichter bestattet.

Der Sargdeckel des Douaumont ist für die Deutschen wirklich zum Sargdeckel geworden.

Langsam verzieht sich der schwere Masutqualm, bleibt jedoch turmhoch über dem Fort hängen. Wie ein riesiger schwarzer Pilz des Todes steht die Rauchsäule über dem Werk und kündet weithin, daß hier etwas Furchtbares geschehen ist. In den Gängen und Kasematten des Douaumont wohnt der Tod.

Die Franzosen sehen den Pilz aus Rauch und dichtem Ölqualm. Ihre Flieger können feststellen, daß rund um die Festung, im Kehlgraben, außergewöhnlich starke Bewegung herrscht. Auch das ständige langsame Entweichen des Rauches aus allen Scharten und Öffnungen des Panzerforts kann den Franzosen nicht verborgen bleiben. Und dennoch geschieht nichts. Jetzt könnte ein entschlossener französischer Unterführer diesen Augenblick benutzen und seine Sturmwellen gegen die Panzerfeste führen. Er würde kaum Widerstand finden und das Fort durch raschen Handstreich erledigen.

In der vordersten Linie sind die deutschen Truppen durch die Erzählungen ihrer Kaffeeholer so entsetzt, daß ihnen der Schrecken bleischwer in den Gliedern hängt. Und die Männer im Fort selbst denken vorläufig nicht an Kampf. Die Aufräumungsarbeiten nehmen sie voll und ganz in Anspruch. Keine fünf Minuten können sie aufschauen oder einhalten. Überall sind kleinere oder größere Brandherde zu ersticken, mit Erde zuzudecken. Und dann muß für Durchzug, für Lufterneuerung und für Licht gesorgt

werden. Alle brennbaren Gegenstände, die halbzerstörten Flammenwerfer, die angesengten Handgranatenkisten, die verbeulten Kartuschen und die scharf gemachte französische Artilleriemunition, dies alles wird hinausgeschafft, in Granattrichter geworfen. Wer solche Dinge mitgemacht und vor Stunden erst das Entsetzen gesehen hat, wird im Augenblick kein rücksichtsloser Kämpfer sein können. Nein, die Feste Douaumont ist in diesem Augenblick nicht mehr im Verteidigungszustand. Wenn jetzt die Franzosen kommen, ist es mit ihr vorbei. Die Franzosen aber kommen nicht.

Es senkt sich der Abend nieder. Sachverständige Pionieroffiziere und Männer vom Festungsbau kommen in der Nacht vom 8. zum 9. Mai nach vorne, untersuchen den Douaumont. Es soll festgestellt werden, ob das Fort überhaupt noch fähig ist, eine Beschießung auszuhalten, und ob's nicht ratsamer erscheint, durch eine letzte, mit Bedacht angelegte Sprengung alle Kasematten und Kunstbauten endgültig in Trümmer zu legen.

Aber der Douaumont wird als noch brauchbar befunden. Das Schicksal der Feste ist noch nicht erfüllt.

Nur wenige Tage Ruhe gönnt man der Truppe, nur die kurze Zeit bis zum 12. Mai. Sie soll pausen und nichts Größeres unternehmen. Das Entsetzen

um den Douaumont muß vorerst überwunden sein. So denkt man im Hinterland. Aber dieses Entsetzen wird niemals überwunden werden können. Es wird allen, die es miterleben mußten, ein ganzes Leben lang bleischwer in den Seelen nisten.

Am 12. Mai soll die 5. Infanterie-Division angreifen und die Kiesgrube südlich der Feste Douaumont, sowie einige Zwischenwerke wegnehmen, um so einen Vorstoß des ganzen X. Reservekorps vorzubereiten und den stürmenden Divisionen den Weg zu ebnen.

Die Truppenführung hat lebhafte Bedenken gegen diese Befehle. Die Kompanien sind müde, verbraucht. Trotz größter Tapferkeit wird man hier nicht mehr recht vorankommen. Immer wieder das Anrennen gegen die Schützengräben des Feindes, immer wieder das furchtbare Trommelfeuer, das alles Leben drüben vernichten soll und doch die starken Maschinengewehrnester und die Zwischenwerke schier unbeschädigt läßt. Immer wieder die aufopfernde Tapferkeit der deutschen Kompanien, deren Ansturm an französischer Abwehr zerschellt, und dann noch im Nacken die Furchtbarkeit des riesenhaften Massengrabes unter dem Sargdeckel des Douaumont! Zuviel für die Nerven dieser Männer, die seit dem 21. Februar mit nur geringen Ablösungen in kurzen Pausen am Feind stehen. Das Heldentum der deutschen Sturm-Divisionen um Verdun erreicht jetzt seinen Höhepunkt.

Und dennoch: befehlsgemäß wird der Angriff der 5. Infanterie-Division am 12. Mai durchgeführt. Die Sturmrudel kommen aber nicht weit. Im Maschinengewehrrattern und im rasenden Artilleriefeuer brechen die Stürmenden zusammen. Die vollkommen erschütterte und dezimierte Truppe hat nur wenig über ihren Graben hinauskommen können. Und trotz dieses Mißerfolges beim Sturm auf die Kiesgrube und auf die Betonklötze südlich von Douaumont soll am 13. Mai ganz früh, um 3.45 Uhr, beim ersten zagen Licht des Tages, nochmals vorgegangen werden.

Man hat bisher immer wieder gefunden, daß die deutsche Artillerie mit ihrem Trommelfeuer die französische Abwehr rechtzeitig auf den Plan ruft. Und nun beschließt man, diesmal ohne Artillerievorbereitung anzugreifen. Es soll für den Gegner eine Überraschung sein, dieses plötzliche Hervorbrechen der deutschen Sturmwellen gegen seine Gräben. Wird es gelingen?

Schweren Herzens, aber stumm in ihrem heldenhaften Gehorsam, begeben sich die Feldgrauen in die Sturmausgangsstellung. Sie wissen, daß es wiederum ein Opfergang sein wird, ein blutiges Anrennen sondergleichen, gegen unerschütterte französische Stellungen und gepanzerte Maschinengewehrnester. Und es ist, als habe man die Nutzlosigkeit dieses Angriffs auch hinten beim Stabe erkannt.

Es ist schier, als wolle man dem rauschenden deutschen Blutstrom endlich Einhalt gebieten. Denn kurz vor dem angesetzten Unternehmen kommt ein Gegenbefehl. Der Sturmangriff ist für diesmal auf unbestimmte Zeit abgesagt.

Am 13. Mai findet also kein Sturmangriff statt. Bei der Heeresleitung überlegt man. Soll man von weiteren Angriffen überhaupt absehen und wieder den Stellungskrieg beginnen? Es wird festgestellt, daß die Stellungen des X. Reservekorps, d. h. der 19. Reserve-Division, der 2. Garde-Ersatzbrigade, der 5. und 6. Infanterie-Division, auf dem hohen Rücken beiderseitig der Feste Douaumont und im Caillette-Wald auf die Dauer nicht zu halten sind, weil dort die Truppe Tag und Nacht unter nicht abbrechendem französischen Artilleriefeuer liegt. Nur im Stillhalten, also ohne eigentliche Kampfhandlung, betragen die Tagesverluste der 3. Division rund 230 Mann. Es gibt dort weder Schützengräben, noch gedeckte Anmarschwege, noch richtige Sturmbereitschaftsstellungen. Dagegen ist eine Dauerstellung zum Übergang in den Schützengrabenkrieg erst hinter der hohen Linie von Thiaumont nach Fleury wieder möglich. Diese Linie muß unter allen Umständen erreicht werden. Man wird also wieder angreifen. Und diesmal muß es ein Angriff sein, von dessen Gelingen Führer und Truppe im voraus restlos überzeugt sind.

Als Zusammenfassung der Besprechungen dieses Tages, erläßt der Kronprinz folgenden Befehl:

„An die Angriffsgruppe Ost!

Auf dem östlichen Maasufer sind vorerst größere Offensivunternehmungen zurückzustellen und aller Nachdruck auf den Ausbau der Stellungen zu legen. Aufgabe der Truppe ist es, daß das Fort Douaumont auch starken feindlichen Angriffen gegenüber fest in unserer Hand bleibt. Vorsappieren und kleinere Unternehmungen zur Verbesserung der Stellungen werden dazu beitragen, daß den Truppen für eine später beabsichtigte weitere Offensive ihre Tatkraft und Angriffsfreudigkeit erhalten bleibt.

Der Oberbefehlshaber des deutschen Heeres:
Wilhelm
Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen."

Nicht genug! General Knobelsdorff, der bisherige Hauptverfechter der Ausblutungstheorie, bringt einen überraschenden Vorschlag ein. Er befürwortet die Einstellung der Angriffe, weil er den Verbrauch an Menschen, Munition und Material nicht mehr verantworten zu können glaubt. Kronprinz Wilhelm stimmt dieser Ansicht bei, denn auch er ist nicht mehr vom guten Ausgang des „Unternehmen Gericht" überzeugt.

Während man überlegt und die Zukunft des Schlachtfeldes von Verdun zu gestalten versucht, hat Pétain die Führung an sich gerissen und zwingt der deutschen Heeresleitung andere Verhaltungsmaßregeln auf. Der Franzose greift an und der Deutsche muß in die Verteidigung gehen. Die Schlacht um Verdun tritt in eine neue Phase!

General Pétain greift an!

Am 1. Mai hat General Pétain der II. französischen Armee den Auftrag erteilt, das Fort Douaumont an einem früheren oder späteren Zeitpunkt wiederzunehmen und auch die in deutsche Hände gefallenen Zwischenwerke dem Gegner wieder zu entreißen. Pétain bereitet nun den Angriff sorgfältig vor. Er hat nicht weniger als 300 Geschütze bereitgestellt, darunter zwei mächtige Eisenbahnbatterien, vier Mörser vom Kaliber 37, zwölf Steilfeuerhaubitzen mit 28-Zentimeter-Granaten, zwölf 27-Zentimeter-Mörser und acht 22,5-Zentimeter-Haubitzen. Die anderen Geschütze sind fast durchweg mittleren und schweren Kalibers. Noch nie in der Geschichte des Krieges hat ein General so viel schwere und schwerste Geschütze auf einem so kleinen Fleck vereint, denn die beabsichtigte Einbruchsstelle der II. französischen Armee soll nur knapp 1400 Meter breit sein. Unerhört viel Munition steht griffbereit.

Für den Sturmangriff sind als erste Welle fünf Infanterie-Bataillone vorgesehen, ferner vier Maschinengewehrkompanien und zwei Grenadier-Kompanien. Als zweite Welle stehen zehn Bataillone bereit. In dritter Welle hält Pétain weitere zahlreiche Reserven fix und fertig zum Angriff. Für jedes Infanterie-Bataillon sind nur wenig über 200 Meter Angriffsbreite vorgesehen.

Ein machtvoller Aufmarsch, ein Sturm sondergleichen wird sich gleich auf die deutschen Linien stürzen, sie durchstoßen und niederhämmern. Fünf Tage lang soll das Wirkungsschießen auf der Einbruchsstelle toben. Und dort, an dieser Einbruchsstelle, liegen doch nur die erschöpften Truppen der 5. deutschen Infanterie-Division.

Planmäßig rollt am 17. Mai in der Frühe das französische Wirkungsschießen aus Schluchten und Batteriestellungen, hält den ganzen Tag an und steigert sich am 18. Mai zum wahnsinnig brüllenden Trommelfeuer. Zug um Zug schicken die schwersten Geschütze ihre großkalibrigen Granaten auf den Sargdeckel. Stück um Stück hauen die Geschosse die Panzerdecke des Douaumont in Brocken.

Gewiß, in den tief gelegenen Kasematten ist man sicher vor der Beschießung. Die Riesengeschosse können nur dumpf die meterdicken betonierten Wände dieser unterirdischen Höhlen erschüttern. Aber oben über Tage werden die Mauern zermalmt. Alle

Wände an der Kehlseite, die nach Süden gerichtet ist, brechen zusammen unter der Wucht der Geschosse. Wie große tote Augen starren nun die bloßgelegten Kasemattenräume ins Freie. Praktisch werden sie nun für die deutsche Verteidigung unbenutzbar und unhaltbar, zumal jetzt die leichten Feldgeschütze, die berühmten „Ratscher", diese weithin sichtbaren Ziele anpeilen und mit zahlreichen Granaten belegen.

Unablässig heulen die 7,5-Zentimeter-Geschosse heran, wühlen sich in die Höhlungen und platzen im Innern der Kasematten. Den Pionieren gelingt es, an verschiedenen Stellen hohe Sandsackbarrikaden zu errichten, als Ersatz für die eingeschossenen Mauern. Und die Beschießung geht weiter. Im Nord-West-Stollen des Forts befindet sich die deutsche Funkstation. Auch sie wird durch mehrere Volltreffer zerstört. Die westliche Grabenstreiche erhält zwei Riesentreffer und wird zermalmt.

Der Gang zum Panzerturm im Südwesten wird gleichfalls zusammengeschossen und eingeebnet. Alle drei Geschütze der Grabenwehren sind bald außer Gefecht gesetzt, und zwischen den schweren Brummern, unter deren Hammerschlägen die Panzerfeste bebt, johlen die französischen Gasgranaten daher, platzen dumpf und heimtückisch, erfüllen Gänge und Gräben rund um den Sargdeckel mit tödlichem Atem. Und wenn dann die Beschießung etwas nachläßt, wenn für einige Minuten die französischen Ar-

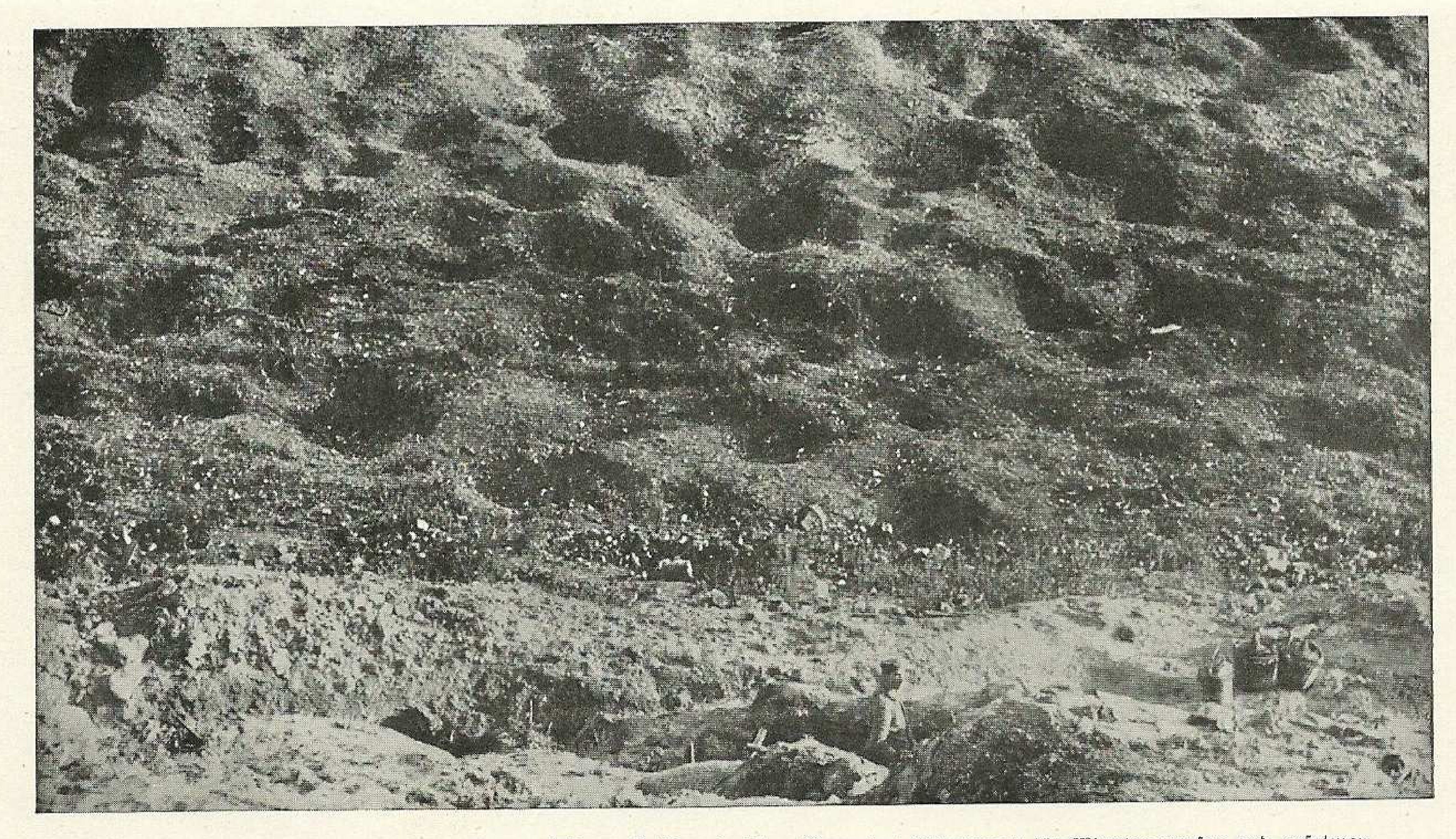


Männer vom Trägerzug hasten durch das Trichterfeld. Ihre Gesichter sind hart und mager von Entbehrungen und Todesnot. Im Hintergrund ragt der Sargdeckel des Douaumont empor.

tilleristen pausen und das Wuchten auf den Sargdeckel aussetzt, dann strömen von allen Seiten die deutschen Verwundeten herbei und suchen Schutz und Hilfe im Panzerfort. Rasch werden die Blutüberströmten verbunden, gelabt und dann auf den Weg ins Hinterland geschickt. Ihre Anwesenheit bildet eine stete Bedrohung für die Feste. Die Absicht der französischen Heeresleitung wird durch die harte Beschießung deutlich: Der Douaumont soll genommen werden. Eine Überrumpelung der mit Verwundeten gefüllten Festung scheint leicht.

Und währenddessen schmelzen draußen im Caillette-Wald die Kräfte der deutschen Truppen wie Schnee in der Märzsonne. Eine Stellung ist längst nicht mehr vorhanden. Die Truppe liegt nur noch in kleineren Abteilungen zusammen. Die Maschinengewehre sind am Rand von Granattrichtern aufgestellt. Kein Stollen mehr ganz. Alles eingeschossen, vernichtet, zusammengehämmert. Und am 19., am 20. und dann noch bis zur Frühe des 21. Mai rast das Trommelfeuer der Franzosen auf die deutschen Linien nieder.

Endlich, am Nachmittag des 21. Mai, als jedes Leben in den deutschen Linien und in der Panzerfeste Douaumont erstorben scheint, bricht die Sturminfanterie vor. Es gelingt ihr, den Steinbruch von Hardaumont im Sturm zu nehmen. Pétain scheint mit seinem ersten Erfolg nicht zufrieden, denn schon



Erst am Rande des Trichterfeldes, in alten verlassenen Gräben, darf der Mann des Trägerzuges für Minuten pausen und aufatmen.

am andern Tag heult sein Vernichtungsfeuer erneut aus allen Rohren. Und dann, am Nachmittag des 22. Mai, bricht der Sturm los. Diesmal gelingt es den Franzosen, bis in die Trümmer des Dorfes Douaumont zu gelangen. Von dort schwenken sie ab und versuchen, die Festung durch Flankenangriff zu packen.

In diesem Augenblick aber gellt der Alarm durch die Feste. Ihre Besatzung besteht aus zwei Infanterie-Kompanien, einer Pionier-Kompanie und aus mehreren schweren Maschinengewehr-Mannschaften. Alles wird auf die Verteidigungsposten gerufen. Und nun lebt der ungeheure Betonklotz. Aus allen Scharten und Löchern kracht und zischt es. Und trotz dieser zielbewußten Abwehr gelingt es den Franzosen, den Süd-West-Teil der Feste bis zum westlichen Graben zu besetzen. Auf dem Südwest-Panzerturm, dessen Zugang zusammengeschossen ist, wird ein französisches Maschinengewehr in Stellung gebracht, und dann versucht der Gegner, in den Douaumont einzudringen. Aber seine ersten Schritte werden mit Handgranaten abgefangen.

Da, eine neue Alarmnachricht! Auf der Ostseite der Feste ist der Gegner bis zum Panzerturm links vorgekommen. Das ganze Kampffeld um den Douaumont ist in mindestens 20 größere und kleinere Widerstandsgruppen aufgeteilt.

Vorne im Caillette-Wald halten sich hartnäckig

die Trümmer der deutschen Grabenbesatzungen und wehren sich durch Flanken- und Rückenfeuer. Rund um die Feste Douaumont ist die Nahkampfschlacht furchtbar entbrannt. Es schießt die französische Artillerie wild aus allen Rohren und legt einen Sperrfeuergürtel; es schießt die deutsche Artillerie, und legt gleichfalls einen Sperrfeuergürtel.

Niemand kann unterscheiden, welche Artillerie schießt und welche Granaten an dieser oder jener Stelle niederprasseln. Auf dem Sargdeckel tanzen die Flammen, wirbeln die Explosionen der Granaten aller Kaliber aus deutschen und französischen Rohren. Die Hölle um Verdun ist wieder da in ihrer ganzen Furchtbarkeit. Ein Totentanz zum Irrsinnigwerden.

Unter dieser Glocke von rasenden Explosionen, von Splittersurren und Kugelzischen, Maschinengewehrbellen und Menschengeschrei liegen, handeln, kämpfen Soldaten, so wie es der Augenblick erheischt, und in ihren Seelen ist nur hin und wieder ein lichter Gedanke, wenn überhaupt ein solcher möglich ist, und dieser Gedanke heißt dann: „Oh, Mutter, warum hast du mich geboren, daß ich solches miterleben muß!?" Das ist Heldentum, das ist der stille Opfergang der Kämpfer um Verdun, der Blutzoll zweier Völker und der tapfersten Soldaten des Erdballs.

Und dennoch schreiten jetzt die deutschen Truppen zum Gegenstoß. Die deutsche Artillerie hat endlich in zielbewußter Arbeit durch ihre Beobachter völlige

Klarheit über die vom Feind erreichten Stellungen erhalten und umgibt die verlorenen Gräben mit einem Gürtel von Rauch, Feuer und Tod. Wütend hämmern die Granaten nieder und zerschlagen die französischen Verbände zu beiden Seiten des Douaumont.

Nach dieser Beschießung treten deutsche Sturmtruppen zum Gegenangriff vor, erobern die verlorenen Gräben im Caillette-Wald, nehmen auch das von den Franzosen vorübergehend besetzte I-Werk—Nord wieder zurück. Mit Freude sehen die letzten deutschen Verteidiger im Caillette-Wald, Männer, die sich schon verloren wähnten und nur noch die Wahl des Heldentodes oder des bitteren Ganges in die Gefangenschaft hatten, das Nahen ihrer anstürmenden deutschen Brüder. Der Douaumont ist durch diese Sturmerfolge wieder frei von der furchtbaren Umklammerung. Aber noch sitzen ja die Poilus auf dem Südwestteil der Feste. Hier müssen schwere Minenwerfer arbeiten.

Im Laufe der Nacht greifen die Bayern das Dorf Douaumont an und vertreiben die französischen Stoßtruppen aus den Häusertrümmern.

Und dann ist der 24. Mai da. Dieser Tag soll der deutschen Truppe wieder einen großen Erfolg bringen. Die Panzerfeste Douaumont ist stark besetzt. Bayrische Truppen haben sich im Laufe der Nacht in die Kasematten hineingearbeitet, trotz

der Bedrohung vom Süd-West-Panzerturm herab. Sie haben auch schwere Minenwerfer mitgebracht, diese furchtbarsten aller Nahkampfwaffen. Kaum 80 Meter vom Südwest-Panzerturm entfernt werden die Minenwerfer in aller Stille aufgebaut. Und dann, beim Morgengrauen, während die Bayern erfolglos einen Angriff aus dem Fort heraus gegen Süden versuchen, wuchten die Minen aus den Rohren.

Nach dem zehnten Schuß brechen die deutschen Stoßtrupps vor. Am südwestlichen Panzerturm scheint sich nichts mehr zu regen. Die vorgeschobenen Posten sind durch Volltreffer vernichtet, ihre Leiber hierhin und dorthin über das weite Schlachtfeld zerstreut. Aber im Kern des Turmes selbst und in den umgebenden Gräben erheben 16 Offiziere und 500 Mann die Hände zur Übergabe. Nicht weniger als 11 schwere Maschinengewehre werden hier erbeutet. Und nochmals unternehmen die Bayern einen Vorstoß aus dem Douaumont heraus. Sie säubern das Gelände zwischen dem Dorf und der Feste Douaumont und sichern den Anschluß an die Stellungen im Caillette-Wald. Wuchtig schlägt das französische Feuer den Bayern entgegen, zertrommelt auch den wiedergewonnenen S.-W.-Panzerturm und tanzt in wilden Wirbeln auf dem Sargdeckel. Aber die versuchten feindlichen Gegenstöße werden im Keime erstickt. Am Abend dieses 24. Mai wird die fran-

zösische 5. Indanterie-Division abgelöst. Sie ist vollkommen aufgerieben und hat sich zu beiden Seiten des Douaumont und auf dem S.-W.-Panzerturm verblutet. Aber auch die 5. deutsche Infanterie-Division zieht abgekämpft und ausgeblutet aus den zertrümmerten Stellungen.

Die Bayern schaffen in diesen Tagen rund um den Douaumont wieder Ordnung und behaupten feste Stellungen. Endlich ist wieder eine durchgehende Infanterie-Linie vorhanden.

Auf dem linken Maasufer neigen sich die Kämpfe, die seit Wochen mit einer unerhörten Erbitterung und mit einem rasenden Munitionsaufwand geführt werden, langsam ihrem Ende zu. Die Caurettes-Höhe wird eingenommen, zusammen mit dem gleichnamigen Wald. Auf der ganzen Breite können die deutschen Geschütze vorgeschoben werden. Endlich brüllen die meisten schweren Feldbatterien auf dem Südufer des Forges-Baches und greifen von hier aus wirksam in den Kampf auf dem Ost-Ufer ein.

Der französische Angriff auf den Douaumont ist mißlungen. Drüben aber steht das große Ziel der deutschen Truppen, die immer noch unbezwungene Feste Vaux.

Eine Panzerfeste wird planmäßig umzingelt.

Die Schlacht ruht nun einige Tage. Am 31. Mai soll die Angriffsgruppe Ost ihren Kampf wieder aufnehmen, und zwar am Punkt, an dem die französischen Gegenstöße einsetzten.

Unerhörte Artilleriemassen sind inzwischen herangeschafft worden. Die verhältnismäßig ruhigen letzten Maitage haben das Anfahren von Gerät und Geschützen erleichtert. Zudem können jetzt auch die Batterien auf dem linken Maasufer wirksam eingreifen. Im Laufe der Nacht vor dem Angriff besetzt die 7. Reserve-Division ihre Sturmstellung. Man scheint etwas gelernt zu haben, denn man will die zum Angriff bestimmten Streitkräfte nicht tagelang vorher einem zermürbenden Vernichtungsfeuer aussetzen. Und trotzdem erleidet die deutsche Infanterie beim Vorrücken in die Gräben gewaltige Verluste, in der Hauptsache in der furchtbaren Kasemattenschlucht. Einige Bataillone der 7. Reserve-Division sind so geschwächt, daß man sie kaum noch für den Kampf verwenden kann. Aber diesmal soll eine neue Taktik der Infanterie den Weg bahnen. Mit dem unerhörten Einsatz zahlreicher Flammenwerfer will man jetzt den Sieg erringen und das gesteckte Ziel planmäßig erreichen. Zu diesem Zweck sind nicht weniger als zehn große Flammenwerfer bereitgestellt.

Der 31. Mai zieht ins Land, ein dunkler, kalter Regentag. Über den Höhen lagern dichte Wolken. Die Kuppen verschwinden schier in der hellweißen Watte des Wasserdunstes. Dichter Nebel, vermischt mit Geschoß- und Gasqualm, erfüllt alle Niederungen. Die Sicht ist völlig unterbrochen. Keine Möglichkeit, das Schießen der Batterien zu beobachten. Der Angriff wird um 24 Stunden verschoben.

Der 1. Juni ist Himmelfahrtstag. Scherzhaft geistert von Gruppe zu Gruppe die Rede: „Kameraden, wißt ihr, daß heute Himmelfahrt ist? Heute wird mancher gen Himmel fahren!" Es klingt vielleicht frivol, aber es ist nur ein unbös gemeinter Ausbruch des Galgenhumors. Die Truppe findet sich in das Unvermeidliche, denn sie weiß, daß ein gegebener Befehl unter allen Umständen ausgeführt werden muß. Und siehe! Dieser Tag bringt noch einmal zahlreiche Erfolge für die deutschen Waffen.

Strahlend geht die Sonne auf und leuchtet über dem Feld von Verdun. Die deutschen Truppen der 1. Infanterie-Division und der 7. Reserve-Division sehen mit Bangen, aber auch mit Hoffnung diesen herrlichen Tag heraufziehen. Tiefblau wölbt sich der Frühlingshimmel und läßt nichts mehr vermuten vom Dunst des gestrigen Tages. Es ist wie ein Symbol der Sieghaftigkeit des guten Lichtes über Dunkelheit und Todesnot. Die Infanterie steht bereit. Das Ziel ist klar. Der Caillette-Wald muß

endlich fallen, und mit ihm die gefährlichen J-Werke, an deren Betondecken jede Granate zerschellt. Zwar halten die deutschen Maschinengewehrposten die Nordecke des Caillette-Waldes besetzt, aber der Wald selbst und die darin verborgenen Werke sind immer noch eine stete Drohung. Der Douaumont muß endlich in weitem Umkreis frei gemacht werden. Und dann heißt es, drauf und heran an die Feste Vaux!

Der Caillette-Wald? Man kann um diese Zeit dies Gehölz kaum noch als Wald bezeichnen. Im Schußfeld der Deutschen liegt ein flaches, zusammengetrommeltes Gelände, aus dem nur wenige verkohlte Baumstümpfe emporragen. Wie lange noch? Bis zum nächsten Trommelfeuer. Dann werden auch sie den Splittern zum Opfer fallen. Ein Durcheilen dieses zusammengeschossenen, gestorbenen Waldes scheint fast ausgeschlossen, denn in kunterbunter Verwirrung bilden die Trümmer durch ihre Masse und Sperrigkeit ein einziges großes Hindernis. Modriger Duft welkender Blätter, vermischt mit dem süßlichen Gestank der Leichen, auf die man massenweise Chlor geworfen hat, vereinigt sich zu einem einzigen unerträglichen Brodem.

Der Frühling da draußen hat überall Blätter und junge Triebe aus der Erde gelockt. Und auch hier im Caillette-Wald wachsen die Blätter noch aus den gestürzten Baumriesen. Sie grünen und werden

und vergehen erst mit dem süßlich-herben Welken der Friedhofskränze, wenn die glühende Sonne endlich die letzte Feuchtigkeit aus den Ästen und Stämmen gesaugt hat. Es ist ein seltsamer Kampf der Granaten mit dem Wachsen und Werden der starken Natur, die mitleidig alle Wunden heilen und zudecken möchte. Es ist der Frühling um Verdun.

Strahlend und schier friedlich ist der Tag. Die Truppe steht bereit. Jeder Infanterist birgt in seinem Sturmgepäck, das jetzt in der wärmeren Jahreszeit durch Wegfall der Decke ganz besonders leicht gemacht werden konnte, 4 Büchsen Dauerfleisch, 2 Säcke Keks und einige Tabletten Hartspiritus. Diese Hartspiritustabletten sind, nach Ansicht der Soldaten, vollkommen überflüssig. Denn längst hat der Infanterist erkannt, daß man seine Fleischbüchsen und seinen Kaffee geradezu vorzüglich auf einer Handgranate wärmen kann. Verboten? Natürlich ist's streng verboten, aber es wird dennoch gemacht. Ein teurer Kaffee; der Preis einer Stielhandgranate ist hoch. Immerhin, es liegen ja genügend Handgranaten im Gelände umher. Auf einige Kisten mehr oder weniger scheint es gar nicht anzukommen. Am Koppel trägt jeder Infanterist zwei gefüllte Feldflaschen, eine mit starkem Kaffee, die andere mit Tee und Rum, halb Tee, halb Rum. Dies ist die eiserne Verpflegung für vier Tage. Spätestens nach Ablauf dieser Kampfzeit, so sagt man der

Truppe, wird man nach rückwärts in die Ruhequartiere marschieren.

Die Soldaten sind voller Mut. Vergessen ist schon der schwere Anmarsch durch Schluchten und zusammengeschossene Gehölze der Hinterfront, im ständigen Hagel der jagenden französischen Geschosse. Vergessen das schlechte Wetter, die schlammgefüllten Trichterfelder, vergessen die Unebenheit des Geländes. Vergessen jeder Mißmut und jede Trostlosigkeit. Da vorne, hinter dem Caillette-Wald, lockt eine noch wenig zerstörte Gegend. Und dann lockt ja auch die Feste Vaux, die endgültig fallen muß. Jawohl, sie muß fallen, um die Scharte des 9. März auszuwetzen. Aber noch etwas ist da, das neben all diesen Vorteilen, neben dem schönen, heiteren, glückverheißenden Wetter das Stürmen erleichtern soll, nämlich die berüchtigten zehn riesigen Flammenwerfer, wie sie bisher auf dem Schlachtfeld von Verdun noch nie verwendet worden sind. Es ist ein ganz schweres Gerät, das von mehreren Soldaten getragen wird. Die Feuerlanzen werfen das brennende Masut-Öl mehr als hundert Meter weit in die feindlichen Linien hinein, wie behauptet wird. Auch der kleine Flammenwerfer ist schon gefürchtet, aber diese zehn schweren Apparate werden alles bisher Gesehene und bisher Dagewesene in den Schatten stellen.

Um 8.30 Uhr steigert sich das deutsche Artilleriefeuer zum Trommeln. Aus drei Richtungen jagen

die Granaten daher, auch vom Westufer der Maas. Der Caillette-Wald ist bald nur ein großer brodelnder Vulkankessel. Alles Leben muß hier rettungslos ersticken. Und dann, nach einer knappen Stunde, steigen die Stoßtruppen aus den Gräben, voran die Flammenwerfer. Jetzt zischen die zehn Flammenwerfer los. In flachem Bogen schleudern sie dem Gegner prasselnd brennendes Öl entgegen. Es ist ein unerhörtes, brausendes Feuermeer, hinter dem sofort die kampfbereiten Sturmlinien folgen.

Und kaum haben die Flammenwerfer ihren Vorrat erschöpft, da zischt es erneut, und die in Reserve gehaltenen kleinen Flammenwerfer verbreiten ihre Schrecken. Bis zu den gefährlichen I-Werken dringen die Flammenwerfer vor, räuchern sie aus. Überall, wo die rabenschwarzen Wirbelwolken aus Masutqualm über das Gelände ziehen, geht der Tod um.

Die französischen Verteidiger des Caillette-Waldes flüchten, die Deutschen hinter sich auf den Fersen. Der Wald wird durchschritten und dahinter die Russenschlucht erreicht. Jetzt kommt der Bahndamm. Es ist dieselbe Bahnlinie, die auch durch Cremilly führt und von dort aus einen Bogen außerhalb des Kampffeldes zieht, um schließlich Fleury und später Verdun zu erreichen. Hier in der Böschung finden die Deutschen nochmals Widerstand. Hier verteidigen sich Stäbe und Befehls-

stellen. Aber auch sie werden überrannt. Und dann sehen die deutschen Truppen keinen Feind mehr vor sich.

Bis zur Souville-Schlucht und noch weiter, bis zum Fort Souville, scheint das Gelände geräumt und ausgestorben. Die deutschen Stürmer schanzen sich im Bahndamm ein. Aber dann regt sich der Feind. Seine Artillerie brüllt mächtig auf. Die deutschen Geschütze antworten. Erst am folgenden Tag schreiten die Franzosen, mit Hilfe von einschwärmenden Armeereserven, zu kleineren Gegenangriffen.

Als der 1. Juni versinkt, hat der deutsche Feldgraue einen seiner größten, aber auch einen seiner letzten Siegestage um Verdun erlebt.

Während sich die 7. Reserve-Division vor dem Bahndamm einschanzt, greift links anschließend die 1. Infanterie-Division an. Vom Vaux-Berg herab und aus dem Fumin-Werk blitzt und kracht das französische Abwehrfeuer. Auch die 1. Infanterie-Division und viel weiter rechts die 2. bayrische Infanterie-Division können an diesem 1. Juni bedeutende Teilerfolge für sich buchen.

An diesem 1. Juni ereignet sich auch auf französischer Seite etwas, das in der Geschichte der Verdunschlacht festgehalten zu werden verdient. Es ist nur eine Kleinigkeit, nur ein winziges Zahnrad in

der Zermürbungsmühle der Schlacht. Aber dieses kleine Ereignis beeinflußt später den Verlauf des Kampfes und bereitet eine Heldentat vor, deren Glanz in den Annalen der französischen Soldatengeschichte strahlt. Auch wir, die Feldgrauen, erkennen die hohe Tat neidlos an, weil unser eigner Opfermut und unser unbeugsamer Wille zum Siege dieser Tapferkeit des Gegners gleichkommt. Wir ehren den Feind und ehren uns damit selbst.

Wie gesagt, nur eine Kleinigkeit ist's, eine unbedeutende Begebenheit.

Und dieses Ereignis heißt: „Ablösung im Fort Vaux!"

Damals, im Kampf um Fort Vaux, am Ende der ersten März-Dekade, hatte der tapfere Major Raynal das Kommando in der Panzerfeste. Er hatte seinen unbeugsamen Entschluß, das Fort unter allen Umständen halten zu wollen, durch sein Totenkreuz bekundet. Und immer noch steht jetzt, am 1. Juni, dies Grabkreuz in der Kasematte der Feste Vaux. Es steht da, und die Besatzung geht scheu daran vorbei. Der Name Raynal ist für die französischen Soldaten um Verdun schon ein Symbol geworden. Raynal gilt als der Tapferste der Tapferen.

Wenige Tage nach dem Scheitern der deutschen Märzangriffe auf Fort Vaux hatte man frische Truppen in das Panzerfort gelegt. Raynal wurde

damals abgelöst. Jetzt, da sich eine neue Bedrohung zeigt, jetzt, da ein deutscher Großangriff bevorsteht und endlich das Panzerfort wegnehmen will, übergibt General Pétain die Fortverteidigung dem tapferen Raynal. Der General weiß, daß er seinem Major alles anvertrauen kann. Er weiß, daß dieser Offizier unter allen Umständen Frankreichs Ehre in den Trümmern der Panzerfeste verteidigen wird. Die Ablösung im Fort Vaux, die zweite Besetzung der Panzerfeste durch den Major Raynal, ist zuerst nur ein Rädchen im großen Mahlwerk Verdun, aber bald wird's eins der wichtigsten und grausamsten, menschenzermalmenden Zahnräder.

Am 2. Juni schreiten die Franzosen in der Vaux-Schlucht zum Gegenstoß. Sie werden vertrieben. Am 3. Juni erobern die deutschen Stürmer des Reserve-Infanterie-Regiments 66 und des Reserve-Infanterie-Regiments 72 drei Geschütze und machen zahlreiche Gefangene. Ein französischer Gegenstoß bricht an diesem Tage im deutschen Maschinengewehrfeuer blutig zusammen. Ja, die deutschen Stellungen können an diesem Tage sogar noch um volle 500 Meter weiter vorwärtsverlegt werden. Und nun steht die Souville-Schlucht da, eine stete Bedrohung. Die Schlucht sperrt den Weg und hindert jedes weitere Vordringen.

Auf dem rechten Maasufer gewinnt der deutsche

Angriffsgeist wieder die Oberhand. Überall wird der Franzose in die Verteidigung gezwungen. Keiner seiner Angriffe kommt mehr zur Entfaltung. Die Bedrohung um die Feste Vaux wächst von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Bald wird die Festung fallen, und dann setzt die Geschichte den Schlußpunkt hinter ein deutsches und französisches Heldenlied.

Aber vorher werden sich auf diesem schmalen Geländestreifen noch gewaltige Kämpfe von nie gesehener Heftigkeit entwickeln. Hier in diesem Panzerfort, das nur 150 Meter lang und 1000 Meter breit ist, soll in diesen Tagen fast noch mehr Blut fließen, als für Angreifer und Verteidiger Wasser vorhanden ist. Bis zu einer Tiefe von schier 20 Metern wird der Angriff getragen. Und wo der Deutsche eindringt, da geschieht's nur in hartem Nahkampf. Jeder Gang muß Meter um Meter erobert werden. Oftmals bricht drinnen im Fort die Panik aus, aber der feldgraue Stürmer weiß nichts davon und weiß die Stunde nicht zu nutzen. Sein Schicksal heißt Kampf und nicht Zufall. Und jetzt beginnt dieser Kampf um die Panzerfeste!

Das Heldenlied „Vaux"!

Reich an Episoden und Einzelkämpfen ist die Schlacht um Verdun, aber ihr größter und heldenhaftester Abschnitt, ein Hoheslied der Tapferkeit

für Freund und Feind, ist der Kampf um Fort Vaux.

Die Deutschen nutzen ihren Erfolg vom 1. Juni sehr glücklich und sehr rasch aus. Sie haben am Vormittag den Caillette-Wald erstürmt, sie haben um die Mittagszeit den Fumin-Wald genommen, und nun dringen sie weiter durch. Im Schutze der zertrümmerten Bäume und des Astgewirrs auf dem Boden rotten sich die auseinandergeratenen Reihen zusammen. Es bilden sich Stroßtrupps. Die Kompanien werden neu eingeteilt, Maschinengewehre rasch geölt, die aufgebauchten Läufe rasch ausgewechselt, neue Streifen in die Kammern geschoben, und dann geht es aus den Waldrändern hervor gegen den Vaux-Berg.

An diesem Tag wird jedoch der Höhenrücken nicht mehr erreicht. Die Sturmtruppen bleiben liegen und schanzen sich ein. Und in der Nacht zum 2. Juni brüllt ohne Unterbrechung das deutsche Wirkungsschießen auf das Fort und die angrenzenden Stellungen. Um 4 Uhr morgens, kurz nach Sonnenaufgang, brechen die deutschen Sturmwellen vor. Aber Kommandant Raynal ist gewarnt. Er weiß genau, daß es jetzt einen schweren Kampf geben wird. Er, der alte Soldat, hat den Sinn des Wirkungsschießens erkannt. In der Tiefe der Feste fühlt er sich mit seinen Soldaten geborgen. Er wird hier erbitterten Widerstand leisten können, das weiß er.



Zwei erschütternde Bilder von der anderen Seite: In einem Hohlweg, südlich von Fleury, rasteten französische Reserve-Truppen. Die Poilus schmiegten sich an die Wegböschung, denn gerade setzte das deutsche Vernichtungsfeuer ein.



Und als die Feuerwalze der deutschen Granaten endlich vorüber war, lagen die Poilus tot an der eingestampften Wegböschung. Zwei erschütternde Bilder — zwei Alltäglichkeiten während der Verdun-Schlacht.

Die Besatzung der Feste besteht aus 600 Mann. Für die Beengtheit der Kasematten ist dies zu viel. Fort Vaux besitzt keinesgwegs die Geräumigkeit des Riesen Douaumont. Es ist eins der kleinsten, aber auch eins der stärksten Forts im Kranz der Festungswerke um Verdun. Kommandant Raynal ist nicht zufrieden mit seiner Besatzung, denn er kann höchstens auf 150 entschlossene Poilus zählen. Die andern sind zum Teil Verwundete und Kranke, die sich aus den benachbarten Gräben hierher geflüchtet haben. Es sind auch unversehrte Leute darunter, Versprengte und Drückeberger, die wohl draußen ihre Stellung verließen, um im Panzerfort Schutz vor der beispiellosen deutschen Beschießung zu suchen. Nur mit den 150 Mann seiner Kernsoldaten kann Raynal rechnen, zur Abwehr eines deutschen Angriffs.

Dünner Nebel liegt über dem Vaux-Berg, als die 50. Division um 4 Uhr in der Frühe aus ihren Stellungen vorbricht. Innerhalb weniger Minuten sind alle Gräben um das Fort Vaux in deutscher Hand. Und dann springen die Stürmer in den Wallgraben und gelangen auf das Dach der Panzerfeste. Ein wahrer, verwegener Panthersprung bis auf die Decke des Forts. Sie haben unter sich die französische Besatzung. Zwei erbitterte Gegner haben das Panzerfort Vaux besetzt.

In der Tiefe der Kasematten und der Gänge kauern die Franzosen, und oben auf der ungedeckten

Kuppe der Feste sitzen die Deutschen. Und jetzt kommen die französischen Beobachtungsflieger und stellen die Lage fest. Sie sehen die Deutschen auf dem Dach der Feste und kehren zurück. Aber dennoch bleibt das französische Vernichtungsfeuer aus. Man kann es drüben einfach nicht fassen, man will es nicht glauben, daß auch die Panzerfeste Vaux in deutscher Hand ist. Wenn der Feind auf dem Dach sitzt, dann hat er doch sicher auch die Fortbesatzung längst überrumpelt. So rechnet man, und will die Nacht abwarten, um sich Klarheit zu verschaffen. Und da trifft eine Nachricht vom Fort Vaux selbst ein.

Eine Brieftaube bezwingt den Eisenhagel und gelangt glücklich bis nach Verdun, erreicht dort den feldmäßigen Schlag. Ihre Fußkapsel birgt eine schriftliche Nachricht des Kommandanten Raynal mit der Bestätigung, daß die Deutschen die Kuppe der Panzerfeste eingenommen und besetzt haben und Angriffe auf das Innere des Forts versuchen. Raynal fordert Vernichtungsfeuer der französischen Artillerie auf die Festung.

Am Nord-Ost-Eingang des Forts steht inzwischen der französische Hauptmann Tabourot und wehrt mit Handgranaten die deutschen Stürmer ab. An dieser Stelle gelingt den deutschen Angreifern vorläufig kein Vordringen mehr. Das Krachen der Handgranaten an dem Nord-Ost-Eingang hat die Männer auf dem Dach der Panzerfeste alarmiert.

Sie kommen heran, sie kriechen bis an die Ränder der Feste und stehen einige Meter über dem Eingang. Sie sehen den Hauptmann Tabourot und seine Leute, die ohne Unterbrechung Handgranatenkisten herbeischleppen, und lassen zwei, drei geballte Ladungen fallen.

Helle Explosionen. Der französische Hauptmann, die Seele des Widerstandes, liegt blutüberströmt. Er lebt noch. Man schafft ihn sterbend auf einer Tragbahre ins Fort. Und nun dringen die Deutschen nach. Vergebens versuchen die Poilus, ihnen den Eingang zur Feste zu wehren. Zwei Stunden lang verteidigen die französischen Scharfschützen den Zugang zum nordöstlichen Quergang. Dann ist ihr Ende da. Deutsche Handgranaten räuchern sie aus und zwingen sie in das Innere der Feste.

Hinter sich richten die zurückgehenden Franzosen Hindernisse aller Art auf. Sie verriegeln die zahlreichen gepanzerten Türen und stapeln sperriges Gerät, den Stürmern das Vorgehen zu wehren. Die Deutschen aber stoßen unbeirrt nach, bringen geballte Ladungen an, und fünfeinhalb Sekunden später dröhnt es durch die Gänge der Festung. Französische Maschinengewehre bellen aus dem Dunkeln, deutsche Handgranaten tasten die Barrikaden ab. Ein verbißner, unbeugsamer Kampfwille lebt in Stürmern und Verteidigern. Deutsche

Soldaten erklettern die vordersten Barrikaden, kommen aber nur wenige Schritte vor, denn schon ist ein neues Hindernis da. Und aus den versteckten Scharten im Halbdämmer der Gänge schlägt immer wieder ein wohlgezieltes französisches Maschinengewehrfeuer.

Die Geschosse peitschen gegen die Wände, springen ab, surren weiter als Querschläger, schlagen drei- und viermal auf, springen von einer Wand zur andern, von der Decke bis zum Fußboden und bilden mehrfache Bedrohung, mehrfache Todesgefahr. So geht das nicht weiter. Es ist fast unmöglich, jetzt energisch vorzudringen. Wer weiß, wieviele Hindernisse der tapfere Kommandant Raynal in diesem Labyrinth von Gängen und Kasematten noch aufgerichtet hat. Die ganze Panzerfeste ist ein einziger riesenhafter hohler Ameisenhaufen. Hier können sich ganze deutsche Regimenter verbluten, wenn der Angriff in dieser Art weitergeführt wird, von Barrikade zu Barrikade. Deshalb Flammenwerfer vor!

Der Flammenwerfer hat seine moralische Wirkung nie verfehlt. Schon zischt die Flamme gegen eins der Hindernisse. Dichter Masutrauch erfüllt die Gänge, verstopft die Kasematten. Die Deutschen müssen selbst weichen, denn auch ihnen wird das Atmen jetzt unmöglich. Kommandant Raynal verliert durch diesen deutschen Flammenwerfer-Angriff 15 seiner besten Leute.

Inzwischen versucht ein französischer Leutnant mit wenigen Leuten durch eine Schußwunde in der Mauer auf das Dach der Panzerfeste zu gelangen. Aber kaum läßt er sich oben sehen, da krachen die deutschen Handgranaten. Ein kurzer Kampf drängt ihn wieder in die Tiefe zurück.

Und dann sinkt die Nacht über den Vaux-Berg und bedeckt mitleidig die Wunden des Tages. Die deutschen Truppen sind in Hochstimmung, denn sie wissen, daß die Feste Vaux so gut wie erobert ist. Als der Morgen des 3. Juni graut, beginnt schon wieder der Kampf in der Tiefe der Gänge und Schächte, die zur Zentral-Galerie führen. Kommandant Raynal läßt überall Sandsackbarrikaden errichten und alle paar Schritt die Gänge durch eine solche Querverbindung absperren. Hier sollen sich die deutschen Angreifer verbluten.

Er nimmt jetzt einen genauen Plan der Feste auf und teilt sie in sechs Unterabschnitte, die durch Barrikaden verteidigt sind. Nun ist endgültig jede Verbindung mit der Außenwelt abgeschlossen. Keiner der Verteidiger wird jemals wieder das Licht des Tages sehen, wenn nicht bald Entsatz oder Hilfe kommt.

An diesem Tag erleidet der Kommandant einen schweren Malariaanfall, den er mit einer guten Dosis Chinin niederkämpft. Er hat jetzt keine Zeit

mehr, müde oder krank zu sein. Die Verteidigung der Feste erfordert alle Aufmerksamkeit. Er ist auch diesmal fest entschlossen, Widerstand zu leisten, solange es geht.

Hin und wieder erwägt Raynal ernsthaft einen Ausbruchsversuch. Er würde als letzter Mann die Festung verlassen und diese, getreu seinem Eid, hinter sich in die Luft sprengen. Aber hieße das nicht, seine tapferen Soldaten nutzlos opfern? Keiner würde die französischen Linien erreichen; alle würden im Feuer der deutschen Maschinengewehre zusammenbrechen.

Sorgfältig aufbewahrt und behütet in der Tiefe seiner Kasematte stehen die Brieftauben, Raynals Hauptverbindungsmöglichkeit mit seinem Land und seinem Vorgesetzten.

Den ganzen Tag über dauert der Kampf. Scheint draußen die Sonne? Regnet es? Man weiß es nicht. Eine dumpfe, warmfeuchte Moderluft durchdringt hier Kasemattengänge und Schächte. Die Poilus lechzen nach einem Tropfen Wasser, aber der Kommandant gibt unter keinen Umständen mehr als ein Liter ab. Er hat einen alten Unteroffizier mit der Bewachung der Zisterne betraut. Der Beauftragte sitzt nun mit geladener Waffe am Brunnen und ist bereit, jedem Durstigen den Zugang zum köstlichen Naß zu wehren, weil die geringen Wasservorräte möglichst lange reichen sollen. In erster Linie sollen die Verwundeten trinken.

Aber auch die Angreifer leiden entsetzlich unter Durst. Im Winter litten sie unter Schneefall und Kälte, unter Regenwetter und Matsch, und jetzt macht sich der quälende Durst bemerkbar. Für alle diese Menschen ist nur eine einzige Quelle vorhanden, eine versumpfte und verseuchte Wasserstelle in der Nähe des Vaux-Teiches, dicht beim Dorf Vaux.

Gewiß, es ist nicht weit bis zu dieser Wasserstelle, aber welch ein Heldentum, dort seinen Durst löschen zu wollen. Das bedeutet vielfache Lebensgefahr. Ein Held, der es wagt, am hellen Tag bis zur Quelle zu kriechen, dort seine und seiner Kameraden Feldflaschen und Kochgeschirre zu füllen und dann wieder zurückzurasen in die Stellung, wo die Durstigen mit klebriger, schwerer Zunge warten und kaum noch Worte des kameradschaftlichen Dankes lallen können.

Viele kehren von diesem Gang zur Wasserstelle nicht mehr zurück, denn das wohlgezielte Feuer der Scharfschützen wirft sie hierhin und dorthin blutig in die Trichter. In den Stunden der Dämmerung schleppen sich Verwundete und vor Durst halb irrsinnig gewordene Menschen zum Vaux-Teich hinab und trinken das faulige, verseuchte Wasser. Einige filtrieren es durch ihre schmutzigen Taschentücher und glauben, damit alle Krankheitskeime zurückhalten zu können. Andere löschen ihren brennenden Durst mit dem Grundwasser der Granattrichter. Und in fast allen diesen Trichtern liegen Tote.

Einerlei, der Durst ist entsetzlich und die Nachbarschaft des Todes ist zur Alltäglichkeit geworden. Der Durst ist stärker als das Grauen und die Angst vor Typhus und Cholera. Krankheiten fürchtet man hier nicht, hier im Reich des Todes. Das Leben hat keinen Wert mehr, nur trinken, trinken, trinken — —

In der Nacht vom 2. zum 3. Juni ruhen die Kämpfe im Innern der Feste Vaux. Man wartet auf den Tagesanbruch, weil in den Gängen eine schier undurchdringliche Dunkelheit herrscht. Und da, kurz nach Sonnenaufgang, beim ersten Büchsenlicht, krachen schon wieder die Handgranaten. Deutsche Teilangriffe gegen die Barrikaden werden abgeschlagen. Auch um 13 Uhr gelingt es den Feldgrauen nicht, die Barrikaden zu stürmen. Um 16 Uhr bringen die deutschen Pioniere einige geballte Ladungen an. Durch die furchtbaren Explosionen, die hier im geschlossenen Raum zehnfach wirken, stürzen die vorderen Sandsackbarrikaden ein und begraben die französischen Verteidiger.

Die Deutschen wollen nachdringen, aber schon belfert ihnen aus der nächsten Barrikade ein furchtbares Maschinengewehrfeuer entgegen. Der deutsche Angriff stockt. Das Fort wehrt sich mit allen seinen Kasematten, Gängen und Scharten. Jetzt scheint für den Franzosen die Hauptgefahr beseitigt. Kommandant Raynal sieht die Lage schon viel

hoffnungsvoller. Da erreicht ihn eine furchtbare Nachricht.

Der Wächter an der Zisterne meldet sich und möchte ihn ganz allein unter vier Augen sprechen. Der Mann ist ganz verstört und erklärt: „Herr Kommandant, wir haben uns gestern geirrt, als wir den Inhalt der Zisterne abschätzten. Ich habe jetzt noch einmal ganz genau den Wasserstand geprüft und ein viel geringeres Ergebnis gefunden. Hier meine Berechnungen und Aufstellungen."

Raynal überlegt! Das grenzt ja schier an Verrat, das ist ja gänzlich unmöglich. Im Plan der Festung ist das Wasserfassungsvermögen der Zisterne genau mit 1800 Litern angegeben, und nun stellt sich heraus, daß dieser Plan nicht stimmt. Der Brunnen ist überhaupt viel kleiner gebaut, als er sein soll. Schlamperei? Verrat?

Gut, dann wird man eben die Kehle noch mehr zuschnüren müssen. Man wird sich das Trinken abgewöhnen. Frankreich soll im Panzerfort seine Ehre nicht verlieren, weil 600 französische Soldaten Durst litten. Lieber 600 Durstende als ein verlorenes Fort!

Hart und militärisch bestimmt der Kommandant: „Die Wasserrationen sind pro Tag und pro Kopf auf zwei Becher herabgesetzt. Nur die Verwundeten erhalten drei Becher Wasser, die Schwerverwundeten vier Becher."

Und dann begibt sich Raynal in seine Kasematte und schreibt mit dünner Kritzelschrift im Geheim-Code eine chiffrierte Meldung an General Pétain. Er berichtet haargenau über den Zustand der Feste, verheimlicht keineswegs die Verluste des Tages und verlangt dringend Entsatz und Verstärkung, verlangt Wasser und nochmals Wasser.

Diese Meldung dreht er zu einem kleinen Röllchen zusammen, schiebt sie in die Aluminiumhülse, die er einer starken Brieftaube am Bein befestigt. Das Tierchen wird bis an den Schacht getragen und dann sozusagen ins Freie geworfen. Mit Genugtuung kann Raynal feststellen, daß die Taube fliegt und wahrscheinlich ihren Weg gegen Souville genommen hat.

Mit heißem Herzen verfolgen die Belagerten in Gedanken den Flug des Tierchens. Wird es unterwegs irgendwo, im Eisenhagel, getroffen ins Trichterfeld fallen? Wird es durchkommen?

Die Brieftaube kommt durch. Man nimmt Kenntnis von den Zuständen in der Feste Vaux. Man sieht sich aber außerstande, dem tapferen Raynal unmittelbar zu helfen. Man kann nichts tun, als nur die Kuppe der Feste immer wieder mit schweren und mittleren Kalibern betrommeln, um die Deutschen zu verjagen. Die Deutschen aber lassen sich nicht mehr verjagen. Sie sitzen eisenfest auf der Panzerdecke der Feste und sind gewillt, sich hier mit

Zähnen und Nägeln festzuklammern, wenn es sein muß. Kein Trommelfeuer kann jetzt die Feldgrauen verjagen.

Inzwischen wird im Bauch der Feste fieberhaft gearbeitet. Französische Pioniere errichten am Eisengitter des Beobachtungsturmes eine Steinbarrikade, dahinter zwei Sandsackbarrikaden mit Maschinengewehrständen. Draußen aber lösen sich in der Nacht vom 3. zum 4. Juni die deutschen Truppen ab. Der Kampf ruht in diesen Stunden. Da drunten, in der gepanzerten Tiefe der Gänge, genießen die Franzosen die Kampfpause und stärken sich. Und so bricht der 4. Juni an.

Zu lange schon dauert dieser Spuk um Fort Vaux. Ein Ende muß gemacht werden, ein Ende! Jawohl, es muß! Aber es wird Blut dabei fließen, denn Deutsche und Franzosen halten zäh. In der Nacht zum 4. Juni haben die Rheinländer des Infanterie-Regiments 39 und die Württemberger des Infanterie-Regiments 126 die Bayern abgelöst. Mit ihnen zusammen sitzen die Soldaten der Infanterie-Regimenter 53 und 158, sowie die Pionier-Kompanie 99 im Hexenkessel um die Feste Vaux.

Unerträglich ist die Spannung. Niemals werden die Deutschen weichen, es mag das französische Artilleriefeuer noch so toben und schüttern. Niemals wird man den hart eroberten Bodengewinn auf-

geben, selbst wenn es sich um feuchte und dumpfe Gänge handelt. Man wird hier festhalten, man muß sich hier festkrallen, weil der Fall der Feste Vaux endlich dem feldgrauen Heer und darüber hinaus dem ganzen duldenden Volk bestätigt werden soll. Immer noch höhnt die feindliche Presse über die angebliche deutsche Falschmeldung vom 9. März.

Die Franzosen in der Feste Vaux werden sich gleichfalls halten und weiterhin die Kasematten und Gänge verteidigen, Schritt für Schritt. Kommandant Raynal kennt keine Müdigkeit, kein Nachgeben, kein Erbarmen, keine Feigheit. Er weiß genau, daß die Entscheidung nicht mehr lange ausbleiben kann. Bald muß ja Entsatz kommen. Frankreich kann unmöglich die Feste Vaux aufgeben. Gut! Er, der Kommandant, wird so lange halten, bis die französischen Sturmwellen ankommen und sich jauchzend in den Kehlgraben stürzen. Hundertmal schon hat sich Raynal diesen Augenblick im Geiste ausgemalt. Dieses Bild ist sein Trost und seine Stärkung in den Stunden der höchsten Not. Ja, bald muß Entsatz kommen! Es muß!

In der Zentralkasematte hat Raynal noch einen Käfig mit den letzten drei Brieftauben. Diese Tierchen werden gehütet wie Augäpfel. Man hat ihren Käfig mit nassen Tüchern umgeben, um sie vor Vergasung zu bewahren. Sie sitzen in der Dunkelheit des engen Raumes, plustern sich auf und

lassen die Köpfchen schier im Gefieder verschwinden. Diese drei Brieftauben sind die einzige lebendige Verbindung der Feste Vaux mit Frankreich. Als weiteres Verständigungsmittel steht Raynal ein Blinkgerät zur Verfügung. Seine Mündung ist dicht an die Öffnung eines Luftschachtes herangerückt und auf Fort Souville eingestellt.

Um 8.30 Uhr am 4. Juni versuchen die Deutschen zwei gleichzeitige Angriffe auf die französische Verteidigung. Die Barrikaden und Beobachtungstürme sollen endlich fallen und den Angreifern den Weg ins Innere freigeben. Aber auch die Sandsacksperre am linken Schacht muß genommen werden. Die deutschen Flammenwerferpioniere arbeiten sich mutig an die französischen Schießscharten heran, strecken die Lanzen des todbringenden Gerätes durch die Öffnung und entfesseln den Strahl des brennenden Öls.

Es knistert und prasselt wie von einer furchtbaren Feuersbrunst, und schon nach Sekunden sind Gänge und Kasematten weithin in die schwärzliche Finsternis des Masutqualms gehüllt. Dazwischen aber, hie und da, blitzt rötlich die todbringende Flamme, und ihr Prasseln übertönt die Entsetzensschreie der Verwundeten und Verbrühten. Es weichen die Franzosen, springen rückwärts in die Deckung eines Flankenganges. Doch auch hier wirbelt die Qualmwolke wie ein schwarzer entsetzlicher Schleier des Todes.

Unerträglich wird die Hitze der zischenden Flammen. Steine bersten unter dem Gluthauch des Ölstrahls. Herumliegende Gewehrmunition entzündet sich und krepiert hell und unregelmäßig wie Kinderfeuerwerk. Die Hölle ist los! Nur nicht elend verbrennen, nur nicht lebendig begraben werden hier in der Tiefe der Panzerfeste!

Sterben für Frankreich, jawohl, es sei! Der Tod da draußen im Kehlgraben, der Tod auf der Panzerkuppe sogar, jedenfalls aber der Tod im Freien, in Luft, Licht und Sonne, kann niemals so bitter sein als das Vergehen hier unten in Nacht und Dumpfigkeit. Nur atmen dürfen, atmen! Nicht ersticken, nein, nur nicht ersticken!

So bricht in diesem Augenblick unter der französischen Besatzung der Panzerfeste Vaux die Panik aus. Die noch lebenden Posten der ersten Barrikade rennen auf die Zentral-Galerie zu, reißen unterwegs die Reserven und die rückwärtigen Posten mit in die Flucht. Durch die Kasematten gellen wilde Schreie: „Gasmasken auf! Der Feind räuchert uns aus. Gasmaske auf! Giftgas!"

Gewiß, die Soldaten des Kommandanten Raynal sind tapfer. Aber die Drückeberger und die zahlreichen Verwundeten verlieren jetzt ihre Ruhe und schreien. Und diese Schreie verstärken die Panikstimmung nur. Auf ihren Behelfspritschen stöhnen die Verwundeten und flehen um den Gnadenschuß. Nur nicht ersticken,

elend ersticken wie Ratten im Loch. Minutenlang scheint die Panzerfeste Vaux verloren. Wenn die Deutschen jetzt nachstoßen, werden sie kaum noch Widerstand finden. Jetzt scheint die Feste Vaux für Frankreich verloren, denn Raynal wird es nicht mehr gelingen, diese entsetzten und vor Angst zitternden Männer zum letzten Kampf aufzurütteln. Die Angst vor einem Erstickungstod sitzt ihnen bleischwer im Nacken, lähmt ihren Willen und ihre Entschlußkraft. Jetzt ein rascher Vorstoß ohne langes Zaudern oder Überlegen, und die Fortbesatzung wird die Waffen strecken.

Diesem raschen und entschlossenen Vordringen stellt sich aber ein seltsames Hindernis entgegen, nämlich die dichte Qualmwolke aus den eigenen deutschen Flammenwerfern. Pechschwarz liegt die Finsternis in Gängen und Kasematten, und langsam nur, Schritt für Schritt, tastet sich ein tapferer deutscher Stoßtrupp gegen die Barrikaden vor. Die Männer gehen gebückt, die linke Hand suchend an der Mauer, um den Weg zu finden. Gleich werden sie am Ziel sein, gleich werden sie die unbesetzte Sandsackbarrikade einrennen, niederstoßen, dann hinüberdringen, die verängstigten Franzosen zur Übergabe auffordern. Das Ende der Feste Vaux scheint unabänderlich nahe.

In diesem entscheidenden Augenblick findet sich der kühne, kaltblütige Mann, der alles wieder für

Frankreich einrenkt und den Deutschen die schon sichere Siegespalme entreißt. Es ist der tapfere französische Leutnant Girard. Gasmaske übergestülpt, arbeitet er sich durch die Finsternis des Ölqualms vor, bis seine Füße an die Sandsäcke der Barrikade stoßen. Mit ausgestreckten Händen tastet er sich zu den Scharten hin. Jetzt fühlt er den metallbeschlagenen Schaft eines leichten Maschinengewehrs. Seine Finger gleiten suchend an den Abzug. Das Maschinengewehr ist geladen, das weiß er. Er vernimmt drüben, jenseits der Barrikade, gedämpfte Befehlsworte und merkt, daß dort ein deutscher Strostrupp gerade vorgeht. Höchste Zeit! Es handelt sich nur noch um Sekunden!

Knapp zehn Schritt müssen die Deutschen jetzt noch von der Barrikade entfernt sein. Da drückt der Offizier ab.

Hell und klirrend hämmert das Maschinengewehr seine Geschoßgarbe hinaus in den Gang. Der deutsche Stoßtrupp empfängt die Schüsse in Brusthöhe wie eine Unvermeidlichkeit. Keinem dieser Männer gelingt es, sich noch rechtzeitig zu decken. Wenige Meter noch vor der französischen Sandsackbarrikade bricht der deutsche Angriff im französischen Maschinengewehrfeuer zusammen.

Und dann kommen sie zögernd herbei, die rauchgeschwärzten Poilus. Das Beispiel ihres Offiziers hat gezündet. Wortlos besetzen sie ihre soeben panik-



Ein Kompanieführer-„Unterstand" im Chenois-Wald. Zwischen Astgewirr und gestürzten Bäumen haben sich die Deutschen eingenistet.



Derselbe Chenois=Wald mit dem Blick auf Panzerfeste Vaux im Hintergrund. Das Gelände dazwischen war nur Tod, Hölle, Grauen und Furchtbarkeit.

artig verlassenen Scharten. Noch einmal ist an dieser Stelle alles für Frankreich gerettet. Dicht vor der Barrikade liegt der deutsche Stoßtrupp tot und verblutet. Die Feldgrauen sind durch entsetzliche Nahschüsse zerfetzt.

Während sich diese Tragödie in der Nähe des Beobachtungsturmes abspielt, gelingt den Angreifern im linken Schacht die Wegnahme einer Barrikade. Langsam ziehen sich die Franzosen an dieser Stelle in das Fort zurück. Gegen Mittag versuchen deutsche Flammenwerfer einen dritten Vorstoß, diesmal gegen die Burgkasematte. Sie haben es auf den unterirdischen Kern der Feste abgesehen und wollen endlich mit dem gepanzerten Spuk aufräumen. Doch auch hier speien die Scharten Tod und Verderben. Der deutsche Flammenwerfertrupp bricht blutig im Maschinengewehrfeuer zusammen, noch ehe er sein Gerät zum Arbeiten bringen kann. Minutenlang nur hallt das höllische Knattern, das Peitschen der Nahgeschosse, das Schrillen der Querschläger durch die Gänge.

Dann ist es still.

Für diesen Tag scheint die deutsche Angriffskraft gebrochen. Vorsichtig überklettern französische Patrouillen die verteidigte Barrikade, kriechen bis zu den toten Pionieren und nehmen das deutsche Gerät an sich. Es soll unschädlich gemacht werden, damit es nicht mehr dienen kann. Mit ihrer Beute

ziehen sich die Franzosen wieder unbemerkt hinter die Barrikade zurück.

Noch immer steht der Ölqualm in allen Gängen und Kasematten. Die schweren Rußflocken sinken langsam nieder, bedecken Wände und Böden. Für beide Gegner ist dieser Qualm verhängnisvoll. Es steht fest, daß man Flammenwerfer in der Tiefe der Panzerfeste nicht mehr oft anwenden darf.

Auf deutscher Seite wird sogar ernsthaft überlegt, ob es überhaupt noch Zweck hat, weitere Flammenwerfertrupps auf den Kampfplatz ins Fort zu beordern.

Währenddessen hält auch Raynal mit seinen Offizieren eine wichtige Beratung. Es handelt sich um einige Kubikmeter Luft, um weiter nichts. Nur um die Feststellung geht es, ob man es wagen darf, die Sandsäcke hinter den Kasemattenfenstern wegzunehmen. Man will frische Luft ins Fort lassen. Der giftige, übelriechende Rauch des Masutöls soll abtreiben. Ja, unbedingt muß frische Luft in die Gänge und Kasematten, sonst droht den Verteidigern ein langsamer aber sicherer Erstickungstod. Werden die Deutschen aber die geöffneten Kasemattenfenster nicht zum Ziel ihrer geballten Ladungen machen? Es wird den deutschen Pionieren gut möglich sein, vom Dach der Panzerfeste herab Handgranaten in die unbewehrten Öffnungen zu schleudern. Und wenn

es den Deutschen gelingen sollte, einen Flammenwerfer sogar vor dem Luftschacht der Kasematte aufzustellen, na, dann wäre wohl alles vorbei —!

Trotz dieser Gefahren und dieser Bedenken beschließt Raynal, die Luftschächte für eine kurze Zeit öffnen zu lassen. Die Poilus räumen rasch die Sandsäcke weg. Langsam, dick, träge und rabenschwarz entweicht Masut- und Pulverqualm aus den Höhlen und Nischen. Die Deutschen aber sind aufmerksam und sehen es. Sie erkennen sofort die günstige Gelegenheit, dem Feind großen Schaden zuzufügen. Weichheit ist hier nicht am Platze.

Und so erklettern die Pioniere im rasenden Störungsfeuer die Kuppe der Panzerfeste. Genau so hatte Raynal es befürchtet. Die Pioniere lassen Brandröhren und geballte Ladungen an Stricken herab. Die Ladungen werden abgezogen, in pendelnde Bewegung gebracht, dann in die Luftschächte geworfen. Raynal muß sich entschließen, die Sandsäcke wieder vor die Öffnungen legen zu lassen. Es sind ja inzwischen einige Kubikmeter Luft ins Fort gekommen. Der Rauch hat sich etwas verzogen. Besser Rauch und Übelkeit als die Notwendigkeit, eine weiße Fahne aus einem dieser Schächte ins Freie hängen zu müssen.

Im Laufe des Nachmittags meldet sich schon wieder der Wächter der Zisterne. Sein Gesicht ist sehr ernst. Er ist niedergeschlagen und will den

Kommandanten wieder allein sprechen. „Herr Kommandant," sagt er, „ich weiß nicht, was es ist, aber das Wasser muß irgendwo absickern. Vielleicht ist eine unterirdische Ader durch die Erschütterungen der schweren Einschüsse getroffen worden. Jedenfalls, eins steht fest, die Zisterne ist so gut wie leer. Wir haben höchstens noch 300 Liter, mit denen wir im Notfall den Verwundeten zu trinken geben können."

Raynal wird totenblaß. Er weiß, jetzt muß das Ende kommen. Verrat oder Zufall? Jetzt ist nicht der Augenblick, dies zu untersuchen oder herauszubekommen. Der Todeskampf der Panzerfeste Vaux hat begonnen.

Noch gibt es eine Möglichkeit und die heißt „Entsatz". Jawohl, unter allen Umständen muß jetzt der baldige Entsatz kommen. Raynal opfert seine letzten Brieftauben. Die Tierchen bekommen jedes ihre Kapsel ans Bein. In dreifacher Ausfertigung erzählt Raynal den Zustand in der Feste Vaux. Verheimlicht keineswegs die große Gefahr, die im Wassermangel liegt, und bittet nochmals ganz dringend um Hilfe und Entsatz.

Die Tauben fliegen los und flattern in den Eisenhagel. Durch einen Luftschacht sieht man sie sekundenlang unruhig kreisen und dann, wahrscheinlich durch die gellenden Einschläge gescheucht und irregemacht, alle drei dicht zusammengedrängt, gen Süden fliegen: In wenigen Minuten, so rechnet Raynal,

müssen sie in Verdun sein. Er zieht die Uhr, er schaut auf die Zeiger und sagt zu seinem Adjutanten:

„So, jetzt sind sie da. Jetzt sitzen sie auf dem Schlag, jetzt hat man sie gesichtet und streut Futter ins Innere. Klapp, jetzt fällt die Käfigtür herunter, sie sind gefangen. Man packt sie, man nimmt ihnen die Kapseln ab. Zum Donnerwetter! Es wird doch hoffentlich ein Offizier da sein, der sofort den Inhalt der Kapseln liest und nach Souilly an General Pétain durchgibt. Das ist doch von höchster Wichtigkeit. Jawohl, sofort durchgeben, darauf kommt es jetzt an. — Wenn aber die Tauben unterwegs vom Eisenhagel getroffen worden sind? Ach was, Unsinn! Eine von den drei Tauben wird schon ankommen. Man hätte sie nacheinander schicken sollen, nicht alle zusammen. Daß wir daran nicht eher gedacht haben. Nun ja, jetzt sind sie unterwegs, es wird schon gehen — —"

Während Raynal so sinnt und spricht und seinem Adjutanten die inneren Hoffnungen preisgibt, entsteht im Taubenschlag unten in Verdun Bewegung. Man hat die Ankunft einer Taube bemerkt. Man weiß, es ist eine der Brieftauben aus Fort Vaux. Man kennt sie genau, sie und ihre Nummer. Schnell den Schlag zu. Das Tierchen ist furchtbar aufgeregt. Erst will es sich setzen, flattert aber unruhig hin und her. Man greift es, man schaut nach der

Kapsel. Das Tierchen trägt keine Kapsel und dort, wo die Hülse mit der Nachricht gesessen haben muß, findet man eine blutige Schramme. Die Taube ist unterwegs von einem Granatsplitter getroffen worden, und dieser Splitter hat ihr auch die Kapsel vom Bein gerissen. Die beiden anderen Tiere kommen nicht an. Sie werden nie ankommen, denn sie liegen zermalmt und zerrissen irgendwo im weiten Trichterfeld, das sie trotz ihrer Geschwindigkeit nicht überqueren konnten.

Man steht vor einem Rätsel. Man weiß nicht, was diese Taube bringen sollte. Das Tierchen ist unruhig. Man merkt ihm an, daß es Furchtbares mitgemacht hat. An seinem Gefieder klebt schwarzer Ölruß. Ein Unteroffizier riecht daran und sagt: „Das stinkt ja ganz furchtbar nach Gas. Im Fort Vaux scheinen sie vergast worden zu sein!"

Man erstattet Meldung. Und dann richten sich die Augen aller Beobachtungsoffiziere auf Fort Vaux. Aus allen Beobachtungsständen werden die Fernrohre auf diesen Punkt gedreht. Dort, im Panzerfort, geht es jetzt um die Ehre Frankreichs. Aber allen Beobachtern wird die Sicht abgeschnitten, denn die Feste ist in dichten Pulverqualm gehüllt.

Bis zur einbrechenden Dunkelheit wartet Raynal sehnsüchtig auf den französischen Angriff. Er lauscht hinaus, ob die Granaten nicht bald ihren Wirbeltanz nach Norden verlegen, ein Zeichen, daß die

französischen Sturmtruppen in der Nähe sind und in das Fort dringen wollen. Aber er lauscht und wartet vergebens. Es ereignet sich nichts. Im Fort ist alles wieder, wie es 24 Stunden vorher war. Nur hat man wieder eine Barrikade verloren. Man wird eine weitere Barrikade verlieren oder vielleicht auch mehrere. Und der Durst wird noch größer sein, noch entsetzlicher als jetzt in der Trockenheit der süßlichen Gasluft. Raynal hat strengen Befehl gegeben, an Unverwundete keinen Tropfen Wasser mehr zu verteilen. Jeder Verwundete bekommt in dieser Nacht nur einen Becher Wasser.

Droben steht ja noch das Blinkgerät, steht fix und fertig, auf Souville gerichtet. Raynal befiehlt seinen Funkern, eine chiffrierte Nachricht nach Souville zu blinken. Vergebens, drüben meldet sich niemand. Die Qualmwolken liegen zu dicht um das Fort und saugen jeden Lichtschein auf. Souville meldet sich nicht. Souville weiß nicht einmal, daß es jetzt angeblinkt wird.

Gut, dann muß jemand hinaus und hinüber nach Souville. Wenn die Maschine versagt, muß der Mensch einspringen. Raynal hält Umschau. Es sollen mindestens zwei Mann hinüber nach Souville.

Wer wird gehen? Wer meldet sich freiwillig und kommt freiwillig dann zurück in die Panzerfeste Vaux? Es muß sein! Es ist für Frankreich! Na, wer meldet sich? Der Kommandant schaut um sich

und mustert seine Getreuen. Und da treten zwei Pionierfunker vor: „Kommandant, wir gehen!" —

Sie bekommen genaue Anweisung, wie sie sich zu verhalten haben, was sie ausrichten müssen und was Souville tun muß. Es kommt darauf an, daß Souville sein Blinkgerät auf den einen bestimmten Punkt von Feste Vaux einstellt. Es kommt ferner darauf an, daß man drüben diejenige Stelle besetzt, von der aus allein die Blinksignale von Fort Vaux beobachtet werden können. Einmal muß sich doch diese elende Qualmwolke verziehen.

Die beiden Pioniere wiederholen ihre Anweisungen und machen sich dann sprungfertig. Die Sandsäcke werden vor einem Luftschacht weggeräumt. In der Dunkelheit wird das Wagnis sicher gelingen. Unablässig blenden die Flammen der zahlreichen Einschläge. Es tanzt das unruhige Licht der Magnesium-Leuchtkugeln über dem Gelände. Wird man die beiden Männer entdecken?

Jetzt hat sich der erste vollends aus dem Luftschacht ins Freie geschoben. Sein Oberkörper hängt über dem Kehlgraben. Er zieht die Beine an, er läßt sich fallen. Vier Meter tief springt er hinab und landet zusammengekauert auf der von Trümmern erfüllten Sohle des Grabens. Im nächsten Augenblick ist der zweite Pionier da, springt neben seinen Kameraden in den Graben. Und da sind die deutschen Posten aufmerksam geworden.

Eine Leuchtkugel zischt. Die beiden Poilus stehen frei, ungedeckt im tanzenden Schein der Magnesiumraketen. Es peitschen die Schüsse daher. Der Kommandant Raynal hat bisher alles beobachtet. Er hat seine beiden Tapferen springen sehen. Er hat das Feuer der deutschen Beobachtungsposten gehört und wendet sich ab. Langsam schreitet er hinter die Sandsackbarrikade zurück, zieht sein Notizbuch, sucht die Namen der beiden Tapferen und schreibt dahinter: „† am 4. Juni 1916, abends 22 Uhr."

Eine halbe Stunde später wird Raynal an den Blinkapparat gerufen. Souville hat sich gemeldet. Nein, Souville meldet sich ohne Unterbrechung. Das Lichtzeichen kommt und verschwindet. Kurz, lang, immer auf, immer zu. Fort Souville spricht und meldet: „Mut, wir werden angreifen." —

Drüben im Fort Souville, neben dem Blinker, der ohne Unterbrechung arbeitet und auf alle Fragen Raynals antwortet, liegen zwei zu Tode erschöpfte Pionierfunker. Es sind die beiden Poilus aus Fort Vaux.

Inzwischen sammeln sich die stark gelichteten deutschen Kompanien zum entscheidenden Sturm. Ihnen zur Seite steht Leutnant der Reserve Ruberg, der mit den 20er Pionieren die schwere Arbeit des Sprengens und des Wegräumens von

Barrikaden übernommen hat. Rheinländer, Westfalen und Württemberger tragen den Angriff auf die Barrikaden des Kommandanten Raynal.

Im Fort befindet sich um diese Zeit noch Hauptmann Gillhausen vom Infanterie-Regiment 39. Als ältester Offizier ist er sozusagen Kommandant der Panzerfeste. Das heißt, es gibt im Augenblick zwei Kommandanten, einen französischen tief unten in den Gängen und Kasematten, und 15 Meter über ihm einen deutschen.

Die Nacht zum 5. Juni verläuft ziemlich ruhig. Beim Morgengrauen gelingt es Leutnant Ruberg und seinen Leuten, die Barrikade am Laufgang dicht neben der linken Kasematte zu sprengen. Die Explosion schüttert durch die Feste. Und dann dringen deutsche Flammenwerfertrupps durch die Bresche. Hier kann man schon wieder mit dem Gerät arbeiten, denn man hat festgestellt, daß in diesen Gängen und in diesem Teil des Forts ein starker Luftzug vorhanden ist, so daß der Masutqualm rasch abzieht. Aber dieser Luftzug wird gleichzeitig zum Verhängnis, denn jetzt, nach der Sprengung der Barrikade, entsteht durch den Temperaturwechsel zwischen Innen- und Außenluft ein solch starker Wind, daß der Qualm zurückschlägt und die nachdringenden deutschen Sturmtruppen zu ersticken droht. Sogar die Flammen schlagen zurück, so stark ist der Wetterzug. Der Angriff mißlingt. Und die Franzosen

können diese Stellung wieder einnehmen und aufbauen.

Fast gleichzeitig wird im rechten Schacht die sogenannte Laufbahn-Barrikade gesprengt, wobei auch wieder ein leichter Flammenwerfer arbeitet. Hier gelingt es den Deutschen, die Franzosen aus ihrer Stellung zu vertreiben und sie in die große Mittelgalerie zurückzudrängen.

Während Souville noch blinkt, faßt Raynal einen seltsamen Entschluß. Er hat festgestellt, daß es möglich ist, die belagerte Feste zu verlassen und bis Souville durchzukommen. Beweis: die beiden Pionierfunker. Einer von ihnen ist doch sicher heil durchgekommen, sonst hätte sich Souville jetzt nicht gemeldet. Also wird die überflüssige Besatzung das Fort noch im Laufe dieser Nacht verlassen. Vaux kann nur gehalten werden, wenn möglichst wenig Durstige da sind.

Raynal hat sich alle Leute genau angesehen. Er weiß, wer kämpferisch und wer überängstlich ist. Mit den Ängstlichen wird er nicht lange fackeln. Sie sollen ihm nicht den guten Geist hier im Fort verderben. Sie müssen hinaus. Unabhängig von diesen Gedanken des Kommandanten haben aber auch schon zahlreiche Poilus innerlich beschlossen, im Laufe dieser Nacht die Hölle von Fort Vaux zu verlassen. Sie sehen ein, daß sie hier auf die Dauer mit Sicherheit erledigt

sind. Es ist nichts mehr zu machen, und der Kampf kann sich nur noch Stunden hinziehen. Ihre beiden Kameraden, die Pionierfunker, sind ja auch durchgekommen, warum soll man es nicht auch wagen dürfen! Vaux ist ja sowieso rettungslos verloren, wenn nicht ein Wunder geschieht. Der Durst macht die Leute halb verrückt und lähmt ihre Widerstandskraft.

Noch hat Raynal die Erlaubnis zum Verlassen des Forts nicht erteilt. Aber schon machen sich einzelne Trupps sprungbereit. Sie lassen ihre Gewehre zurück, gürten nur ihre Koppel, packen ihre Gasmasken und natürlich die Feldflaschen. Alle Feldflaschen sind längst leer, aber irgendwo unterwegs, in einem Granatloch, bestimmt aber drüben im Fort Souville, wird man die Flaschen in Wasser tauchen können und trinken, trinken, trinken — —

Die Erinnerung an Wasser, überhaupt an Feuchtigkeit und Kühle macht die Menschen halb irrsinnig. Die Offiziere kommen zu Raynal und melden ihm die Ausbruchsversuche mehrerer Leute. Was ist zu tun? Soll man die Ausreißer mit Waffengewalt zurückhalten? Raynal winkt müde ab:

„Nein, laßt sie laufen. Ich wollte sowieso die Besatzung der Feste etwas lichten. Nun bin ich froh, daß ich den grausamen Befehl nicht zu geben brauche, weil die Leute von selbst das Fort verlassen. Hoffentlich gelingt es ihnen, durchzu-

kommen. Denn, unter uns gesagt, meine Herren, — und was ich Ihnen jetzt erkläre, haben Sie als Offiziere mit der notwendigen Dienstverschwiegenheit zu behandeln — es ist gut, daß viele Durstige uns verlassen; wir haben kein Wasser mehr in der Zisterne. Ich werde im Laufe dieser Nacht den Zurückbleibenden den allerletzten Vorrat abgeben. Was dann geschieht, meine Herren, das weiß ich noch nicht."

Zusammen mit den durstigen Poilus soll auch der Offiziersaspirant Buffet das Fort verlassen. Kommandant Raynal schätzt diesen jungen Mann, der als Kriegsfreiwilliger eingetreten ist und zu großen Hoffnungen berechtigt. Er schickt ihn mit, um ihn vielleicht zu schonen und ihn seiner Mutter zu erhalten. Vielleicht tut er's aber auch, um sicher zu sein, daß die Poilus, die jetzt versuchen wollen, gegen Souville zu entkommen, nicht führerlos im Trichterfeld umherirren.

Buffet hat den Befehl seines Kommandanten entgegengenommen, nur kurz die Hacken zusammengeschlagen und sich ohne Bedenken durch das Kasemattenfenster geschwungen. Für alle Fälle hat ihm Raynal genaue Instruktionen gegeben. Er soll, falls er durchkommt, zum Divisionskommandeur gehen und dort genauen Bericht über die wahre Lage im Fort erstatten. Er soll nichts beschönigen und nichts ver-

heimlichen. Er soll von der Panik am gestrigen Tag berichten und vom Verlust der Barrikaden. Er soll erzählen, daß man im Laufe dieser Nacht die letzten Tropfen Wasser verteilen wird und Fort Vaux verloren ist, wenn nicht sofort, das heißt innerhalb von 24 Stunden, tatkräftige Hilfe kommt. Buffet soll alles erzählen und dann versuchen, von Souville aus Nachricht herüberzublinken.

In kleineren Abteilungen verlassen die Poilus die Feste, und schon belfern draußen die deutschen Maschinengewehre. Man hört Getroffene schreien, man vernimmt das Jammern der Sterbenden, aber trotzdem springen immer wieder Menschen heraus. Es ist, als sei in den Kasematten die Pest ausgebrochen. Alles will ins Freie. Nur die Besonnenen bleiben zurück, scharen sich um den Kommandanten. Aber siehe, die Masse der Flüchtenden kommt wieder zurück, drängt in die Feste. Unmöglich, durchzukommen. Wie die reifen Halme sind sie niedergemäht worden, im deutschen Maschinengewehrfeuer. Die feldgrauen Posten da draußen stehen eisern und sind wachsam. Nein, es hat keinen Zweck mehr. Sie wollen es nicht mehr versuchen, sie wollen hier bleiben und sogar untergehen, aber nur nicht mehr hinaus in das wilde Knattern der deutschen Maschinengewehre!

Ob Buffet durchgekommen ist? Nein, Buffet ist auch nicht durchgekommen. Es melden sich drei

oder vier Poilus, die gesehen haben wollen, wie Buffet schwer verwundet zusammenbrach. Der Kommandant senkt das Gesicht zur Brust herab. Es bleibt den Verteidigern im Fort Vaux nichts, aber auch gar nichts erspart.

Im Laufe des Nachmittags des 5. Juni ereignet sich nichts Besonderes. Beide Gegner scheinen ihre Kräfte zum großen Schlag zu sammeln. Unten im Zisternenraum wird der Schlamm des Wasserbehälters filtriert. Jeder Tropfen Wasser muß sorgfältig gesammelt werden. Es kommt auf jeden Becher Flüssigkeit an. In der Tiefe der Zisterne liegen vielleicht tote Ratten, die sich verdurstend dahinein geschleppt haben und nicht mehr herauskommen konnten, denn Schlamm und Wasser haben einen fürchterlichen Verwesungsgeruch. Raynal befiehlt, etwas Jod hinzuzusetzen, da keine Möglichkeit besteht, das Wasser zu kochen.

Gegen Abend begibt er sich zum Blinkgerät. Dort ist seine ganze Hoffnung. Wenn sich gleich Souville meldet, ist alles wieder in Ordnung. Dann ist der Durst vergessen; Hunger verspürt man sowieso nicht. Kein Mensch denkt an Hunger im Fort Vaux. Drunten, in der Vorratskammer, stehen Behälter und Fässer mit eingesalzenem Fleisch und eingemachtem Gemüse unangetastet, höchstens ein willkommener Fraß für die Ratten. Wer will jetzt noch,

bei diesem Durst, bei diesem Wassermangel, salzige Speisen zu sich nehmen! Raynal steht am Gerät zwischen einigen Blinkern.

Und da schlägt draußen eine Granate vor die Kasemattenöffnung. Ein Splitter verschrammt den Apparat, dringt in den Raum und tötet drei Poilus. Sofort befiehlt Raynal, das Gerät mit vorhandenen Ersatzmitteln wieder herzurichten.

Währenddessen steht der Offiziersaspirant Buffet vor General Nivelle und meldet, was zu melden ist. Der General klopft dem schlanken jungen Mann auf die Schulter und sagt: „Sehr brav, junger Freund, das haben Sie gut gemacht. Wir werden unter allen Umständen Hilfe bringen. Vaux ist die Fahne des Widerstandes. Wir werden Raynal und seine Braven nicht im Stich lassen. Aber wer soll ihm das sagen? Sie müssen sich opfern, Sie allein kennen den Weg, Sie sind gut hergekommen. Dem Mutigen gehört die Welt. Sie werden wieder zurückgehen. Gehen Sie hin und melden Sie Raynal, daß vier Infanteriekompanien beim Morgengrauen die deutschen Stellungen um das Fort angreifen werden. Wir werden nicht locker lassen. Wir werden mit unserem schwersten Geschütz auf die Panzerkuppe hämmern und so lange unsere Infanterie angreifen lassen, bis kein lebender deutscher Soldat mehr im Fort ist. Gehen Sie jetzt, junger Freund, gehen Sie für Frankreich!"



Bayerische Infanterie im Trichterfeld um Verdun: Hier haben sich zwei „Leiber“ in einem Granattrichter des vorgeschobenen Systems „Filzlaus“ festgesetzt und spähen nach Verdun hinab.



Die Vordersten: Eine Maschinengewehr-Gruppe der „Leiber“ hat sich bis zum Grabensystem Filzlaus vorgearbeitet. Geschoßgarben peitschen nach Verdun hinein.

Der Offiziersaspirant strafft sich, legt die Hand an den Stahlhelm und grüßt. Sein Gesicht ist bleich; Todesahnung kommt über ihn. Er glaubt nicht, daß er diesen Eisenhagel und diese Hölle noch einmal durchqueren kann. Er hat sie fallen sehen, rechts und links, seine Kameraden. Nein, es wird diesmal nicht gut abgehen. Aber er ist Soldat, ist Kriegsfreiwilliger, er will Offizier werden, also gehorcht er.

Und da ruft ihn der General zurück. Nivelle nestelt sich das Kreuz der Ehrenlegion von der Brust und heftet es dem jungen Mann an. Er packt den schlaksigen Offiziersaspiranten und umarmt ihn. Er gibt ihm einen kleinen freundschaftlichen Backenstreich und sagt: „Nun geh, mein Junge, es ist schon gut so, du hast's verdient, geh und denke an Frankreich!"

Während sie im Fort Vaux noch am zerstörten Blinkgerät basteln, rast draußen im Kehlgraben das deutsche Maschinengewehrfeuer. Und gleich darauf entsteht Bewegung auf den Gängen. Raynal schickt einen seiner Offiziere aus, um nachzusehen, was es draußen gibt. Der Offizier kehrt bald wieder zurück und bringt Buffet mit. Jawohl, es ist tatsächlich Buffet, der zurückgekehrt ist, ganz unverhofft. Buffet, mit dem Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust. Der Rückkehrende erstattet Bericht, und dann macht sich Raynal fertig zum Kampf. Jetzt

weiß er, woran er ist. Die angreifenden vier Kompanien da draußen sollen in ihm einen tüchtigen Helfer finden. Man wird die Deutschen in die Zange nehmen, und während die Kameraden draußen gegen das Fort anrennen, wird man drinnen versuchen, über die Barrikaden zu klettern und den Deutschen das Leben sauer zu machen.

Langsam kriecht die Dämmerung herauf. Schon um 2.30 Uhr kann man Einzelheiten im Kehlgraben unterscheiden. In diesem Augenblick rollt das nie abbrechende französische Vernichtungsfeuer mit unerhörter Wucht und schlägt mit Macht oben auf den Deckel des Panzerforts.

Raynal erwägt den Plan seines Generals. Ein Bataillon wird von draußen angreifen und versuchen, das Fort zu befreien, alle diese Werke und Glacis aus der stahlharten deutschen Umklammerung zu reißen. Ein Bataillon! Aber wird dieses eine Bataillon genügen? Nein, unmöglich, es kann nicht genügen! Der Versuch wird mißlingen, im Keim ersticken. Es wird erneut Blut fließen, immer nur Blut, weiter nichts. Und kein einziger Mann wird lebend die Werke erreichen. Das weiß Raynal, denn er kennt seinen Gegner.

Immerhin, der Befehl zum Mitkämpfen ist erteilt. Das Fort wird sich zur Verfügung stellen und zur eigenen Befreiung nach besten Kräften beitragen. Raynal lauscht hinaus. Das Wirbeln der Granat-

einschläge hat sich verstärkt, aber die französischen Granaten sausen jetzt fast durchweg hart über die Fortkuppe hinweg und zerschellen in den deutschen Reservestellungen, statt die Panzerfeste zu treffen. Raynal geht an das wieder zusammengebastelte Blinkgerät und läßt nach Souville hinüberblinken: „Schießt kräftigere Kaliber, hämmert die Boches aus ihren Maschinengewehrnestern auf dem Dach der Feste!"

Die Lampe blinkt und leuchtet und schreit diese Meldung nach Souville. Vergebens, die Schüsse gehen immer noch über das Fort hinweg. Nun läßt Raynal seine Poilus antreten. Die besten Leute werden in Stoßtrupps eingeteilt und als Ausfallkommando bereitgestellt. Sobald das angreifende Bataillon drüben sichtbar wird, sollen sie schlagartig heraus, über die Barrikaden hinweg, dann in den Kehlgraben und von dort den Deutschen in den Rücken.

Das ist ein Plan, dessen Ausführung ganze Männer erfordert. Ein Ende, so oder so! Es muß ein Ende gemacht werden! Länger ist diese Spannung nicht mehr zu ertragen. Und dann dieser Durst, dieser entsetzliche Durst! Es ist gut und ehrenhaft, beim Ausfall aus der Feste für das Vaterland zu sterben. Nein, das ist schon mehr. Der Tod für Frankreich ist weiter nichts als eine Erlösung von der Qual dieses Wartens, dieses Durstes und dieser Be-

drängnis durch einen stets angriffslustigen Gegner. Der Tod ist weiter nichts als Erlösung.

Die Lebenden müssen Tag und Stunde verfluchen. Die Toten aber beweint man. So stehen denn die Poilus bereit. Es ist ihr fester Wille, hier ein Ende zu machen. Nur trinken, nur einmal noch sich satt trinken dürfen, irgendwo an den kühlen Quellen hinter Souville, oder vielleicht auch nur aus einem tiefen Granatloch. Es mag das Trinkwasser frisch sein oder grünlich und faul. Nur Wasser, nur Wasser, Wasser — —! Sehnsüchtig schauen die Poilus nach dem angreifenden Bataillon aus. Wo bleiben die Kameraden!?

Der Tag bricht an. Ein heller sonniger Junimorgen. Vom angreifenden Bataillon weit und breit keine Spur. Sind die vier Kompanien etwa nicht vorgedrungen? Hat man sie durch Gegenbefehl im Sprung aufgefangen? Welcher Verräter hat sie zurückbeordert? Wo bleiben sie denn? Wollen sie ihre Kameraden hier im Stich lassen? Einer elenden Verdurstung preisgeben? Wollen sie feig bleiben? Pfui, Teufel, sie kommen nicht, sie sind feig! Was spielt sich dort drüben hinter dem dunstigen Horizont ab? Man müßte die Stäbe mit Handgranaten aus den Betten holen. Zum Donnerwetter, wo bleibt der Entsatz?!

Die Poilus sind am Ende ihrer Kraft und ihres Willens. Jetzt noch, aber nur noch für wenige

Stunden wird es ihnen gelingen, unbeirrt die schwere Pflicht zu tun. Und dann — — Ja, wer weiß, was dann sein wird! Aber siehe, diese Poilus warten vergebens hinter den Barrikaden am Rande des Kehlgrabens. Sollen die Befreier niemals erscheinen?

Raynal späht hinaus, versucht, die letzten Blinksignale von Souville zu erhaschen. Souville meldet sich vorläufig nicht mehr. Dagegen sieht der Kommandant, wie von drei Seiten die blaugrauen Gestalten der Befreier auf das Fort zusteigen. Jetzt haben die vorderen Reihen das Fort erreicht, und da belfern von oben, vom Dach der Feste, die deutschen Maschinengewehre. Dicht vor den entsetzten Augen des Kommandanten Raynal entwickelt sich jetzt bei Sonnenaufgang ein erbitterter Trichterkampf. Bis 6.20 Uhr bellen oben vom Dach der Panzerfeste die deutschen Maschinengewehre und halten die Franzosen in den Trichtern nieder. Und da läßt Raynal nach Souville hinüberblinken:

„Feindliche Maschinengewehre auf Dach der Feste. Schießt Granaten, hämmert sie nieder!!"

Und dann legt die Artillerie noch einmal los und wuchtet auf die Feste nieder, zerstampft Deutsche und Franzosen, die ringsum verbissen von Trichter zu Trichter kämpfen.

Der Angriff des französischen Bataillons, das Nivelle zum Entsatz gegen Vaux geschickt hatte, ist um 7 Uhr kläglich gescheitert und in Blut erstickt.

Raynal sieht es, und eine Welle der Hoffnungslosigkeit kommt über ihn. Jetzt hat alles Hoffen keinen Zweck mehr. Die letzten Tropfen Wasser sind im Laufe dieser Nacht verteilt und getrunken worden. Einige seiner Poilus haben sich, irrsinnig vor Durst, über den Urin der Verwundeten hergemacht. Es hat alles keinen Zweck mehr. Raynal telegraphiert nach Souville: „Schafft sofort Wasser und Ablösung herbei, sind am Ende unserer Kraft!"

Und gleichzeitig blinkt der deutsche Kommandant, Hauptmann Gillhausen, gen Norden:

„Aufenthalt in Feste Vaux durch Gas und Beschießung unerträglich. Sendet Ablösung!"

Wieder brennt die Sonne heiß und unbarmherzig und kündet einen neuen, furchtbaren Tag ohne Wasser, lange Stunden des Durstes und des bitteren Kampfes. Raynal beordert seine Poilus wieder ins Innere der Feste zurück. Währenddessen sammeln sich die deutschen Angreifer zum großen Schlag. Flammenwerfer müssen herbei. Den Franzosen gelingt es, durch wohlgezieltes Feuer einen deutschen Flammenwerfertrupp niederzukämpfen. Und dann ist der Morgen verflossen. Ein Morgen voller Enttäuschung für die Franzosen in der Feste Vaux. Er hat ihnen die erhoffte Befreiung nicht gebracht. Vielleicht werden sie am Abend noch die horizontblauen Uniformen anstürmen sehen, vielleicht — —?

Raynal geht durch die Reihen, schreitet durch Gänge und Kasematten, versucht zu trösten. Aber wie kann er trösten, da er selbst nicht mehr an den guten Ausgang dieses Ringens glaubt! Durst, Durst, Durst!

Die Posten stehen müde, apathisch, übernächtig. Kaum, daß der rasende Schlag der krachenden Granaten sie für Sekunden aufrüttelt. Dann lassen sie wieder die Köpfe sinken, stützen sich gegen die Sandsackbarrikaden, schlafen im Stehen, aber doch wach im Unterbewußtsein. Der menschliche Organismus kann die unerhörte Beanspruchung nicht mehr ertragen und verlangt gebieterisch seine Ruhe. Das Tier aber im Menschen, das Tier mit dem Urinstinkt, wacht und belauert die Gefahr.

Auf dem Weg zur großen Mittelkasematte, in der auch die Handgranaten aufbewahrt werden, trifft Raynal einen seiner tüchtigsten Offiziere. Der junge Leutnant geht ohne Kopfbedeckung und ohne Gasmaske, Verwünschungen ausstoßend, an seinem Vorgesetzten vorbei. Er blickt nicht auf, er schreitet nur stur auf das Handgranatendepot zu. Raynal faßt ihn am Arm, schüttelt ihn. Der Leutnant schreit:

„Laßt mich alle. Jetzt gibt's eine lustige Himmelfahrt. Ich habe ein Patentmittel, um die Boches aus der Festung zu verjagen. Wir lassen die Kasematten mit den Handgranaten hochgehen!"

Der Mann ist wahnsinnig geworden. Ein gefährlicher Wahnsinniger, der sofort abgeführt und in einer abgelegenen Kasematte scharf bewacht werden muß, damit er kein weiteres Unheil anrichtet.

Und dann kommt Raynal in die Außenkasematten, die beim ersten Flammenwerferangriff der Deutschen am längsten unter Rauch und Gas gestanden haben. Dort haben Luft- und Wassernot ihre fürchterlichsten Folgen gezeitigt. Auch dort haben Poilus ihren Durst mit Urin zu stillen versucht. Jetzt zeigen sich die Folgen. Die Männer liegen mit schweren Magenkrämpfen und Brechreiz am Boden und schreien nach der Kugel des Mitleids. Raynal sieht es. Seine Widerstandskraft ist fast erschüttert, und langsam wächst in ihm der Wille, ein Ende zu machen. Er möchte jetzt irgendwie ein Ende machen. Aber ein ehrenvolles Ende soll es sein. Es muß etwas geschehen. Aber was und wann? Noch einmal strafft sich der Offizier und erklärt: „In 24 Stunden wird man Schluß machen, jawohl, in 24 Stunden, wenn bis dahin kein Entsatz gekommen ist. Innerhalb dieser Zeit muß ja was geschehen, es muß!"

Ohne Unterbrechung läßt Raynal sein Blinkgerät arbeiten. Aber drüben, auf Souville, können sie am Tage die günstige Empfangsstelle nicht besetzen, weil sie von der deutschen Artilleriebeobachtung eingesehen wird. Die Blinknachrichten aus Fort Vaux verblinzeln nutzlos und unbeachtet. Niemand

sieht und entziffert die eindringliche Bitte um Entsatz, um raschen Entsatz.

Währenddessen hat Raynal seine Offiziere um sich versammelt. Er gibt ihnen seinen Entschluß bekannt, noch 24 Stunden durchhalten zu wollen. Die Offiziere haben Bedenken. Wird die Mannschaft eine solch lange Zeit noch ertragen können?

In diesem Augenblick geht die Tür auf; ein Schwerverwundeter wankt herein. Sein Körper ist von Handgranatensplittern an fünf Stellen verletzt. Über die ganze Brust breitet sich die tiefe Wunde aus dem Ölstrahl des Flammenwerfers. Der Soldat ist nackt. Nur die durchbluteten Verbände bedecken den ausgemergelten Körper. Das unrasierte, von schwarzen Bartstoppeln bedeckte Gesicht hat die Magerkeit des Todes. Der Soldat tritt vor den Kommandanten, läßt sich dann in die Knie sinken, hebt beide Hände beschwörend und lallt mit pappigem Mund und schwerer Zunge:

„Mein Kommandant, Wasser, Wasser, Wasser!"

Raynal sieht's. In seinem Innern geht jetzt eine Veränderung vor. Dieser Mensch, der um Wasser fleht, hat seine Pflicht fürs Vaterland getan. Er fleht nicht um sein Leben. Er wird dieses Leben für Frankreich hingeben, wenn es sein muß. Er hat sich, seine Brust, seine Glieder, für das Vaterland in die Schanze gestellt. Aber daß er zudem noch verdursten soll, kann er nicht verstehen. Die Stimme

des Schwerverwundeten ist die Stimme aller Verwundeten und aller dieser stillen Dulder in Gängen und Kasematten. Der Kommandant erhebt sich, geht auf den Verwundeten zu und sagt:

„Mein Sohn, ich habe kein Wasser. Alle meine Offiziere haben kein Wasser. Wir haben alle seit fast drei Tagen nicht mehr getrunken, um den Verwundeten und den Poilus auf Posten den letzten Schluck zu lassen. Du hast deine Pflicht getan, harre noch einige Stunden aus. Bald wird Entsatz kommen, mein Sohn, bald kommt Entsatz!"

Der Verwundete hört die letzten Worte nicht mehr, denn er ist zusammengesunken und liegt ohnmächtig da. Durch seine beschmutzten Verbände sickert frisches Blut. Die Offiziere packen zu und bringen den Mann in seine Kasematte zurück, auf seine Lagerstatt. Und in diesem Augenblick faßt Raynal den Entschluß, keine 24 Stunden, sondern nur noch 12 Stunden zu warten.

Da dröhnt draußen das französische Geschütz mit voller Wucht. Ganz urplötzlich schlägt das Trommelfeuer der Franzosen auf die Panzerkuppe. Nicht lange, denn bald wälzt sich der Vorhang aus Feuerrauch und Wirbeln über den Kehlgraben, dann in die rückwärtigen deutschen Stellungen. Raynal läßt Alarm durchsagen. Alle Mann auf Posten!

Die Offiziere stehen bereit. Jetzt wird der Vorstoß kommen. Natürlich, das ist die Befreiung!

Stundenlang trommelt die französische Artillerie, und als sich der Tag seinem Ende zuneigt und die Sonne hinter einer Wand von Dunst, Rauch und Gas verschwindet, erheben sich drüben, aus den französischen Gräben und Sturmstellungen, zwei Eliteregimenter. Es ist Kolonial-Infanterie und ein Regiment Farbige. Die Deutschen sehen die nordafrikanischen Tiermenschen daherkommen, geduckt, Messer zwischen den Zähnen. Bis dicht an die Maschinengewehrmündungen läßt man die Schwarzen kommen, und dann peitschen von allen Seiten die Geschoßgarben in die Menschenmasse.

Der Angriff der Schwarzen, unterstützt von einem französischen Kolonial-Regiment, bricht auf dem Glacis der Feste blutig zusammen. Und dann schweigt plötzlich die französische Artillerie. Es ist kein allmähliches Abklingen, kein langsames Abrollen des Donners und Stahlhagels, sondern ein ganz brutales Abbrechen. Innerhalb weniger Sekunden hört das Schüttern und Dröhnen rings um die Panzerfeste Vaux auf. Nur noch ganz hoch segeln einige Granaten ins Hinterland und tasten deutsche Anmarschwege, Reservestellungen, Schluchten und Bahnlinien ab. Die Schlacht um Verdun scheint am Fort Vaux erstarrt.

General Pétain hat die Kunde vom Versagen

und nutzlosen Angriff der beiden Elite-Regimenter bekommen. Er will die blutige Kampfhandlung nicht weiterführen und befiehlt die sofortige Einstellung des Vernichtungsfeuers.

Drinnen aber, im steinernen Leib der Panzerfeste, legt sich diese plötzliche Stille geradezu peinvoll auf Hirn und Gemüt. Lieber etwas Donnern und Rollen als diese unheimliche Stille, hinter der man neue Untat, neue Gefahr wittern kann. Aber nichts ereignet sich, nichts.

Die Nacht hat begonnen. Morgen wird ein neuer Tag sein, ein neuer Tag voller Schmerzen und voller Warten. Es hat keinen Zweck, jetzt noch zu hoffen. Raynal hat erkannt, daß nichts, auch nicht der tapferste Ansturm französischer Regimenter ihn und seine Männer aus der stählernen Umklammerung der Deutschen befreien kann. Feldgrau steht und hält. Er muß das Opfer bringen. Er muß — — Und während sich draußen der junge Tag schon erhebt nach einer Dunkelheit von nicht mehr als vier bis fünf Stunden, begibt sich Raynal zum letzten Male hinauf an das Blinkgerät. Der Bodendunst hat sich erhoben und hängt wie ein Schleier zwischen Souville und Vaux. Aus allen Schluchten der Gegend wälzen sich dichte Schwaden aus gelblichem Geschoßqualm und grünlichem Gas heran, untermischt mit dem feuchten Dunst der Nacht. Langsam zieht die Wolke dahin, langgestreckt wie von Kartoffel-

feuern an windstillen Herbsttagen, und bildet eine undurchdringliche Schicht zwischen Himmel und Erde. Und nun gibt Raynal seinen Blinkspruch durch.

In diesem Augenblick schiebt sich eine dichte Dunstschicht zwischen Fort Vaux und Souville. Nicht lange, höchstens 5 Minuten dauert das langsame Vorbeiziehen des Nebelstreifens. Und dann ist das Blinksignal wieder da. Die von Souville buchstabieren erschüttert den verstümmelten Schluß:

„— — vergeßt uns nicht! Es lebe Frankreich!"

Dann schweigt das Blinkgerät, denn in diesem Augenblick durchläuft der letzte Tagesbefehl des Kommandanten Raynal alle Gänge und Kasematten, wird von Mann zu Mann wiederholt:

„Wir werden ehrenvoll kapitulieren. Unsere Pflicht ist getan. Es lebe Frankreich!"

Das Panzerfort kapituliert.

Raynal begibt sich in seine Kasematte und schreibt den Kapitulationsbrief. Er stellt eine genaue und gewissenhafte Liste aller im Fort anwesenden Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften auf und vergißt keineswegs das vorhandene Gerät. Dann siegelt er den Brief, schreibt langsam die Adresse und übergibt das inhaltschwere Dokument einem jungen Offizier, der ins Lager der Deutschen gehen soll.

Während der Offizier durch Kasematten und Gänge schreitet, um an einer der vordersten Barrikaden die deutschen Posten zu treffen, läßt Raynal seine Soldaten antreten. Peinlich genau richten die Offiziere ihre Kompanien und Züge aus. Die Poilus stehen Gewehr bei Fuß, Brotbeutel, Feldflaschen und Gasmasken umgehängt, die Koppel geschlossen. Wie zur letzten Parade steht die Truppe angetreten, in Erwartung des Siegers.

Draußen, an der äußersten Barrikade, macht sich inzwischen der junge Offizier dem deutschen Posten bemerkbar. Er läßt ein weißes Fähnchen durch eine Scharte wehen und ruft: „Nicht schießen!"

Die Deutschen scheinen es zu übersehen. Deshalb befiehlt der Offizier seinem Begleiter, einem Hornisten, einmal in das Clairon zu stoßen. Der Soldat setzt das Instrument an und schauerlich hallt es durch die Gänge:

„Das Ganze halt! — Feuer einstellen!"

Die deutschen Posten horchen auf. Sie sehen das Fähnchen, sie bemerken jetzt den französischen Offizier. Ein deutscher Leutnant naht. Er nimmt die Franzosen in Empfang und führt sie zu Hauptmann Gillhausen. Durch alle Teile des von Deutschen besetzten Werks geht wie ein Lauffeuer die frohe Kunde: „Die Franzosen kapitulieren. — Kameraden, das wäre wieder mal geschafft. Die Franzosen haben genug!"

Langsam schreiten die Unterhändler dahin, stehen nun vor dem deutschen Hauptmann. Kurze korrekte Begrüßung. Hauptmann Gillhausen öffnet Raynals Brief und liest. Darin steht ja alles klar und deutlich ausgedrückt. Es steht darin, daß die Panzerfeste Vaux kapitulieren will. Für sich und seine Leute verlangt Raynal den ehrenvollen Abzug und in der Kriegsgefangenschaft eine Behandlung, die in jeder Beziehung den Bestimmungen des Völkerrechts entspricht. Er bittet ferner um sofortigen Abtransport der Verwundeten und um Belassung des Privateigentums seiner Poilus.

Letztere Bedingung setzt den deutschen Hauptmann in Erstaunen. Das ist doch alles selbstverständlich! Es ist Ehrensache, daß der Kriegsgefangene unter dem Schutze des Siegers steht und seine Habseligkeiten behalten darf. Warum also noch diese ausdrückliche Feststellung im Kapitulationsbrief? Hauptmann Gillhausen weiß nichts von den Gepflogenheiten hinter der französischen Verdunfront. Er weiß nicht, daß im berüchtigten „Kronprinzenlager" Souilly jeder deutsche Kriegsgefangene systematisch völlig ausgeplündert wird, wenn man ihn nicht schon früher auf dem langen Leidensweg, von der Kampflinie bis zum Hungerlager, die letzten Kleinigkeiten und Andenken aus der Heimat, Brieftasche, Uhr und Trauring abgenommen hat. Die deutschen Gefangenen werden immer wieder beim Rückmarsch von der Front

durch habgierige Schwarze beraubt. Und dies alles geschieht unter den Augen der weißen Offiziere, denen es nicht möglich ist, hier einzugreifen.

Hauptmann Gillhausen schreibt einige Zeilen und bestätigt die Bedingungen. Frontsoldaten hüben und drüben achten sich. Die Hyänen des Schlachtfeldes sitzen weiter zurück, sitzen in der sicheren Etappe. Frontsoldaten der vordersten Linien gilt jeglicher Wert, Geld und Gut, so gut wie nichts. Da vorn in Kampf und Todesnot zählt nur noch das nackte Leben, zählt die Waffe, zählt der Mut. Für materielle Dinge hat der Frontsoldat der Kampflinie kein Verständnis.

Und nun schreitet der deutsche Offizier hinter dem Franzosen her, hinüber zu Major Raynal. Die Männer überklettern alle Sandsackbarrikaden. Sind im Hauptgang. Hell brennen hier zahlreiche Kerzen. Es braucht ja jetzt nicht mehr gespart zu werden. Deshalb hat Raynal das Anbrennen sämtlicher Lichtquellen und Lichter befohlen.

Als der deutsche Leutnant im Gang erscheint, dröhnt hart ein französisches Kommando. Die scharf ausgerichteten Poilus stehen still, und dann fliegen im Präsentiergriff die Gewehre hoch. Alle Vorgesetzten stehen vor der Front und grüßen, Hand an der Helmschiene.

Die Besatzung der Panzerfeste Vaux ergibt sich dem Sieger.



Der wiederum einsame Kehlgraben am Fort Vaux, nachdem der letzte deutsche Soldat diese blutgetränkte Erde verlassen hatte. Französische Aufnahme am Allerseelentag 1916.



Am gleichen Tag wurde im wiedereingenommenen Fort Douaumont ein französischer Dankgottesdienst abgehalten. An der Decke der Kasematte sieht man noch Bruchstücke des Schlagwortes, das jedem Festungsverteidiger eingeprägt wurde: „Man läßt sich unter den Trümmern begraben, aber man ergibt sich nicht!"

Und dieser Sieger ist nur vertreten durch den jungen Reserveleutnant Werner Müller.

Bescheiden, ja sogar peinlich berührt durch diese Ehrung, die nicht ihm allein, sondern seinen Kameraden, ja selbst der ganzen deutschen Armee gilt, schreitet der Leutnant rasch dahin, grüßt die Offiziere und betritt die Befehlskasematte der Panzerfeste. Dort steht Raynal aufrecht in der Mitte des kellerartigen Raumes. Er steht da blaß, übernächtig, völlig am Ende seiner Kraft. Ein mittelgroßer, untersetzter Mann ist's. Seine Stimme rollt tief. Er blickt den um einen Kopf größeren deutschen Offizier eine Weile an und sagt dann langsam:

„Ich übergebe Ihnen hiermit die Panzerfeste Vaux mit 11 Offizieren, 47 Unteroffizieren, und 400 unverwundeten Soldaten. In der Lazarettkasematte liegen außerdem 87 Verwundete, betreut von 29 Krankenträgern. Die Toten, etwa 50 Mann, haben wir inzwischen in einem Seitengang begraben. Es befinden sich im Fort zwei feuerbereite Geschütze, Kaliber 15,5 Zentimeter, 12 schwere und leichte Maschinengewehre, 18 Minenwerfer, etwas über 1000 Handgranaten, viel Artilleriemunition, einige Kisten mit Verbandzeug und Medikamenten, und in der Kantinen-Kasematte werden Sie viele Büchsen Fleisch und einige Kisten Dauerbrot finden. Aber Wasser, mein Herr, Wasser werden Sie im Fort

nicht mehr finden. Der Durst, mein Herr Kamerad, verstehen Sie mich, der Durst — —“

Weiter kommt Raynal nicht. Sein verkrustetes Gesicht möchte sich zum Weinen verziehen, aber der Körper findet keine Kraft mehr zu einer Gefühlsäußerung.

Der deutsche Offizier sieht's, tritt zwei Schritte vor und reicht dem französischen Kommandanten die Hand. Eine Geste, die verstanden wird. Zwei ehrliche Frontsoldaten verneigen sich leicht. Raynal ist von diesem Beweis deutscher Ritterlichkeit gepackt und will nicht nachstehen. Er möchte etwas tun, irgend etwas tun. Er sucht und entdeckt auf dem Tisch seine prachtvolle lederne Kartentasche. Er packt sie und hält sie dem Deutschen hin:

„Hier, mein Herr, nehmen Sie, nehmen Sie als Andenken! Und nun — — gehen wir!“

Der deutsche Leutnant nimmt die Tasche an, nestelt sie an sein Koppel, wo eine mit heißem Kaffee gefüllte Feldflasche hängt. Das erste warme Getränk seit zwei Tagen. Die Flüssigkeit gluckert, als die Tasche gegen das Gefäß schlägt. Und bei diesem Geräusch blickt Raynal auf. Der halb verdurstete Mensch hat Glucksen gehört. Er sieht seinen Adjutanten an und beide bekommen das Schlucken, doch ihre Kehlen sind trocken und die pappige Zunge gibt keinen Speichel mehr. Sie möchten sich abwenden,

ihre Schwäche verbergen, aber der deutsche Offizier hält sie zurück.

„Einen Augenblick, meine Herren!"

Er reißt die Feldflasche vom Koppel, nimmt zwei französische Becher, die staubig und leer auf der Tischkante stehen, füllt sie, und dann mit einladender Bewegung: „Bitte sehr, meine Herren Kameraden!"

Raynal und sein Adjutant schauen sich an. Dann heben die Durstigen den Becher und schlürfen das heiße Getränk langsam hinunter. Zwei Becher Kaffee, zwei Becher voll des armseligen deutschen Eichelkaffees sind in diesem Augenblick dem französischen Kommandanten Raynal und seinem Adjutanten wie herrlichste Gabe.

Nun begibt man sich auf den Rundgang durch das Fort. Raynal zeigt dem deutschen Offizier alle Gänge und alle Kasematten. Er führt ihn hinunter in den Raum der Verwundeten. Süßlicher Gestank nach Verwesung, Karbol und Chlor schlägt dem Deutschen entgegen, nimmt ihm schier den Atem. Und dann bittet Raynal, jetzt vor den deutschen Kommandanten geführt zu werden. Er steht vor Hauptmann Gillhausen und erklärt ehrenwörtlich, daß sich in der Festung keine Sprengvorrichtung befindet. Er gibt sein Offiziersehrenwort, nichts verheimlicht und nichts hinzugesetzt zu haben. Er bittet, das Fort als letzter Franzose verlassen zu dürfen, weil das so seine Pflicht ist.

Inzwischen sehen die Gänge der Panzerfeste ein seltsames Bild. Noch vor Stunden war hier nur Tod und Verderben und der giftige Rauch und Gasschwaden bei abgedichteten Luftschächten. Nun aber sind die Scharten und Schächte aufgerissen. Niemand wird jetzt eine geballte Ladung in die Kasematten hinunterschmeißen, niemand eine Feuerlanze einführen, um die Besatzung zu verderben. Friede herrscht im Fort, Friede und Eintracht.

Es mischen sich die Feldgrauen unter die Poilus. Ein lebhafter Austausch von Andenken jeder Art findet statt. Ist es zu verstehen, daß diese Menschen, die sich jetzt so freundschaftlich unterhalten, noch vor Stunden bitterste Gegner waren? Nicht genug! Die Deutschen reichen ihren halbverdursteten Gefangenen Kaffee und Mineralwasser. Die Nachtstunden waren ja ruhig, und so konnte die Trägerkolonne diesmal ungestört eine gute Ladung Wasserflaschen und Kaffee herbeischaffen. Auch ist es dem Trägerzug gelungen, viele Kannen Wasser von hinten mitzubringen, so daß man im Fort neben den Ausgängen, auf langsam abbrennenden Handgranatenfüllungen, frischen Kaffee kochen konnte. Dies alles kommt nun auch den Franzosen zugute.

Die deutschen Sanitätsmannschaften steigen in die Lazarett-Kasematte hinunter und helfen die Verwundeten herausschleppen. Bahren gibt's ja genug drunten im Lazarett. Trägertrupps sind

rasch zusammengestellt. Je vier unverwundete Franzosen müssen einen ihrer verwundeten Kameraden schleppen. Dicht am Eingang des Forts schnallen die Gefangenen ab und stellen ihre Gewehre gegen die Mauer. Sie durchsuchen ihre Taschen, um festzustellen, ob sich vielleicht eine Handgranate darin verirrt hat. Und dann sieht man, an diesem frühen Morgen des 7. Juni 1916, den langen Zug aus der Festung wanken.

Vorneweg gehen einige deutsche Melder und Mannschaften des Trägerzuges. Sie kennen genau das Gelände und seine Möglichkeiten und sollen den Gefangenenzug wohlbehalten nach hinten bringen. Es ist schier ein Kult der Sorgfalt um diese gefangenen Franzosen, die man mit erdenklicher Rücksicht betreut.

Gruppe um Gruppe geht am deutschen Kommandanten, Hauptmann Gillhausen, vorbei. Neben dem deutschen Offizier steht Raynal mit seinem Adjutanten und nimmt diese letzte, seltsame und ernste Parade ab. Alle Offiziere grüßen. Ringsum schweigt die Schlacht und hält den Atem an. Erst als der letzte Verwundete auf der Tragbahre im Dunst des Morgens verschwunden ist und sich außerhalb der eigentlichen Sperrfeuerzone befindet, erst dann geht Raynal mit seinem Adjutanten langsam gen Norden, über das Trichterfeld, in die deutsche Gefangenschaft. Zwei Stunden später ist Raynal hinten beim Divisionsstab.

General von Engelbrechen kommt dem Franzosen entgegen, reicht ihm die Hand und sagt:

„Wir achten in Ihnen einen tapferen Gegner. Es ist keine Schande, nach so langer Gegenwehr in Feindeshand zu fallen.“

Raynal hat solche Behandlung weder im Fort noch hinter den deutschen Linien erwartet. Er hat nur zu oft gesehen, wie seine Landsleute und Kameraden die deutschen Offiziere behandeln, wie sie von ihnen hohnvoll und schmachvoll den Parademarsch verlangen, als unverdienten Gruß für irgendeinen französischen Etappengeneral. Er weiß genau, wie schlecht und unmenschlich drüben die gefangenen Deutschen behandelt werden, und hat mit einem gleichen Elend gerechnet, mit gleicher Entwürdigung seiner Mannesehre. Hier aber empfängt man ihn, wie es einem ehrenvoll unterlegenen Gegner zukommt. Hier ist man Soldat. Kleinliche Quälereien behagen Soldaten nicht.

Jetzt gewinnt Raynal wieder Mut. Er richtet sich auf und schleudert dem Deutschen wie eine Fanfare den Satz entgegen:

„Herr General! Nicht Ihre Soldaten haben mich besiegt, sondern der Durst!“

Eine Phrase, die ungünstig wirkt und das bisher so klare Bild des tapferen Festungsverteidigers trübt. Schade! Die etwas theatralische Antwort mißfällt

dem deutschen General trotzdem nicht. Durch ihn erfährt Raynal, daß er Offizier der Ehrenlegion geworden ist. General Joffre hat durch Funk diese hohe Ernennung ausgesprochen. Der deutsche Nachrichtendienst hat die Meldung aufgefangen und übermittelt sie galanterweise dem Besiegten.

Vom Divisionsstab aus wird Raynal, zusammen mit seinem Adjutanten, in einem Krankenauto zum Hauptquartier des Kronprinzen gefahren. Auch hier empfängt man ihn mit militärischen Ehren. Die deutsche Wache präsentiert das Gewehr. Der Kronprinz schüttelt Raynal die Hand und reicht ihm den Degen zurück, eine Geste, die nur Tapferste ehrt. Im deutschen Lager bleibt man mehr als korrekt, obwohl man aus mannigfaltigen Nachrichten weiß, wie schlecht und menschenunwürdig um dieselbe Zeit die deutschen Kriegsgefangenen im Lager von Souilly behandelt werden. Nicht genug! Raynal bekommt sogar das Versprechen einer baldigen Rücklieferung in seine Heimat, über die Schweiz.

Damit ist für Raynal das Drama Verdun beendet.

Hoch strahlt der Ruhm der deutschen Angriffstruppe, die zahlenmäßig fast immer unterlegen war und fast ohne Nachschub, ohne Hinterland diesen unerhörten Kampf führen mußte.

Für die deutsche Angriffstruppe in der Feste Vaux gab es nur noch eine Wahl, die Feste nehmen

oder sterben. Die deutsche Angriffstruppe hat die Feste genommen. Nur mit Hochachtung kann der Besiegte vom deutschen Angreifer sprechen. Die Seele des deutschen Angriffs waren Leutnant Rakov mit seinen Männern vom Regiment 158, dann Leutnant Ruberg von den 20er Pionieren, ferner einige Handvoll tapfere Unteroffiziere und Feldgraue.

Fast drei Monate nach dem ersten Ansturm war die Panzerfeste in deutsche Hand gefallen. Der Kampf um Vaux ist eins der höchsten, aber auch eins der blutigsten Heldenlieder aller Zeiten. Von diesem Streiten und Sterben in Höhlen, Kasematten und Gängen wird man in hundert Jahren noch singen und dichten.

Der Kampf um Vaux ist ein einziges großes Heldentum für Freund und Feind!

Aber kurz vor dem Ziel — —!

Die Franzosen erfahren den Verlust der Panzerfeste erst durch den deutschen Nachrichtenfunk. Sofort befiehlt Pétain, diese Scharte auszuwetzen. Die Panzerfeste muß wiedergewonnen werden, denn hier steht Frankreichs Ehre auf dem Spiel. Dicht vor dem Werk werden die besten Regimenter in Sturmstellung geführt. In der Nacht vom 7. auf den 8. Juni zieht Pétain unerhörte Artilleriemassen zu-

sammen. Nach Anbruch des Tages schießen sich die Batterien mit mathematischer Genauigkeit ein, und dann rollt urgewaltig das Trommelfeuer. Zehnmal greifen die Franzosen an, zehnmal werden sie abgeschlagen.

Nicht genug! Rechts vom Fort Vaux schreiten die Deutschen zum Gegenangriff und erstürmen ein I-Werk, das die Bezeichnung „R 1" trägt. Durch rasches Zupacken gelingt es den Deutschen, hier zahlreiche Gefangene zu machen und nicht weniger als 22 Maschinengewehre zu erbeuten. Ein weiterer Fortschritt ist am 8. Juni auf dem Höhenrücken „Kalte Erde" zu verzeichnen. Hier stürmt das bayrische Alpenkorps, kann aber seinen Anfangserfolg nicht völlig ausnutzen. Am 12. Juni greifen die Bayern erneut an. Dann wiederholen sich die Angriffe schier von Tag zu Tag.

Erfolg reiht sich an Erfolg. Der Fumin-Rücken wird deutsch.

Der ganze Caillette-Wald fällt in deutsche Hand.

Auf dem Höhenrücken „Kalte Erde" schanzen sich die Bayern ein. Es wird für die Franzosen immer schwieriger, immer bitterer.

Und nun ist der 21. Juni da. Ein großes deutsches Unternehmen soll stattfinden. Sein Ziel ist Fort Souville. Nebenbei sollen die Zwischenwerke auf dem Höhen-Rücken „Kalte Erde" sowie die kleineren

Werke bei Thiaumont weggenommen werden. Aber besonders das Fort Souville hat es der deutschen Heeresleitung angetan. Es ist der letzte Zahn im festen Gebiß der Festungswerke um Verdun. Hinter Souville wird nichts mehr sein. Aber vorher kommt noch Dorf Fleury.

Am 21. Juni abends beginnt das Wirkungsschießen aus unzähligen deutschen Geschützen. Diesmal hat man eine neue Gasmunition herbeigeschafft, und zwar Grünkreuzgranaten. Nicht weniger als 110000 Gasgranaten zum Bekämpfen der feindlichen Artillerie sind ohne Störung bis in die Batteriestände herangebracht worden. Im Laufe des 22. Juni steigert sich das deutsche Artilleriefeuer zum Trommeln. Es hält die Nacht über an, und um die achte Morgenstunde des 23. Juni brechen die deutschen Sturmtruppen in 3 Kilometer Front aus ihren Stellungen.

Zwischen „Kalte Erde" und Fort Souville stoßen die deutschen Sturmlinien durch und kommen zunächst gut voran. Kurz vor 9 Uhr hat das bayrische Leibregiment bereits das Dorf Fleury erreicht. Hier entwickeln sich heftige Nahkämpfe. Um 10 Uhr ist das Panzerwerk Thiaumont erreicht, und zwei Stunden später hat sich auch diese kleine Feste ergeben. Nicht weniger als zwei Kilometer tief ist die Mitte der deutschen Sturmwelle vorgedrungen. Auch das Werk „Kalte Erde" wird erreicht und

genommen. Überall sind die Franzosen aus ihren festen Stellungen geworfen.

Aber da zischt plötzlich eine Rauchwolke aus dem Betonwerk „Kalte Erde“. Eine Sprengung? Der deutsche Stoßtruppführer gibt seinen Leuten den Befehl zum Rückzug, denn er nimmt an, daß die Franzosen die Feste sprengen wollen. Die Rauchwolke kommt aber nur von einer Kiste mit brennender Leuchtmunition. So wird das Fort in diesem entscheidenden Augenblick durch Zufall wieder geräumt.

Inzwischen haben sich die Franzosen besonnen. Aus der Weinbergschlucht herauf stoßen sie mächtig vor und treffen dort auf die Bayern. Indessen erholt sich auch die französische Artillerie wieder. Die Sonne hat den nachts abgeschossenen Rauchschwaden aus Grünkreuzmunition den Garaus gemacht, hat sie aufgesaugt. Die leichter Vergasten streben rückwärts in die Etappe, und die Schwerkranken sind inzwischen auch abtransportiert. Frischer Ersatz steht an den Geschützen, die nun losdonnern. Für die Deutschen ist der Erfolg des Tages in Frage gestellt, weil die beiden Flügel nicht mitgekommen sind. Die Bayern haben einen spitzen Keil über Fleury hinweg gegen Verdun vorgeschoben.

Nur schwache Abteilungen sind's, die über Fleury hinweggekommen sind, bis zu dem Graben-

system „Filzlaus". Diese Stellung verdankt den eigenartigen und jedem Frontsoldaten so verständlichen Namen ihrer seltsamen Gestalt. Die Fliegerbilder zeigen dieses Grabengewirr auf dem letzten Höhenrücken vor Verdun in der Gestalt einer Filzlaus.

Und nun sitzen die deutschen Vorhuten in der „Filzlaus". Knapp 3000 Meter vor ihnen, 3000 Meter in Luftlinie, liegt der Stadtkern von Verdun. Die deutschen Soldaten starren hinab wie auf ein herrliches Wunder. Und doch ist da unten weiter nichts als ein Trümmerhaufen, aus dessen Mitte die dunkle Rauchfahne eines Brandes gen Himmel steigt, eine Trümmerstadt, in der immer wieder deutsche Granaten Schrecken und Verderben säen. Jawohl, eine Trümmerstadt, aber ein Symbol, ein Ziel.

Dort unten ist Ruhe. Dort unten kann der Friede erhofft werden. Dorthin muß der deutsche Soldat dringen, dann ist der Krieg beendet. Scheu blicken die deutschen Stürmer aus glänzenden Augen hinab auf Verdun. Von keinem Punkt der Front war bisher das Ziel zu erblicken. Nur hier liegt es klar und deutlich vor den Stürmenden. Seit Monaten geistert der Name Verdun durch die Gespräche der deutschen Soldaten. Jedes Denken und Hoffen war davon erfüllt. Aber bisher blieb der Anblick jedem bewaffneten Feldgrauen verwehrt.

Die Kanoniere versuchten, sich das Bild dieser Stadt vorzustellen, wenn sie die schweren Granaten in die Rohre schoben, die Riesengeschosse, die 20 Sekunden nach dem Abschuß in Verdun sein sollten.

Verdun? Gibt es denn überhaupt solch eine Stadt? Ist's nicht eine Fabel, ein Phantom, ein Gesicht. Der deutsche Soldat kämpft und blutet um eine Stadt, die so verborgen und so verwehrt liegt, daß man fast schon nicht mehr an ihr Dasein glauben kann. Und plötzlich ist sie da, plötzlich ist das Ziel schier greifbar.

Die Feldgrauen im Grabengewirr „Filzlaus" heben ihre verkrusteten Gewehre, stellen die Läufe schräg gen Himmel und schießen im höchsten Winkel nach Verdun hinein. Und dann arbeitet sich ein schweres Maschinengewehr nach vorne, dann noch eins und noch eins. Die drei Gewehre pflanzen sich auf. Wenige Sekunden später rattern drei Geschoßgarben nach Verdun hinab. Die Feste an der Maas, das Herz der Zermürbungsschlacht, noch mehr, das Herz Frankreichs, liegt unter deutschem Maschinengewehrfeuer — — — Besser kann der deutsche Erfolg, getragen vom unverwüstlichen bayerischen Angriffsgeist, nicht mehr gezeigt werden.

Im Hauptquartier der französischen Verdunverteidigung herrscht am Abend dieses 23. Juni

große Bestürzung. Man weiß, daß jetzt so gut wie alles verloren ist, wenn die Deutschen ihren Angriff fortsetzen. Sie werden morgen, sie werden übermorgen angreifen, das steht fest. Ja, das werden sie, wenn man ihnen nicht anderswo zuvorkommt. Zum Beispiel an der Somme!

Seit Wochen schon wird das Vorbereitungsfeuer zur Somme-Schlacht erwartet. Warum ereignet sich dort nichts? Haben die Briten keine Eile? Sie und sie allein können jetzt Verdun entlasten. Pétain hat Joffre beschworen, aber der Oberbefehlshaber hat die Dinge nicht so schwarz gesehen. —

Jetzt, in diesem Augenblick, am Abend dieses kritischen Tages, spricht Pétain, in Gegenwart seiner Generäle und Unterführer, nochmals mit dem Oberbefehlshaber Joffre. Dieser aber hat Bedenken. Er kann die Somme-Schlacht nicht von heute auf morgen losbrechen lassen. Noch stehen die Batterien nicht alle in den vordersten Bettungen. Noch rollen die Truppentransporte an. Man wird an der Somme losschlagen, wenn alles, aber auch alles beisammen ist, nicht eine Stunde früher. Verdun muß sich währenddessen selbst verteidigen. Die Offensive an der Somme soll für die Alliierten einen vollen und raschen Sieg bringen. Deshalb darf nichts, aber auch gar nichts überstürzt werden. Bisher hat man gehalten, da drüben an der Maas, gut, man wird weiterhalten. Es besteht ja immer noch der

berühmte und seinerzeit vielbesprochene Tagesbefehl vom Frühjahr und bedroht jeden General, der vor Verdun einen Rückzugsbefehl gibt, mit Kriegsgericht und militärischer Degradation. Joffre verfehlt nicht, ganz energisch auf diesen Befehl hinzuweisen. Er wird sich jetzt durch Pétain nicht in Angst jagen lassen. Hier an der Somme hat er, der Oberbefehlshaber, im Augenblick noch größere Sorgen.

Nach dieser Ablehnung sitzen die Generäle im Rathaus von Souilly und überlegen die Maßnahmen, die angesichts der gefährlichen taktischen Lage zu ergreifen sind. Da tritt ein Ordonnanzoffizier ein und meldet:

> „Die Boches sind schon weit über Fleury hinweg. In diesem Augenblick feuern ihre Maschinengewehre nach Verdun herein!"

Deutsches Maschinengewehrfeuer in Verduns Straßen! Das ist die moralische Niederlage! Das ist das Ende! Was werden die Poilus sagen, wenn man ihnen ständig neue Opfergänge zumutet, eine Ausblutung ohne Erbarmen und ohne Ende, beispielloses Heldentum, das nichts mehr verhindern kann! Deutsches Infanteriefeuer beherrscht die Straßen der Stadt. Gewiß, kein gezieltes, kein ordentliches Feuer, aber immerhin schon genug zur tiefsten moralischen Niederlage.

Pétain greift zum Apparat und gibt die Meldung sofort an Joffre durch. Einige Sekunden lang ist es

drüben still. Der Oberbefehlshaber überlegt. Hat er eingesehen, daß es nun mit Verdun dem Ende zugeht? Was nutzt eine Offensive an der Somme, wenn sie zu spät kommt? Er strafft sich und spricht mit erhobener Stimme in den Apparat:

„General Pétain! Das Vorbereitungsschießen an der Somme wird morgen früh bei Tagesanbruch beginnen."

Planmäßig setzt am folgenden Morgen das Trommelfeuer an der Somme ein. Mit diesem riesigen Paukenschlag wird eine zweite denkwürdige Schlacht eröffnet, ein neuer Schrecken für viele Tage, Wochen und Monate.

Die Somme-Schlacht soll deutsche Reserven fressen und den Angriffsschwung auf Verdun lähmen. Joffre rechnet gut. Sein Plan geht vorerst auch in Erfüllung, denn General von Falkenhayn läßt beim ersten Einschlagen des Feuerwirbels an der Somme 30 schwere Batterien aus den mühsam gegrabenen Bettungen in den zerfetzten Wäldern der Verdunfront ziehen. Mit unsäglicher Mühe gelingt es, die schweren Geschütze über das Trichterfeld hinweg nach hinten an die Bahnlinie zu schaffen, wo schon die tiefgehenden Lastloren warten. Dreißig schwere und schwerste Batterien scheiden somit aus dem Kampf um Verdun. Ihre furchtbare Stimme dröhnt nicht mehr zwischen den Hügeln und in den



Bei Verdun waren auch die deutschen Regimenter verblutet, und dennoch schritten die Feldgrauen fast zwei Jahre später, im März 1918, siegreich zum Angriff, und deutsche Artillerie rasselte über die eroberten feindlichen Gräben hinweg. Deutsches Heldentum reichte bis zum letzten Tag des Krieges.



Der Verfasser als Führer des 1. Zuges 7. R.-J.-R. 258 vor dem Angriff auf die Vaux-Kreuz-Höhe, bei der die 7. Kompanie Ref.-Inf.-Reg. 258 rund 60 v. H. ihres Bestandes verlor.

Schluchten an der Maas. Nicht genug, das III. Bayrische Armeekorps wird im Anrollen durch einen neuen Befehl abgefangen und ohne Pause an die Somme beordert. Die Schlacht um Verdun soll langsam abbröckeln. So will es die französische Heeresleitung durch die Einleitung der Somme-Offensive. Und es scheint, als sei der Höhepunkt der Kämpfe um Verdun in diesen Tagen der Sonnenwende überschritten.

Am 24. Juni erfährt General von Falkenhayn, daß der Nachschub an Gasmunition für Verdun vorläufig bis zum 7. Juli unterbunden ist. Die Munitionsfabriken in der Heimat können mit dem rasenden Verbrauch an der Front nicht mehr Schritt halten. Unter dem Druck dieser Erlebnisse und der neuen Lage, geschaffen durch den bevorstehenden Angriff an der Somme, erläßt die Oberste Heeresleitung am Abend des 24. Juni folgenden Befehl:

> „Die allgemeine Lage läßt es dringend wünschenswert erscheinen, den Menschen-, Material- und Munitionsverbrauch bei der Heeresgruppe entschieden einzuschränken. Es wird Stellungnahme erwartet, wie dieses Ziel angestrebt werden kann, nachdem nunmehr durch die Einnahme des Zwischenwerkes Thiaumont, des Dorfes Fleury und des Vorgeländes bei Fort Vaux ein gewisser Abschnitt erreicht worden ist."

Die Truppe in den Stellungen vorne erfährt's im Laufe der Nacht, daß nun ein Ende sein soll mit den Kämpfen um Verdun, aber ein anderes Ende, als es die Männer am Flammenwerfer, die Stoßtruppführer, die Sturmtruppler, die Maschinengewehrschützen, die vor Durst halb irrsinnigen Infanteristen im Granattrichter und die gehetzten und ausgepumpten Soldaten des Trägerzuges vorausgesehen und mit heißem Herzen gewünscht haben. Hier soll die Stellung gehalten werden, hier im Grauen und Entsetzen der trostlosen, unfruchtbaren und wasserarmen Mondkraterlandschaft, statt unten, in der Ebene von Verdun, das greifbar nahe liegt! Mitten im Siegeslauf wird der deutsche Soldat aufgefangen und zum tatenlosen Warten gezwungen. Er soll wieder untätig im Trichterfeld liegen, ohnmächtig und ohne Gegenwehr ein langsames, grausames Ende erwarten. Das kann doch nicht möglich sein!

Sehnsüchtig schauen die deutschen Soldaten geradeaus gen Süden, wo die Qualmfahne der Brände im Trümmerhaufen Verdun über den zerfetzten Höhenrand wirbeln und den Horizont verdunkeln. Die wenigen Glücklichen da vorne im Grabengewirr „Filzlaus" können ihre Augen nicht von den Türmen der Kathedrale von Verdun wenden. Ihr Blick gleitet immer wieder über die Zackenlinien der Zitadellbefestigung. Was bedeuten schon jene Glacis und Gräben gegen die Panzerfeste Douau-

mont und Vaux. Nicht einmal mit den zahlreichen Zwischen- und J-Werken läßt sich die befestigte Zitadelle vergleichen. Und doch hat der feldgraue Stürmer diese kleineren Werke jeweils im Handumdrehen genommen. Die Zitadelle wird für ihn nur noch ein Kinderspiel sein.

So liegen die vordersten deutschen Soldaten geduckt am Rande der Trichter im Stellungsgewirr „Filzlaus“, 500 Meter südlich von Fleury, und warten sehnsüchtig auf das Signal zum letzten Sprung. Wird es kommen? Nein, denn es fehlen Reserven, es fehlen die frischen, ausgeruhten Sturmtruppen.

Aber dies Bereitliegen der Deutschen auf dem letzten Höhenrücken, fertig zum Abstieg in die Maasniederung, zur Besitzergreifung der Stadt Verdun, ist auch für die Franzosen unerträglich. Deutsches Maschinengewehrfeuer über der „Heiligen Stadt“ Verdun? — das ist eine Blasphemie, das ist eine Drohung, die beseitigt werden muß. Aus diesen vorgezogenen Linien in der Flanke der Fleury-Höhe überblickt der Angreifer jegliches Leben und Treiben auf Verduns „Heiliger Straße“. Deshalb müssen die vordersten Linien der Deutschen eingedrückt werden.

Nicht genug, darüber hinaus müssen die Poilus in einem einzigen großen Sturmlauf das Dorf Fleury, das Werk „Kalte Erde“ und das Zwischenwerk Thiaumont zurückerobern. Hier geht es um

die dringend notwendig gewordene Entlastung der französischen Front auf dem rechten Maasufer.

In allen Einzelheiten und mit all seinen Batterien kann dieser französische Abschnitt eingesehen werden. Deshalb branden am 25., am 27. und am 30. Juni die französischen Sturmwellen gegen die drei großen Punkte des vorgeschobenen deutschen Frontkeiles.

Die Feldgrauen im Grabengewirr „Filzlaus" werden überspült, überrannt, niedergestampft. Keiner entrinnt seinem blutigen Schicksal. Sie haben nach Verdun geblickt, das Ziel der monatelangen Schlacht erspäht, und dieses große Erleben müssen sie mit ihrem Blut bezahlen. Hinten aber, in den Hauptstellungen der Deutschen, werden alle Angriffe der Franzosen blutig abgewiesen.

Noch stundenlang zertrommelt und zerstampft die französische Artillerie das längst wieder zurückeroberte Stellungssystem „Filzlaus". In maßloser Wut will sie die schon erkalteten Leichen der deutschen Vorposten immer wieder strafen und damit Verdun, die „Heilige Stadt", grausam rächen. Die deutschen Augen, die ins Maastal hinabblicken durften und die so heiß verteidigte Stadt sahen, werden sich nie mehr öffnen. Und die schweren Maschinengewehre, deren Garben bis in die Zitadelle hinabsurrten, liegen zerstampft und zu Schrott zermalmt in den tiefen Granattrichtern.

Am 27. und am 30. Juni wiederholen die Franzosen ihre Gegenangriffe. Nach dem Willen der Armeeführung hüben und drüben sollte die Schlacht einschlafen. Aber siehe, die Schlacht lebt und brüllt mächtig auf, trotz der immer geringer werdenden Munitionszufuhren. Die Walze rollt und läßt sich nicht mehr aufhalten. Die entfesselte Schlacht grollt und brüllt. Alle Munitionszüge dampfen jetzt an die Somme. Und dennoch gibt plötzlich die Oberste Heeresleitung der deutschen Truppe die Angriffsfreiheit zurück.

Zu spät, leider zu spät! Die vorgeschobenen Postierungen sind bereits eingedrückt. Die französischen Batterien haben inzwischen neue Stellungen bezogen, außerhalb der Reichweite der mittleren deutschen Artillerie. Eine Vergasung ist jetzt so gut wie ausgeschlossen. Wahrhaftig, die Franzosen haben die Tage deutschen Zögerns gut zu nutzen gewußt.

„Jetzt darf die Truppe wieder angreifen," sagt die Oberste Heeresleitung, „aber selbstverständlich unter möglichster Schonung der Munition."

In der getreuen und heldenhaften Erfüllung dieses Befehls stürmt das Infanterie-Regiment 99 am 3. Juli, ohne jegliche Artillerievorbereitung, das gepanzerte Artilleriewerk „Hohe Batterie" bei Damloup. Die unerschütterten Maschinengewehrnester speien ihre Geschoßgarben. Unbeirrt rennen die

deutschen Musketiere in das tödliche Peitschen und Zischen. Das Werk fällt.

Die Franzosen schreiten am 4. Juli zum Gegenangriff. Es gelingt ihnen, Teile der „Hohen Batterie" zu nehmen, aber die Deutschen klammern sich zäh an den Boden, den sie mit so viel Mut errungen haben. Drei Tage lang wird mit wechselndem Kriegsglück um die Werke der „Hohen Batterie" gekämpft. Am Abend des 7. Juli stehen die Deutschen als unbestrittene Sieger auf der Walstatt. Nicht genug! Schneidige Nachstöße bringen die 1. und die 50. Infanterie-Division in die Linie Fumin—kleines Depot—Hohe Batterie—Dorf Damloup. Die Bedrohung für Verdun wächst wieder. Und deshalb läßt Pétain angreifen.

Die horizontblaue Sturmwelle gelangt bis dicht vor das Zwischenwerk Thiaumont. In wechselreichen Kämpfen geht es um die „Kalte Erde". Immer noch droht Fort Souville in der deutschen Flanke. Die Einnahme dieser Panzerfeste steht nunmehr auf dem Plan der deutschen Angriffsleitung. Fort Souville muß genommen werden.

Der bayrische Löwe im Trichterfeld.

Im Laufe der vergangenen Tage rollte das Feuer an der Somme. Mit Spannung hatte man den Ansturm der Franzosen und Briten erwartet.

Nach tagelanger Beschießung hatten starke Sturmwellen die deutschen Gräben berannt und geringe Einbuchtungen erreicht. Die großzügige Offensive aber war an deutscher Zähigkeit gescheitert. Von vielen stolzen Angriffsregimentern Groß-Britanniens und Frankreichs kehrten nur Trümmer in die Angriffsstellungen zurück. Kaum begonnen, war die Offensive schon abgeschlagen. Gewiß, noch lange Wochen, noch monatelang wird man an der Somme kämpfen, und das Trichterfeld wird dort genau so trostlos sein wie das schaurige Feld des Todes um Verdun, aber die Offensive ist jetzt schon so gut wie gescheitert.

Auch Brussilows Entlastungsangriff gegen die deutsche Ostfront konnte die Deutschen vor Verdun nicht mehr schrecken. Und so wurde denn endlich auch die strenge Munitionssperre aufgehoben, und für den 8. Juli ein großes Gasschießen mit nachfolgendem Angriff in Aussicht genommen.

In der Nacht vom 7. auf den 8. Juli rollt ein schweres Gewitter über das Land an der Maas. Ringsum flammt und dröhnt der Himmel, und die Menschen wissen nicht, ob's von einschlagenden Blitzen oder niedersausenden Granaten ist. Das Rollen des Donners mengt sich mit dem ehernen Gebrüll der unzähligen Geschütze hüben und drüben, und dann geht urgewaltig der Wolkenbruch nieder. Wasser, Wasser, endlich Wasser!

Die Menschen in den Trichtern, übermüdete Soldaten, die seit Tagen, fast irrsinnig vor Durst, sehnsüchtig auf Ablösung oder auf eine Feldflasche voll irgendeiner Flüssigkeit warten, breiten ihre Zeltbahnen aus, halten ihre Helme unter die stürzenden Wasserbäche und trinken, trinken immer wieder.

Tausende Soldaten, Feldgraue und Poilus, trinken sich endlich wieder satt. Vergessen ist der Schrecken des Schlachtfeldes, vergessen das Toben der Elemente, das Schwefeln der Blitze, das Flammen am Horizont, das Krachen der Granaten, man hat ja Wasser — und jetzt ist alles wieder gut!

Bald ist der Durst gelöscht, längst sind auch die Verwundeten in der Tiefe der Panzerwerke und Stollen still geworden, denn auch ihnen hat man reichlich zu trinken gegeben, aber immer noch strömt der Regen. Eine wahre Sintflut ergießt sich über das Schlachtfeld, überrascht die Trägerzüge im Trichterfeld, macht alle Wege hohl und schlüpfrig, durchnäßt alle Uniformen, die jetzt bleischwer an den Körpern hängen. Unbarmherzig füllen sich alle Unebenheiten des weiten Landes mit rinnendem Regenwasser. Die Trichterränder werden glatt, und in der Dunkelheit gleitet mancher schwerbeladene Träger ab und verschwindet in der Tiefe. Ein Schrei vielleicht noch, und dann ist der Mann untergesackt, ertrunken, aus!

In dieser Nacht, in dieser entsetzlichen Gewitter-

nacht, erleidet die Truppe hüben und drüben erhebliche Verluste durch dieses plötzliche Unwetter, das die Trichter in glatte, gefährliche, tiefe Schlammweiher und Seen verwandelt. Die Trichterränder sind ja so steil und so schwammig nachgiebig, daß ein Mann sich ohne Hilfe überhaupt nicht mehr herausarbeiten kann. Die steile bröckelige Lehmwand des Trichters gibt stetig nach unter seinen Händen, und seine Füße sinken immer tiefer ein.

Diese Gewitternacht spendet Wasser und spendet auch den Schlamm, den gefürchteten Schlamm der Verdunfront. Der Durst ist gelöscht, aber in dieser Nacht geht der Tod um.

Als der Morgen graut, liegt die ganze Gegend unter bläulichem Nebel. Die Luft ist merklich abgekühlt, aber die Erde hält noch die Hitze der langen heißen Sommertage in sich, läßt das Wasser ziemlich schnell verdampfen. Man könnte schier an Gasschwaden glauben, so dicht steht hie und da der Nebel über dem Land.

Für die Beobachtungsflieger ist dieser Tag nicht besonders günstig, denn er verhindert jede Fernsicht. Zudem gehen bald wieder neue Regenschauer nieder. Ohne Unterbrechung regnet es ab Mittag, und es regnet die ganze folgende Nacht hindurch. Es regnet am 9. und am 10. Juli. Drei Tage lang ruht die Schlacht, erstickt unter knisternden Regenschauern. Alles erstirbt im gleichmäßigen grauen Regenmeer.

Inzwischen aber sind die langen Transportzüge mit Gasmunition ungehindert eingetroffen und werden am deutschen Eck, im Wald von Spincourt, dicht hinter Azannes, rasch entladen. Im Schutze des Regendunstes sollen die Granaten jetzt nach vorne gebracht werden.

Planmäßig gelingt auch dies Vorbringen der gefährlichen Munition, obwohl die Pferde oft bis zum Bauch, im Schlamm steckenbleiben. Am letzten Tag, am 10. Juli, sind die oft benutzten Anmarschwege zu den deutschen Batterien schon wieder so tief ausgefahren, daß die Munitionswagen nicht mehr durchkommen. Man spannt 12 Pferde vor jede Protze, und mit letzter Anstrengung gelingt es, die Geschoßunterstände mit den gefährlichen Grünkreuzgranaten zu füllen.

Es muß so sein, denn die Wetterbeobachter bei den Stäben haben für den 11. Juli einen Witterungsumschlag gemeldet. In der Nacht vom 10. auf den 11. Juli weht ein Wind, der günstiger kaum je vorkommen wird, kurzum, der ideale Wind für eine Gasbeschießung. Der Luftzug kommt aus Nordosten und bewegt sich, mit einer Geschwindigkeit von zwei bis drei Sekundenmetern, in südwestlicher Richtung. Er wird die Gaswelle aus deutschen Grünkreuzgranaten planmäßig in die gewünschte Richtung treiben, dazu noch in der idealen Geschwindigkeit. Hinzu kommt noch, daß die Gaswelle allen Berech-

nungen nach eine dichte Schicht bis etwa drei Meter über dem Erdboden bilden wird. Die Feuchtigkeit ist der Vergasung günstig. Zum Morgengrauen aber wird man gutes Wetter haben.

Das alles wissen die Stäbe, und deshalb beginnt kurz nach Mitternacht das deutsche Gasschießen. Man will unter allen Umständen die äußerst günstige Windrichtung ausnutzen, und sicher einen großen, einen ungeahnten Erfolg erzielen. Bis zum Morgengrauen verschießen die deutschen Batterien nicht weniger als 63000 Grünkreuzgranaten.

Drüben kann jetzt kein Mensch mehr leben, denn nach und nach schweigen die französischen Batterien. Langsam haben die deutschen Granaten alles Leben ausgelöscht. Es wird still im französischen Frontgürtel um Verdun. Die Truppe dort hinter den Hügeln und dampfenden Schluchten kann nur tot sein. So denken die Deutschen.

Aber die Wirklichkeit ist anders, denn die Poilus haben inzwischen eine neue Gasmaske bekommen. Sie schützt sogar vollkommen gegen das deutsche Grünkreuzgas. Offiziere und Mannschaften auf wichtigen Gefechtsstellen, Brennpunkten und Befehlsposten sind obendrein noch mit Sauerstoffgerät ausgerüstet und atmen unabhängig von der Außenluft, so daß ihnen das deutsche Grünkreuzgas erst recht nichts anhaben kann.

So, wie es die deutschen Metereologen vorgesehen

haben, zieht die Gaswolke giftig und tödlich dahin und würde jedes Leben auf der Erde und unter der Erde ersticken, wenn — ja, wenn die neue französische Gasmaske nicht wäre.

Beim ersten Licht der siegreichen Julisonne setzt das deutsche Gasschießen aus. Letzte Gasschwaden ziehen mit dem Bodennebel nach hinten, verteilen sich mit zwei bis drei Sekundenmetern in südöstlicher Richtung, verdünnen sich in den Wäldern und in der Maasniederung, werden ungefährlich. In diesem Augenblick verlassen die deutschen Sturmwellen ihre Ausgangsstellungen.

Und nun reißen die französischen Artilleristen ihre Gasmasken vom Gesicht, treten an die Geschütze, und werfen den Feldgrauen, die über Fleury hinweg, dann am Chapitre-Wald und gegen Souville stürmen, ein ungebrochenes Vernichtungsfeuer entgegen. Noch ehe der deutsche Angriff richtig zur Entladung kommt, liegen die Sturmregimenter mit schweren Verlusten in den Ausgangsstellungen.

Der Angriff der 103. Infanterie-Division im Chapitre-Wald scheitert vollständig. Auf die vorstürmende 1. Infanterie-Division im sogenannten Bergwald vereinigen die französischen Batterien ihr wütendes Vernichtungsfeuer. Dagegen gelingt es der 50. Infanterie-Division in die Tavannes-Schlucht vorzudringen und die „Batterie H“ zu erobern.

Im Dorf Fleury selbst halten sich noch französische Maschinengewehrnester. Erst der Einsatz mehrerer deutscher Flammenwerfer vernichtet hier die letzten Verteidiger und bringt die Trümmer des elenden Frontdorfes wieder restlos in deutsche Hand. Hier wirkt das bayrische Leibregiment.

Die Bayern dringen in wildem Sturmlauf weiter vor und gelangen erneut in das berühmte Grabengewirr „Filzlaus". Und wiederum bellen deutsche Maschinengewehre nach Verdun hinab. Und ihr Tacken ist für jeden Poilu die Aufpeitschung zum letzten Widerstand.

Der deutsche Angriff erreicht an diesem Tage den Rand des Laufée-Rückens mit dem Blick in die Tavannes-Schlucht. Aber unbesiegt droht noch die Feste Souville. Nur einem einzigen tollkühnen Stoßtrupp gelingt es, die Sperrfeuerzone zu unterlaufen und bis auf das Glacis des Forts zu gelangen.

Gegen Mittag schweigt das deutsche Artilleriefeuer. Über dem Schlachtfeld liegt drückende Schwüle. Die Luft zittert und bewegt sich in langgestreckten Hitzewellen, die jede Fernbeobachtung unmöglich machen. Rasch verdunstet das Wasser in den Granattrichtern. Wieder setzt die Plage des Durstes ein. Aber was bedeutet jetzt schon Durst oder Hunger! Was soll dies alles angesichts der Möglichkeiten, die sich jetzt der feldgrauen Front bieten!

Soweit das Auge reicht, ist vom Feind nichts

zu sehen. Der Weg nach Verdun ist frei. Aber es sind keine Reservetruppen da. Und zudem schweigt jetzt die deutsche Artillerie. Aber dennoch ist der Angriffswille der deutschen Soldaten ungebrochen.

Was soll das lange Warten? Morgen wird man nicht mehr diese schöne Gelegenheit finden, so ungestört und ungehindert nach Verdun hinabzumarschieren.

Mag Fort Souville im Rücken liegenbleiben, was schadet es! Wenn nur Verdun erreicht wird. Verdun, das große, klassische Ziel!

Schon überlegen einige kühne Unterführer, ob es jetzt nicht ratsam ist, auf eigene Faust loszugehen, an der Spitze dieser kampferprobten und kampfwilligen Truppe.

Nein, kein lustiger Übermut, nein, es ist der Wille, der todernste Wille, hier endlich Schluß zu machen, Schluß durch eine Mannestat. Und während sie noch überlegen und sich schon sammeln zum letzten Stoß, da kommt am frühen Nachmittag ein mündlicher Befehl. Er wird von Truppe zu Truppe durchgegeben, zugerufen. Und dieser Befehl lautet:

> „Strikte Defensive! Jeder Angriff hat nach Erhalt dieses Befehls sofort zu unterbleiben. Die Truppe schanzt sich in den gewonnenen Stellungen ein."

Das Ende! Der letzte Sprung gegen Verdun ist getan, der Angriffswille der deutschen Sturmtruppen

durch einen Befehl der Obersten Heeresleitung gelähmt.

Und wie zur Bekräftigung seines Befehls zieht noch am selben Tag General von Falkenhayn drei Flammenwerfer-Kompanien, mehrere Artillerie-Formationen und zahlreiches Gerät aus der Verdunfront. Zu spät erfährt die Oberste Heeresleitung den beispiellos kühnen Vorstoß der Leiber, die alles vor sich weggejagt haben, mit Spaten, Handgranaten, Knicker und Bajonett. Zu spät weiß man hinten, daß trotz stärkster Entblößung von Artillerie- und Pionierwaffen die deutsche Front auf dem rechten Maasufer vorangetragen wird, auf den Gewehrmündungen und Bajonettspitzen der Bayern.

Zu spät, zu spät — —!

Deutsche Tragik!

Oder vielleicht auch keine Tragik! Vielleicht genügt es General von Falkenhayn, noch einmal mit seiner Infanterie das Herz Frankreichs zusammengepreßt zu haben. Der deutsche Oberbefehlshaber will ja keine Eroberung, sondern Ausblutung.

Zu spät?

Frankreich atmet auf. General Pétain kommt diese Einstellung der deutschen Offensive gerade recht. Man hatte ihm nämlich vor wenigen Stunden erst eine furchtbare Nachricht gemeldet. Eins der französischen Eliteregimenter hatte den Befehl be-

kommen, die Bayern aus dem „Filzlausgraben" zu räuchern. Und siehe, als das Regiment in die Feuerzone kam, meldeten sich 50 vom Hundert aller Offiziere und Mannschaften plötzlich krank. Die Nerven der Poilus waren dieser zermürbenden Menschenmühle nicht mehr gewachsen. Niederschmetternd! Frankreichs Elitetruppe ist zermürbt! Ist das nicht doch ein Sieg der Ausblutungstheorie des deutschen Oberbefehlshabers? Heute melden sich die Poilus krank, morgen werden sie vielleicht offen meutern und den Dienst verweigern. Aber drüben bei den Deutschen weiß man hiervon nichts, denn auch bei ihnen rollt jetzt das Rad des Schicksals abwärts, immer rascher, immer rascher —

Die Schlacht erstickt.

Das Aussetzen der deutschen Angriffe bedeutet für die französische Heeresleitung eine große Erleichterung. Jetzt kann Nivelle planmäßig mit seinen Gegenstößen beginnen. Zuerst soll Verdun von der steten unmittelbaren Bedrohung befreit werden.

Am französischen Nationaltag, am 14. Juli, beginnt das Trommelfeuer. Und am folgenden Tag treten die Regimenter zum Sturm auf Fleury an. Aber das Trümmerdorf fällt nicht in französische Hand. Hier bricht der französische Angriff blutig

zusammen. Das wahnsinnige Feuer beider Artillerien verhindert das Loslösen der Infanterie. Und so bleiben Deutsche und Franzosen eng beisammen in Nahkampfstellung. Von Trichter zu Trichter setzt nun wieder ein furchtbarer, aufreibender Handgranatenkampf ein.

Tag für Tag diese unermüdlichen Nahkämpfe. Zwei, drei Soldaten kauern in jedem Trichter. Einer hält ständig Wacht und späht nach umherfliegenden Handgranaten. Jede hereingeschleuderte Handgranate wird herzhaft gepackt und wieder über den Trichterrand zurückgeworfen, ehe die fünfeinhalb Sekunden ihrer Zündungsdauer abgelaufen sind. Aber oft kommt dies Zufassen zu spät. Im auffahrenden Blitzstrahl brechen die Menschen in der Deckung des Trichters tot zusammen.

Und währenddessen geht ständig starker Gewitterregen nieder. Deutsche und Franzosen sind gleichmäßig unkenntlich in ihren lehmigen, verkrusteten Uniformen.

In diesen Tagen wird der deutschen Truppe erneut strenge Verteidigung befohlen; denn an der Ostfront sieht es schlecht aus. Die mit großen Mitteln in Bewegung gesetzte Offensive des Generals Brussilow bedroht jetzt schon die Grenze der Donaumonarchie. Deutsche Divisionen rollen ab, um im Osten den Russen im Sprung abzufangen. Und auch an der Somme holen jetzt die Alliierten zum ent-

scheidenden Schlag aus. Die Oberste Heeresleitung zieht bewährte Sturmregimenter aus der Verdunfront. Ermüdete, erschöpfte Soldaten sind's, die nach dem Wettlauf mit dem Tode und den Granaten, von Fleury aus, durch Schluchten und über das kilometerlange Trichterfeld, in den Sammelstellen am „Deutschen Eck" eintreffen. Hier stehen schon die Transportzüge bereit.

Ohne Aufenthalt wird Bataillon um Bataillon verladen. Endlich, im Rattern der Züge, können die ermatteten Männer wieder ruhig schlafen. Sie fragen nicht, wohin es geht, ob man sie in die sichere Etappe schickt, zum Ausruhen in richtigen Häusern, vielleicht gar noch in Betten, oder ob ein neuer Befehl sie an anderer Stelle in den Hexenkessel wirft. Sie haben Gehorsam gelernt, die deutschen Soldaten, und stellen keine Frage.

Und dann, nach zwölfstündiger Fahrt im holprigen Transportzug, bläst der Hornist das Signal zum Aussteigen. Vorne, zwei Marschstunden nur gegen Süden, brodelt die Sommeschlacht. Aus der Hölle von Verdun in die Hölle an der Somme . . . So ist das Schicksal des deutschen Soldaten in diesen kritischen Tagen der zweiten Julihälfte 1916.

Und derweil greifen die Franzosen ohne Unterbrechung an. Die M-Räume bei Fleury gehen verloren. Auf der „kalten Erde" brechen die Franzosen in die von uns mühsam eroberte Doppel-

batterie A ein. Und dann fällt das I-Werk 358 wieder in Feindeshand. Und auch Werk Thiaumont ist bald deutsch, bald französisch. Den Franzosen gelingt es schließlich, selbst in Fleury ein starkes Maschinengewehrnest zurückzulassen. Ein deutscher Gegenangriff am 24. Juli zerschellt hier vor den bellenden Mündungen.

Währenddessen gehen Gerüchte um und wissen angeblich von einer neuen Offensive gegen die deutsche Champagnefront. Um das Maß voll zu machen, droht Rumänien mit der schon seit geraumer Zeit erwarteten Kriegserklärung. Und im Mittelpunkt dieser wildgewordenen Welt, während ringsum alles zusammenbricht, erfüllt die feldgraue Front eisern ihre Pflicht.

Nicht weniger als dreiundzwanzigmal wird das Werk Thiaumont verloren und wieder zurückerobert. Dreizehnmal in dieser Julihälfte dringen die Franzosen in Fleury ein und überschwemmen die Trümmerstätte mit ihren Sturmregimentern. Und dreizehnmal schreiten die Deutschen zum Gegenstoß und nehmen das Dorf zurück, manchmal bis auf kleine Teile, manchmal auch wieder ganz. Es ist eine unerhörte Summe von Opfern und Heldentum auf diesem engen Raum der vorgeschobenen deutschen Verdun-Front.

Aber siehe! Der deutsche Angriffsgeist gewinnt auch hier wieder die Oberhand. Man hat erkannt, daß es keinen Sinn hat, die Regimenter in den

Trichterstellungen unnütz verbluten zu lassen. Jedes Opfer wirkt wie ein Schlag ins Wasser, wenn es seinen Sinn verliert.

Die Ausblutungstheorie Falkenhayns kann nicht verwirklicht werden, wenn die deutschen Truppen nur in der Verteidigung bleiben und ihrerseits die ganze Wucht des französischen Trommelfeuers ertragen. Eine genaue Statistik hat ergeben, daß es weniger verlustreich ist, die Truppen angreifen zu lassen. Nichts ist zermürbender als dieses Warten, als dieses tagelange Ausharren im Eisenhagel — dann schon lieber die Vorwärtsbewegung, wenige Minuten der Selbstüberwindung und der Zusammenballung aller Kraft und allen Mutes!

Aus diesen Erwägungen heraus wird am 1. August das 18. Reserve-Korps noch einmal gegen die Souville-Nase geschickt. Neben ihm greift die 50. Infanterie-Division an und kommt zuerst gut vorwärts. Aber aus der Gegend von La Laufée bricht nun ein französischer Gegenstoß den Stürmern in die Flanke, und aus der Gegend von Tavannes, wo sich ein Tunnel mit mehr als einer Division französischer Reservetruppen befindet, macht sich in diesem Augenblick gleichzeitig die Absicht eines Gegenstoßes bemerkbar. So bleibt denn der deutsche Vorstoß schon nach kurzer Zeit im Trichterfeld stecken.

Am 2. August beginnt ein neuer französischer

Angriff zwischen La Laufée und Pfefferrücken, mit dem Ziel, das Thiaumont-Werk endgültig zu erobern. Die Deutschen verlieren für kurze Zeit diesen wichtigen Stützpunkt. Im Laufe der nächsten Tage gehen sogar Dorf und Ferme Thiaumont verloren. Beide Punkte kommen jedoch am 6. August wieder in deutsche Hand. Ohne Unterbrechung greifen nun die Franzosen an. Am 8. August zerschellen ihre Angriffe vor der Front der 50. Infanterie-Division, die in diesen Tagen nicht weniger als elf große Angriffe abzuwehren hat. Tag und Nacht will das Trommelfeuer nicht mehr abbrechen. Am 17. August befiehlt Pétain einen erneuten Angriff gegen die Front Chapitre-Wald—Fleury. Teile des Dorfes Fleury bleiben diesmal wieder in französischer Hand. Man könnte so seitenlang noch fortfahren und vom zähen Kampfeswillen und dem stillen Heldentum hüben und drüben erzählen. Bei den Deutschen der stete, ungebrochene Drang zum Angriff, bei den Franzosen die hartnäckige Abwehr, die sich nicht nur in der duldenden Verteidigung gefällt, sondern auch im wilden Gegenstoß.

Hier um Fleury und um das Thiaumont-Werk gibt es keinen Geviertmeter Boden ohne Leichen. Die Hitze der Hundstage hat eingesetzt. Was Menschen hier auszuhalten haben, ist fürchterlich. Bei den französischen Regimentern werden Knoblauchstücke an die Soldaten verteilt. Diese Stücke stecken sich die

Poilus in die Nasenlöcher, um Gestank und Leichenbrodem in den vordersten Linien nicht riechen zu müssen.

Auf deutscher Seite duldet und leidet man heldenhaft. Jedes Schanzen ist einfach unmöglich; denn mit jedem Spatenstich in die harte ausgetrocknete Erde legt man Leichen oder Teile von verschütteten Leichen frei. Die Truppe leidet entsetzlich unter dem Durst, mehr noch als unter Hunger. Die Trägerzüge schaffen Abend für Abend, Nacht für Nacht Mineralwasserflaschen in die vordersten Linien, aber was sind diese geringen Mengen Flüssigkeit für den Durst der vielen!

Die Trägersoldaten müssen gleichzeitig große Lasten Chlorkalk mitbringen, um hier vorne in den Trichtern den Leichengeruch einzudämmen. Nur mit verschwenderischer Anwendung von Chlorkalk läßt sich das Atmen überhaupt noch ertragen. So vergeht der Monat August in aufreibenden Einzelkämpfen, die blutiger und heldenhafter sind als jede klassische Schlacht des Altertums.

Wird es möglich sein, beim Eintreten der kalten Herbstregen diese Stellungen hier zu halten? Wie wird sich dann der Nachschub durchführen lassen? Schwere Sorgen umwölken die Gedanken der deutschen Heeresleitung.

Und da bricht am 28. August der Krieg in Rumänien aus. Nun wird General von Falkenhayn

von seinem Posten abgerufen und an die Front gegen Rumänien geschickt. Damit bricht der Oberste Kriegsherr mit den Ansichten und der Kriegführung Falkenhayns. Die Ausblutungsschlacht um Verdun soll an diesem Tage ihr Ende erreichen. So will es wenigstens die Oberste Heeresleitung. Aber die Menschenmühle dreht sich weiter, immer weiter, mahlt und läßt sich nicht von heute auf morgen stilllegen. Die Schlacht ist den Händen ihrer Väter entglitten und lebt und gehorcht nicht mehr. Die Schlacht um Verdun ist ein Titan, der sich austoben will und austoben muß, solange noch ein Tropfen Blut in den Adern rinnt. Der Kampf geht weiter! Verdun spielt mit den Menschen!

Am 2. September befiehlt die deutsche Oberste Heeresleitung die Einstellung der Angriffe auf Verdun. Niemals soll, das ist der Wille der Führung, ein bewaffneter Deutscher die Stadt Verdun betreten. Die gewonnene Linie soll als Dauerstellung ausgebaut werden. Man hat jetzt andere Kriegsziele und will dafür jede Patrone, jede Handgranate aufsparen. Schon früher hatte die Oberste Heeresleitung ähnliche Befehle herausgegeben, aber nie ist es zum Stillstand der Kämpfe gekommen. Und so wird es auch diesmal keine Ruhe geben; denn das überlegene feindliche Artilleriefeuer hält an und steigert sich von Tag zu Tag.

Das unübersichtliche Gelände der französischen Hinterfront gestattet General Pétain, seine Reserven dicht hinter die vorderste Kampflinie zu legen. Aber die deutschen Reserven müssen weit rückwärts bleiben in Schluchten und in den halbzertrümmerten Werken der zerstörten Wälder.

Inzwischen wird die deutsche Artilleriekraft noch weiter geschwächt durch Abgabe zahlreicher Batterien für andere Kriegsschauplätze. Fieberhaft bauen die Deutschen nun ihre Stellungen aus, so, wie es der Befehl vom 2. September will.

Das Heranschaffen von Stollenbrettern und sonstigem Material geht nur langsam vor sich. Statt ihre Ruhezeit in der Etappe oder zumindest in den Waldlagern am „Deutschen Eck“ zu verbringen, müssen die Fronttruppen jede Nacht Trägerdienste leisten, müssen Stollenbretter und Stacheldrahtrollen nach vorne bringen. Dabei ist die Verpflegung inzwischen auf ein Mindestmaß herabgesunken. Und dennoch zerschellen alle französischen Gegenstöße an den erst knapp ausgebauten deutschen Linien.

Die Poilus sind bald todmatt. Auch ihre Kräfte schwinden im steten Angriff gegen die harte deutsche Linie. Zudem tritt am 4. September ein Ereignis ein, das jede Kampflust auf französischer Seite stark herabmindert. Bei Tavannes befindet sich ein langer Tunnel, in dem eine ganze Division schußsicher untergebracht werden kann. Dies Massen-

quartier für französische Reservetruppen ist der deutschen Heeresleitung längst bekannt. Immer wieder versuchten die Batterieführer das gut versteckte Ziel der Tunneleingänge zu erreichen. Und endlich, am frühen Morgen des 4. September, schlägt ein deutscher Mörserschuß in den Tunneleingang, trifft just ein Handgranatendepot.

Eine entsetzliche Entzündung durchschüttert den Hohlraum. Hunderte von Soldaten werden getötet. Eine wilde Panik entsteht. Man glaubt an einen Durchbruch der Deutschen. Es entspinnen sich Kämpfe um die Tunnelausgänge. Als der Tag graut, liegen 650 tote Franzosen im Tunnel und vor beiden Eingängen. Genau wie damals, vier Monate früher im Douaumont, auf deutscher Seite. Der Tod um Verdun fragt nicht nach Uniform und Nationalität. Nein, der Tod um Verdun schreitet still und rasch und mäht — —

Die Deutsche Oberste Heeresleitung weiß genau, daß eine größere Entscheidung bei Verdun nicht mehr erstrebt werden kann. Nochmals wird am 10. September strengste Defensive befohlen. Die Front wird gleichzeitig so geschwächt, wie dies die taktische Lage erträglich scheinen läßt. Aber der deutsche Soldat versteht nicht, warum er nun untätig liegen soll, einem langsamen, aber sicheren Rückzug vor überlegenen Kräften preisgegeben. Warum soll er das mit so viel Blut und so viel Opfern gewonnene Gelände

nach und nach wieder aufgeben? Manchmal wundert sich der deutsche Soldat. Er versteht nichts mehr, aber er gehorcht. Er bleibt, kämpft und stirbt!

Die letzten Tage von Douaumont und Vaux.

Und nun ist der Monat Oktober ins Land gekommen. Die Tage sind schon kalt und kurz. Der Leichenbrodem weht nicht mehr so unerträglich, und auch der Durst, dieser fürchterliche Durst in den Trichtern um Verdun, hat nachgelassen. Das Trommelfeuer der Franzosen rollt schon wieder unvermindert. Die Infanterieangriffe sind zwar selten geworden, aber es bereitet sich etwas Gewaltiges vor. Es liegt etwas in der Luft. Das spürt jeder Frontsoldat. Was kann es sein? Eine große französische Offensive?

Die Franzosen haben inzwischen ihre Verluste bis zum 31. August gezählt, und auch die Deutschen haben zusammengerechnet. Und siehe! Auf deutscher Seite sind vom Beginn der Schlacht bis zum 1. September 281 333 Mann außer Gefecht gesetzt worden, während die Franzosen im gleichen Zeitraum 315 000 Mann verloren haben. Das heißt, die Ausblutung, wie sie General von Falkenhayn gewollt hat, ist da, aber nicht in günstigem Prozentsatz. Der Feldherr hatte zu Beginn der Schlacht mit drei gefallenen Franzosen für einen gefallenen Deutschen gerechnet.

Und nun fühlt sich General Pétain noch stark genug zum großen Schlag, der Frankreich wieder in den Besitz des heiß umstrittenen Trichterfeldes setzen soll.

Im Quartier von Souville beraten die Väter dieses Angriffs seit Mitte September. Da ist zuerst General Pétain, der Oberbefehlshaber an dieser wichtigen Front, am Herzen Frankreichs, dann der ehrgeizige General Nivelle, der zum Posten des Oberkommandierenden strebt und der Vertreter einer rücksichtslosen Angriffstaktik ist, und dann der berüchtigte General Mangin, der alte Troupier und Kolonialsoldat. Die Rückeroberung des Schlachtfeldes um Verdun, die Wiedergewinnung der verlorenen Festungswerke wird für ihn die Krönung einer beispiellos glücklichen militärischen Laufbahn sein.

Er braucht mit Blut nicht zu sparen; denn ihm unterstehen die Regimenter der Senegal-Neger und der sonstigen farbigen Franzosen. Er wird sein uniformiertes Menschenvieh rücksichtslos auf die Deutschen hetzen dürfen. Er wird die Schwarzen erbarmungslos vor die deutschen Maschinengewehre jagen können, ohne daß man ihn deswegen in der Kammer anklagt. Das weiß er. Jeder vorstürmende schwarze Soldat ersetzt einen weißen Franzosen und rettet einem Sohne Frankreichs das Leben. Jede Kugel, die einen Schwarzen zerfetzt und durchbohrt, ist unschädlich für einen weißen Franzosen.

Die Kolonialregimenter des Generals Mangin tragen an ihren Fahnen die höchsten Auszeichnungen der Republik. Denn sie haben bisher höchsten Blutzoll gegeben. Es ist unter ihnen ein grausamer Wettbewerb, ein Prunken mit den höchsten Verlustziffern. Diese Regimenter der Senegal- und Somali-Neger, der Araber und Marokkaner stehen bereit im befestigten Lager von Verdun.

Währenddessen wird im Armee-Oberkommando der V. Armee der Plan einer Rückverlegung der deutschen Front erwogen. Soll man nicht den Franzosen einfach ausweichen und sie in das weglose Trichterfeld zwingen? Der deutsche Kronprinz vertritt diesen vernünftigen und taktisch einzig richtigen Standpunkt, aber er dringt mit seiner Ansicht nicht durch. Und trotzdem erweist sich nur wenige Monate später die Taktik eines solchen Rückzuges vor einem gegnerischen Angriff als vollkommen richtig. Der Feldmarschall bekennt sich dazu und führt ihn durch, im Frühjahr 1917.

Eine Rückverlegung der deutschen Linien, etwa bis zum Ausgangspunkt der Schlacht, hätte den ganzen französischen Aufmarschplan der drei angriffslustigen Generale im Rathaus von Souilly über den Haufen geworfen und den Rücken der deutschen Front gestärkt. Hinter sich hätte dann die deutsche Linie wieder ihre festen Stellungen gefunden, ihre

sicheren Unterstände, ihre tiefen Wälder, ihre gedeckten Anmarschwege, kurzum alles so, wie es vor dem 21. Februar war. Und der Franzose hätte, um die Verbindung mit den Deutschen zu halten, unter unsäglicher Mühe jeden Tropfen Wasser, jede Granate, jede Patrone in kilometerlangen Anmärschen über das versumpfte und verschlammte Trichterfeld vorschleppen müssen. Ein rechtzeitiges Aufgeben dieser Trichteröden hätte der deutschen Armee viel kostbares Blut erspart.

Doch der weise Plan des Kronprinzen wird nicht ausgeführt, und so beginnt am 23. Oktober 1916 das französische Wirkungsschießen auf die deutschen Stellungen, die hinter dem Dorf Fleury und vor dem Zwischenwerk Thiaumont entlang laufen, dann das Südende des Chapitre-Waldes streifen, über die Souville-Nase durch den Bergwald bis zum Rande der Tavannes-Schlucht gehen, von dort zur „Hohen Batterie" von Damloup und am Dorf Damloup vorbei in die Woëvre-Ebene versickern.

In dies französische Trommeln am Morgen des 23. Oktober mischt sich hin und wieder ein neuer Ton. Zwischen dem helleren Bellen der mittleren und leichteren Granaten ist deutlich ein schweres, tiefes Brummen zu hören. Die Franzosen beschießen mit einem neuen Mörser von 40-Zentimeter-Kaliber das Fort Douaumont. Jede Granate sitzt und durchschlägt den Sargdeckel und hämmert die Kasematte ein.

Währenddessen ist die deutsche Artillerie so gut wie niedergekämpft; denn ihr Schießen dröhnt nur noch schwach und weit entfernt. Die ganze Nacht über dauert das französische Vernichtungsfeuer. Gegen Abend, am 23. Oktober, erhält Fort Douaumont zwei weitere Treffer aus dem französischen Riesenmörser. Ein Schuß durchschlägt die Panzerdecke und dringt tief durch das Mauerwerk bis ins Lazarett. Und hier krepiert das Riesengeschoß.

Alle hier liegenden deutschen Verwundeten sowie einige französische Gefangene werden getötet; zerfetzt werden auch zwei deutsche Ärzte und mehrere Sanitätssoldaten. Noch bebt und zittert alles unter dem furchtbaren Eindruck dieses Massensterbens in der Lazarett-Kasematte, da heult es schon wieder herbei. Eine weitere Granate wühlt sich in das Pionierdepot. Eine halbe Pionier-Kompanie, die hier mit dem Herrichten von geballten Ladungen zur bevorstehenden Verteidigung des Forts beschäftigt ist, wird mit einem Schlag vernichtet.

Ladungen zünden. Mehrere Kisten mit Leichtmunition geraten in Brand. Stoßweise verzischen die Magnesium-Leuchtkugeln und entwickeln giftige Dämpfe. Die ganze Feste gleicht einer brodelnden Hölle. Dichte Schwaden aus Gas und Qualm dringen in Gänge und Kasematten und verursachen bei der Besatzung Übelkeit und Erbrechen. Ungehemmt breitet sich das Feuer aus.

Hauptmann Soltau vom Infanterie-Regiment 84 befiehlt sofort planmäßige Löscharbeiten. Man will wenigstens das Feuer auf seinen Herd beschränken. Decken, Uniformstücke und Sturmgepäck werden in die Flammen geworfen in der Hoffnung, sie zu ersticken. Selbst das kostbare und von den Trägern mit Mühe und Gefahr herbeigeholte Mineralwasser wird als Löschmittel in den Brandherd geschüttet. Doch das Feuer frißt sich weiter. Jetzt hat es schon die Stapel trockener Stollenbretter erreicht.

Lichterloh flammt und knistert der Brand, und jenseits der Bretter liegen 7000 Schuß Artilleriemunition, ein Überbleibsel aus der französischen Zeit. Wenn diese Munitionsmenge in die Luft geht, ist alles verloren. Eine sofortige Räumung der Feste ist die einzige Rettung für diese Männer hier.

Mit Aufbietung ihrer letzten Kraft und ihres letzten Opfermutes arbeiten die Vierundachtziger und einige Pioniere an der Eindämmung des Brandes. Draußen im Kehlgraben füllen sie rasch Sandsäcke. Eine lange Reihe wird gebildet. Von Hand zu Hand fliegen die vollen Sandsäcke, werden in die Flammen geworfen. Möglichst weit in die Flammen hinein! Die fast schon sichere Explosion soll noch um Viertelstunden verhindert werden. Es kommt nur darauf an, zwischen den brennenden Stollenbrettern und der Artilleriemunition einen Wall aus Sandsäcken aufzurichten. Und siehe, die tapfere Auf-

opferung der Fortbesatzung arbeitet nicht vergebens. Es gelingt ihr auch, den Brand einigermaßen einzudämmen. Aber die Gasentwicklung ist zu stark. Aus allen Ritzen und Luftschächten der Feste quellen dichte Schwaden. Der Sargdeckel qualmt wie ein Vulkan. Beim Morgengrauen verläßt Hauptmann Soltau mit den letzten deutschen Infanteristen und Pionieren das schwelende und dampfende Fort Douaumont, während die schweren Mörsergeschosse immer noch unerbittlich auf den Höhenrücken hämmern.

Fast eine Stunde lang steht die Panzerfeste Douaumont verlassen. Aus allen Luftschächten wirbeln dunkle, giftige Wolken. Wird jetzt die Entzündung folgen?

In diesem Augenblick naht, unter Führung des Hauptmanns Prollius vom Feldartillerie-Reg. 108, ein kleiner Trupp Versprengter. Das rasende französische Feuer hat diese Männer aus ihren zerfetzten Stellungen verjagt. Sie eilen herbei und suchen nun Anschluß und Schutz in der Panzerfeste. Dringen in die ihnen gut bekannten Gänge und Kasematten, aber sie finden niemand mehr. Hie und da brennen noch ganz tief einige Lichter, ein Zeichen, daß man soeben oder wenigstens erst vor kurzer Zeit das Fort verlassen hat.

Wo sind die Verteidiger hingekommen? Warum haben sie die Feste geräumt?

Es muß ein letzter Versuch gemacht werden, das Fort wieder in Besitz zu nehmen. Vielleicht ist den Deutschen das Glück noch einmal hold. Womöglich hat sich das Feuer im Innern des Forts ausgetobt. Kann aber auch sein, daß die Explosion in Minuten oder Sekunden Himmel und Erde durchschüttern wird, den deutschen Offizier und die paar Feldgrauen hinter ihm zu Staub zermalmend. Einerlei, um den Douaumont muß das Letzte gewagt werden.

Hauptmann Prollius dringt durch die Wand aus Nebel, Gas und Geschoßqualm. Gelangt mit seinen Soldaten ungehindert in die Feste. Es ist noch alles wie vor einer Stunde, da man den Douaumont wegen höchster Explosionsgefahr räumen mußte. Nur hat inzwischen die Vergasung der Gänge und Kasematten etwas nachgelassen. Man kann sogar wieder ohne Gasmaske atmen. Hie und da brennen noch einige Lichter.

In diesem Augenblick keuchen einige Versprengte daher. Es sind Soldaten aus verschiedenen Truppenteilen, Musketiere, Kanoniere und Funker. Hauptmann Prollius überblickt die nun etwas angewachsene Schar seiner Letzten. Mehrere Verwundete sind dabei. Sie wollten im Fort noch rasch Schutz und Labung suchen. Gut, sie sollen mit Meldungen ins Hinterland gehen und berichten, daß der Douaumont wieder einmal gerettet ist und daß der gefährliche Brand neben den Munitionsstapeln nur noch schwach

glimmt. Sie sollen bei den Befehlsstellen erzählen, wie es jetzt im Fort aussieht. Während sich die Meldegänger nach hinten durcharbeiten, überzählt Hauptmann Prollius seine zurückbleibende Streitkraft. Außer ihm sind noch drei Offiziere und 24 Mann da. Die Gefechtsstärke dieser kleinen, zusammengewürfelten Truppe ist gering. Maschinengewehre und brauchbare Handgranaten sind nicht vorhanden. Immerhin, die kleine Schar steht da und vertraut auf ihren guten Stern. Bald werden ja die Verwundeten mit den Meldungen hinten bei den Stäben sein, und dann werden die Kameraden anrücken und den Douaumont wieder eisern in Besitz nehmen.

Inzwischen stehen die vier Offiziere und 24 Mann auf ihrem Posten. Sie bewachen die Haupteingänge der riesengroßen Feste. Unmöglich, auch noch die vielen Nebeneingänge und besonders die Einschlagstellen der schweren Mörsergeschosse zu beaufsichtigen. Welchen Weg wird der Feind wählen, bei seinem Angriff? Was wird sein? Werden die Kameraden rechtzeitig zur Verstärkung eintreffen? Besteht bei der deutschen Heeresleitung überhaupt noch die Absicht, den Douaumont zu halten?

Während die 28 Deutschen stehen und irgendeine Entscheidung herbeisehnen, rollen überlegene Feindkräfte die letzten Infanteriegräben südlich der Feste auf. Noch eine Weile, und der Stahlwirbel französischer Granaten tanzt über den Sargdeckel hinweg

und überbraust das Gelände nördlich vom Douaumont. Jede Aussicht auf Entsatz schwindet. Unmöglich, diesen Vorhang aus Tod und Verderben zu unterlaufen. Nie wird ein Feldgrauer von hinten den Weg zum Fort finden. Und die achtundzwanzig?

Sie machen sich fertig zum Kampf, diese 28 Letzten vom Douaumont. Es wird ein kurzer, ungleicher Kampf sein, denn von drüben nahen die frischen, ausgeruhten und glänzend bewaffneten Bataillone französischer Kolonial-Infanterie. Im Schutze des Nebels sind sie plötzlich da. Ihre erdbraunen Sturmwellen überklettern den Sargdeckel und tasten sich gegen die Eingänge vor. Und da bellen die deutschen Gewehre. Aber französische Handgranaten, von oben in die Zugänge geworfen, treiben die Feldgrauen immer wieder in das Innere der Feste zurück.

Stunde um Stunde dieses ungleiche Gefecht. Der Nebel lichtet sich. Gegen Abend, das merkt man an den Vorbereitungen, werden die Franzosen zum großen und letzten Sturm auf das Fort antreten. Immer mehr schwindet für die Deutschen jede Hoffnung auf Entsatz. Erste Abendnebel ziehen schon träge dahin. Da beschließt Hauptmann Prollius, den aussichtslosen Kampf abzubrechen. Er beordert alle Posten zurück in die Kasematten. Leer und verlassen stehen Eingänge und Barrikaden. Jetzt müssen die Franzosen kommen, jetzt — — —!

Aber die Franzosen kommen nicht. Sie vermuten

sicher starke Streitkräfte im Fort. Sie warten auf den Abend, um mit der Feste fertig zu werden. Und nun faßt Hauptmann Prollius einen Plan. Vielleicht ist noch ein Durchbruch nach rückwärts möglich. Ja, das wäre eine Lösung, das wäre die Rettung. Er nimmt einen seiner Offiziere mit und will über die Trichterwüste des Kehlgrabens kriechen, da bricht urplötzlich die französische Infanterie vor. Die Masse der schreienden und siegestrunkenen Menschen drängt sich durch alle Lücken und über alle Barrikaden hinweg. Die 28 letzten Deutschen im Fort strecken die Waffen.

Beendet der Kampf um den hochragenden Sargdeckel. Das Schicksal des Douaumont ist erfüllt. Acht Monate lang war dieser Berg Mittelpunkt des Duldens und des heldenhaften Ausharrens. Nie ist auf dem Boden einer Feste so viel Blut geflossen wie hier. Im Augenblick, da man die 28 Deutschen, die letzten Verteidiger der Feste, gen Fleury in Gefangenschaft abführt, erlischt im Innern der Feste der allerletzte Brandherd.

Verdun hat sich verblutet.

Beim Armee-Oberkommando geistert der Plan einer Rückeroberung des Douaumont, weil die französische Heeresleitung diesen Sieg über die Panzerfeste geschickt als Propaganda auszunutzen

versteht. Die Vereinigten Staaten von Amerika sollen die Überzeugung gewinnen, daß auf seiten der Alliierten ungeheure Siegesmöglichkeiten bestehen. Aber trotz dieser Erwägungen unterbleibt der deutsche Angriff. Er würde nur unerhörte Opfer kosten und die Ziffer der deutschen Ausblutung in unverantwortlicher Weise erhöhen.

Die französische Artillerie und die französischen Flieger beherrschen unbestritten das Feld. Für die Deutschen im Fort Vaux wird jetzt die Lage gleichfalls unhaltbar. Dorf Douaumont ist wieder in französischen Händen. Mit seinen Maschinengewehren beherrscht der Gegner das ganze Vaux-Tal und bedroht ständig die Hinterfront der Panzerfeste. Deshalb wird beschlossen, die deutsche Front an dieser Stelle freiwillig und kampflos zurückzunehmen.

In der dunklen und kalten Nebelnacht zum 1. November 1916 verlassen die letzten deutschen Soldaten die mit so viel Blutopfern erkaufte und verteidigte Panzerfeste Vaux. Es ist ein schwerer Entschluß, aber es muß sein. Warum weiterhin dies unnütze Anklammern am Trümmerhaufen, der sich auf die Dauer doch nicht halten läßt! Still und verlassen liegt das Fort. Ratten sind die einzigen Lebewesen in Kasematten und Gängen.

Die Franzosen stoßen nicht nach. Zwei Tage lang fast liegt die Feste tot und leer. Und erst am Nachmittag des Allerseelentages, als just die Nebel

dicht hochsteigen und alles verschleiern, fühlt eine französische Offiziers-Patrouille gegen den Kehlgraben vor.

Sie gelangt hinein, ohne Widerstand. Vorsichtig, mit entsicherten Handgranaten, dringen die Franzosen in die Gänge. Alles leer und verlassen. Alles geräumt. — Einsam und unheimlich der Bauch der Panzerfeste. Vorsichtig durchsuchen die Franzosen alle Kasematten. Ihre Taschenlampen blitzen hierhin und dorthin, beleuchten die von Handgranatenexplosionen und Flammenwerferqualm geschwärzten Wände.

Hin und wieder gilt es, eingestürzte Gänge zu überklettern oder zertrümmerte Kasemattendecken zu überwinden. Nirgendwo ein lebender Deutscher. Es riecht überall herb nach scharfen Medikamenten, nach Verbandzeug und Desinfektionsmitteln, ein Brodem von Krieg und Wunden. Und es ist, als geisterten die Seelen all dieser Toten durch die Gänge.

Die vordringenden Franzosen überläuft es eisigkalt, als sie in die Kapellen-Kasematte kommen; denn dort, ganz hell und weiß, steht ein Kreuz vor dem Altar. Es ist immer noch das Grabkreuz des Kommandanten Major Raynal mit der Inschrift: „Gefallen am 9. März 1916."

General Mangin gibt sich mit dem Erreichten nicht zufrieden. Seine Schwarzen haben Blut ge-

leckt. Die Menschenbestie verlangt neue Opfer und soll sie haben.

Inzwischen schanzt sich die deutsche Truppe weiter rückwärts ein. Im Frühjahr soll die Front hier planmäßig zurückgenommen werden. Aber der Angriffswille des grimmen Mangin durchkreuzt diesen deutschen Gefechtsplan. Nach längerer Ruhepause greifen die Franzosen Mitte Dezember erneut an und drängen die deutschen Truppen unter schwersten Verlusten bis in den Fosses- und Chaume-Wald zurück. Die Ausgangsstellungen von Februar 1916 sind fast erreicht. In Frankreich läuten die Siegesglocken. Genug, die Schlacht scheint für Frankreich gewonnen. Und deshalb befiehlt auch Pétain den Abbruch aller Unternehmungen und Kämpfe im Abschnitt Verdun. Genug! Die Schlacht muß endlich aufhören! Genug, genug!

Die Festung an der Maas, Verdun, das Herz Frankreichs, ist aus der Bedrohung und aus der feldgrauen Umklammerung befreit. Verdun, die „Heilige Stadt", wird feierlich durch den Präsidenten der Republik mit dem Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet. In aller Welt klingt der Name Verdun und macht Stimmung gegen die deutsche Armee. Verdun wird das Symbol für eine große deutsche Niederlage.

Und doch ist's keine Niederlage für die deutschen Waffen, hier um Verdun, weil die Ausblutungs-

schlacht gelang. Beendet das „Unternehmen Gericht"! Ein grausames Gericht war's, und grausam für beide Gegner.

In der Zeit vom 1. September bis zum 20. Dezember 1916, das heißt zum Tage, an dem Pétain die Offensive abbläst, haben die Deutschen 52498 Mann verloren, die Franzosen dagegen nur 47000 Mann eingebüßt. Die Menschenmühle an der Maas mahlte und mahlte, aber sie zermalmte die deutsche Kraft.

Vier Tage vor Weihnachten 1916 verläßt der deutsche Soldat das blutige Schlachtfeld um Verdun. Der heldenhafte Kampf ist vorbei. Und ohne zu verstehen und mit seinem bitteren Schicksal hadernd, schreitet der Feldgraue dahin gen Norden, fast bis zum Ausgangspunkt dieser heldenhaften Stürme seit dem 21. Februar. Er weiß nicht, warum er jetzt zurück soll und warum dies alles vergebens war. Er hat die Ausblutungstheorie dieser Schlacht nicht begriffen, er will auch gar nicht daran glauben. Ihm ist das Ziel, die Stadt Verdun, aus der Hand geglitten. Groß ist dieser Schmerz und beispiellos.

Langsam schreitet der deutsche Soldat zurück, in die Ausgangsstellungen. Neben ihm, unsichtbar, ziehen die toten Brüder. Sie begleiten ihn bis an den Rand des Trichterfeldes und kehren dann um und legen sich nieder zur letzten Ruhe. Leise rieselt der Schnee, und es ist genau wie zu Beginn der

Schlacht. Und der hohle Blick der Toten geht den davonziehenden Kameraden nach und der fernen Heimat zu, die irgendwo hinter der winterlichen Nebelwand liegt, und bleiche Lippen formen:

„Vergeßt uns Verdun-Kämpfer nicht!"

Erst im Sommer 1917 soll vor Verdun eine neue Ablenkungsoffensive losbrechen. Die Franzosen zeigen diesmal den festen Willen, ihren Gegner von den letzten Höhen herabzuwerfen und den Vormarsch in das Erzbecken Briey anzutreten. Mit Verzweiflung klammern sich die ausgebluteten deutschen Divisionen an die zerfetzten Wälder, an den Chaume-Wald, an den Fosses-Wald, an die Vaux-Kreuz-Höhe.

Noch einmal mahlt die Menschenmühle an der Maas und zerfleischt Deutsche und Franzosen.

Und dann tritt Ruhe ein.

Verdun wird ein schlafender Frontabschnitt. Höchstens, daß auf der Flanke, auf der Combres-Höhe, hin und wieder das Minenfeuer auflebt.

Aber vom „Toten Mann" bis hinüber an den Rand der Woëvre-Ebene ist's durch Monate und Monate die Stille des Grabes. Die Toten um Verdun ruhen. Bis dann, im September 1918, frische amerikanische Truppen diese todmüde Front überrennen und zum letzten Mal den Namen Verdun in die lange Liste der Heeresberichte bringen.

Dann nichts mehr.

Einsam liegt das gewaltigste und blutigste Schlachtfeld aller Zeiten. Noch nie haben tapfere Heere so lange, so verbissen und so verlustreich auf gleichem Raum gekämpft.

Im Frühjahr 1919 schreiten blasse, müde Männer über das weit und breite Trichterfeld. Sie tragen Bahren und Säcke mit Chlorkalk. Kriegsgefangene sind's, bei der Bergungsarbeit der Gefallenen, die meist seit 1916 hier unbeerdigt liegen. Die blassen Gefangenen arbeiten schweigsam. Nur hin und wieder spricht einer kurz und leidenschaftslos, wenn er die ehemalige Sturmstellung seiner Kompanie irgendwo zu erkennen glaubt. Und die Poilus der Bewachung sind ganz still und hetzen nicht zur Arbeit; auch sie haben hier gekämpft und sehnen sich jetzt nach Frieden.

Plötzlich halten sie alle inne, Deutsche und Franzosen, schauen in den durchsonnten Himmel und in die weißgelben, lichten Wolkenfetzen. Sie schauen hin, blicken sich dann wieder an, lächelnd und mit blinzelnden Augen: Hoch in der flirrenden Luft, über der Wüstenei aus Trichtern, Schlamm, Tod, Verwesung und Grauen, jubiliert stark und hell und vergessenbringend eine wieder heimgekehrte Lerche —

Ausklang.

Diese Kapitel widme ich dem Gedächtnis aller Soldaten, die um Verdun litten, bluteten und starben. Besonders meinen ehemaligen Kameraden von der 78. Reserve-Infanterie-Division mögen diese Seiten Erinnerung sein an die blutigen Tage von August bis September 1917 im Chaume-Wald und am Vaux-Kreuz. Zur 78. Reserve-Infanterie-Division gehörten die Reserve-Infanterie-Regimenter 258, 259 und 260.

Die 7. Kompanie Reserve-Infanterie-Regiment 258, deren ersten Zug zum Sturm auf die Vaux-Kreuz-Höhe ich zu führen die Ehre hatte, verlor am 24. September 1917, zwischen 5.30 Uhr und 5.45 Uhr, im Frontabschnitt „Vaux-Kreuz" bei der Wegnahme mehrerer feindlicher Stellungen auf dem Gipfel des Bergrückens, im Wirbel des Sperrfeuers, im Kichern der Maschinengewehre, im Toben der Hand- und Gewehrgranaten, fast 60 vom Hundert ihres Bestandes — —

20 Jahre später:
Nachtmarsch zu unseren toten Brüdern.

Am 12. Juli 1936 um die Mittagszeit verließen wir das Reichsgebiet bei Saarbrücken. Voller Erwartungen unternahmen wir 500 deutschen Frontkämpfer diese Fahrt, die nicht nur zu unseren toten Brüdern führen sollte, sondern auch mit den Männern von der Gegenseite bekannt machen mußte. Wir haben sie gekannt, die Männer von der Gegenseite, den Stahlhelm auf dem Kopf, das Gewehr in der Faust, die Mündung eiskalt auf uns gerichtet. Und nun sollten wir sie sehen im schlichten Kleid des Bürgers und des friedliebenden Menschen, die Hände ausgestreckt zum Willkommengruß.

Zwei Stunden später rollte unser langer Sonderzug durch das ehemalige Kriegsgebiet. Wir erkannten unsere Etappendörfer, wir sahen die Straßen unserer Anmärsche zur Front, wir erblickten die Batteriestellungen, die Annäherungsgräben, die vordersten Linien, das Niemandsland und dann die französischen Stellungen. Die Zone der restlosen Zerstörung zog draußen an unseren Augen vorbei mit Häusertrümmern und Streichholzwäldern, in denen es wieder jung und stark grünte. Die Hitze des frühen Nachmittags lag zitternd über der Gegend. Dann kamen Trichterfelder, stellenweise von mannshohem Gebüsch überwuchert. Dahinter vermutete man noch stärkere Spuren des Krieges, eingestürzte Unterstände, Ausrüstungsgegenstände jeder Art, ja vielleicht noch manche Überraschung. Deshalb sahen wir auch überall große Schilder die vor dem Betreten des ehemaligen Kampfgebietes außerhalb der sicheren Straßen warnten. Dieses Land des Todes ist ebenso lebensgefährlich wie grauenvoll. Dicht am Tavannes-Rücken vorbei glitt unser Zug in den berüchtigten Tavannes-Tunnel. Hier ereignete sich vor nunmehr 20 Jahren, in der Nacht vom 4. zum 5. September 1916, das entsetzliche Unglück. Daran mußten wir denken bei der Durchfahrt dieser langen völlig dunklen Tunnelstrecke. Gleich hinter dem Ausgang blickten wir

geradeaus in die Maasniederung und sahen Verdun vor uns liegen.

Das also war Verdun, jenes Verdun, was wir vor genau 20 Jahren so verbissen und so blutig berannten! Nur wenige unserer Kameraden durften damals aus der Ferne diese Türme und Dächer und die grünen Wälle der Zitadelle erblicken, wir standen still an den Abteilfenstern. Einige nahmen die Kopfbedeckungen ab. Es war ein feierlicher Augenblick. Und dann rollte der Transport langsam in den Bahnhof von Verdun. Hier auf dieser Stelle, auf der unser Transportzug nun hielt, fuhr damals, am 21. Februar 1916, eine 42 cm-Granate in das Erdreich, riß Schienen und Schwellen und Steine empor und bildete den Anfang des ehernen Gebrülls, das schier ein Jahr lang bei Tag und bei Nacht in diesem Abschnitt nie mehr verstummen sollte.

Inzwischen war der Abend angebrochen. Es war just die Zeit der Ablösungen zwischen Tag und Dunkel, eine endlose Reihe von Omnibussen verließ die Stadt Verdun. In rascher Fahrt ging es aufwärts über die Maashöhen zur ehemaligen Front. Wir fuhren die Straße, die vor 20 Jahren Hunderttausenden als Anmarschweg diente, wir rückten näher in die Zerstörungszone hinein, kamen an Geschützdeckungen vorbei. Die Front schlief. Nur das Rattern der Motoren durchbrüllte die sinkende Nacht; und als wir Fleury hinter uns hatten, stiegen wir aus, denn von hier ab begann der Pilgerzug zu den Toten des größten Schlachtfeldes aller Zeiten.

Durcheinander, nebeneinander marschierten wir nun, Deutsche und Franzosen, Italiener und Amerikaner, Briten und Belgier. Vor uns, jenseits der Mulde des ehemaligen Caillette-Waldes strahlte hell und weithin sichtbar das Scheinwerferlicht über dem riesigen Gebeinhaus des Douaumont. Etwas weiter im Hintergrund sahen wir das Fort selbst, diese von Scheinwerfern beleuchtete Masse des Sargdeckels. Ganz rechts war's, das angestrahlte Fort Vaux. Links von uns leuchtete es auf Fort Souville. Und wir, die Schweigsamen, marschierten zwischen diesen Brennpunkten der Schlacht. Wir schritten dahin auf der Straße des Todes

zum Douaumont. Unsere Schuhe schlurften. Tausende Schritte malmten den vom Regen aufgeweichten Boden. Hin und wieder war's ein Fetzen Trauermusik, mit dem Nachtwind hergeweht, durch irgendeinen Lautsprecher über das Schlachtfeld verbreitet. Nur diese beiden Geräusche: das nicht mehr abbrechende Schlurfen und Stampfen der Füße und die vom Wind verwehte Totenklage. Hier, an der Stätte unseres Nachtmarsches, wurde damals jeder Quadratmeter Boden mit Blut getränkt. Hier verbluteten die besten Soldatenvölker der Erde, hier ist heilige Erde.

Stumm und barhäuptig schritten wir durch die Nacht und den leise rinnenden Regen. So waren ehedem unsere nächtlichen Ablösungen. So schritten wir dahin im Klirren von Schanzzeug, im müden Scharren der Füße, und so, wie es just drüben am Douaumont blitzte und wetterleuchtete, so umflammten damals viele Abschüsse die zerrissene Horizontlinie. Wir schritten dahin, stumm und still. Neben mir schritten zwei Franzosen in der ungezwungenen Reihe. Ein Handwerker aus Sedan und ein südfranzösischer Winzer, wie sie mir auf mein geflüstertes Befragen im Flüsterton mitteilten. Und vor mir schritten zwei Kanadier einträchtig in der Achterreihe mit drei Deutschen, zwei Belgiern und einem Franzosen. Einige Schritte weiter waren's Amerikaner neben Deutschen, und dann kamen wieder Franzosen und Deutsche, alle durcheinander. Hier marschierte der Frontsoldat.

Und dann waren wir vor dem Gebeinhaus, schwenkten eine breite Treppe hinan und betraten den gewaltigen Friedhof. Wir stellten uns ganz vorn auf, wo die Flamme der Erinnerung flackerte, das heilige Feuer, am Grabmal des unbekannten Soldaten entzündet und durch Frontkämpferstafetten bis hierher gebracht. Langsam schlug die Glocke vom Turm des Gebeinhauses, und dann schütterte ein Kanonenschuß über das Schlachtfeld hin. In den Sprachen der hier anwesenden Frontkämpfer legten die Tausende vor den Gebeinen der Toten den Schwur ab, den Weltfrieden zu halten und zu schützen. Und in allen Sprachen Europas hallte

es nacheinander weithin durch die Nacht: „Wir schwören es!" Und nun erlosch das Licht. Nur noch die kleine zuckende Flamme der Erinnerung brannte. Eine Minute galt dem Erinnern an die Toten. Weit und breit kein Laut. Einsam lag das gewaltige Schlachtfeld. Nur drüben vom Gräberfeld her war's für wenige Sekunden ein helles Frauenschluchzen, das rasch wieder abbrach. Der Nachtwind erhob sich mächtig und faßte in die Fahnentücher, straffte sie und ließ sie ausklatschen; und es war uns, als wehten über unseren Häuptern die Manen der toten Kameraden. Und im Gedenken sprachen wir ihre Namen und sahen sie im Geiste vor uns, jene, die damals so jung waren wie wir und nicht wiederkehrten.

Und nun sang ganz weit und hell und hoffnungbringend hinter uns ein Signal. Es war das französische Armeesignal „Feuer einstellen! Stopfen! Stopfen!" Es wurde aufgenommen, das Signal, es wurde weitergegeben. Zwei, vier und mehr Hornisten schmetterten es hell in die grausigstille Nacht. Es jauchzte und sang über den Gräben und war wie ein inbrünstiger Schrei nach Verständigung und Frieden. Nochmals durchbrüllte ein Kanonenschuß die Gegend um Verdun. Jäh flammt wieder das Licht auf. Und dann schritten wir stumm an den Gebeinen der 700000 unbekannten toten Verdun-Kämpfer vorbei, legten unsere Blumen und Kränze nieder und begaben uns langsam zurück in die Dunkelheit des weiten Schlachtfeldes. Der Regen rann, und wir dachten der gefallenen Brüder. Und es war eine Nacht, nicht anders als die vielen, vielen Todesnächte um Verdun, die wir stumm und ergeben durchlitten und durchstritten hatten.

Verzeichnis der benutzten Quellen.

M. Schwarte, „Der große Krieg 1914—1918". Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig und Walter de Gruyter u. Co. in Berlin.

Hermann Ziese-Beringer, „Der einsame Feldherr", die Wahrheit über Verdun. 2 Bände im Frundsberg-Verlag, Berlin 1934.

Cordt von Brandis, „Die Stürmer vom Douaumont". Traditionsverlag Kolk u. Co., Berlin 1934.

Eugen Radtke, „Douaumont, wie es wirklich war". Frundsberg-Verlag, Berlin 1934.

Hermann Wendt, „Verdun 1916". Verlag von E. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1931.

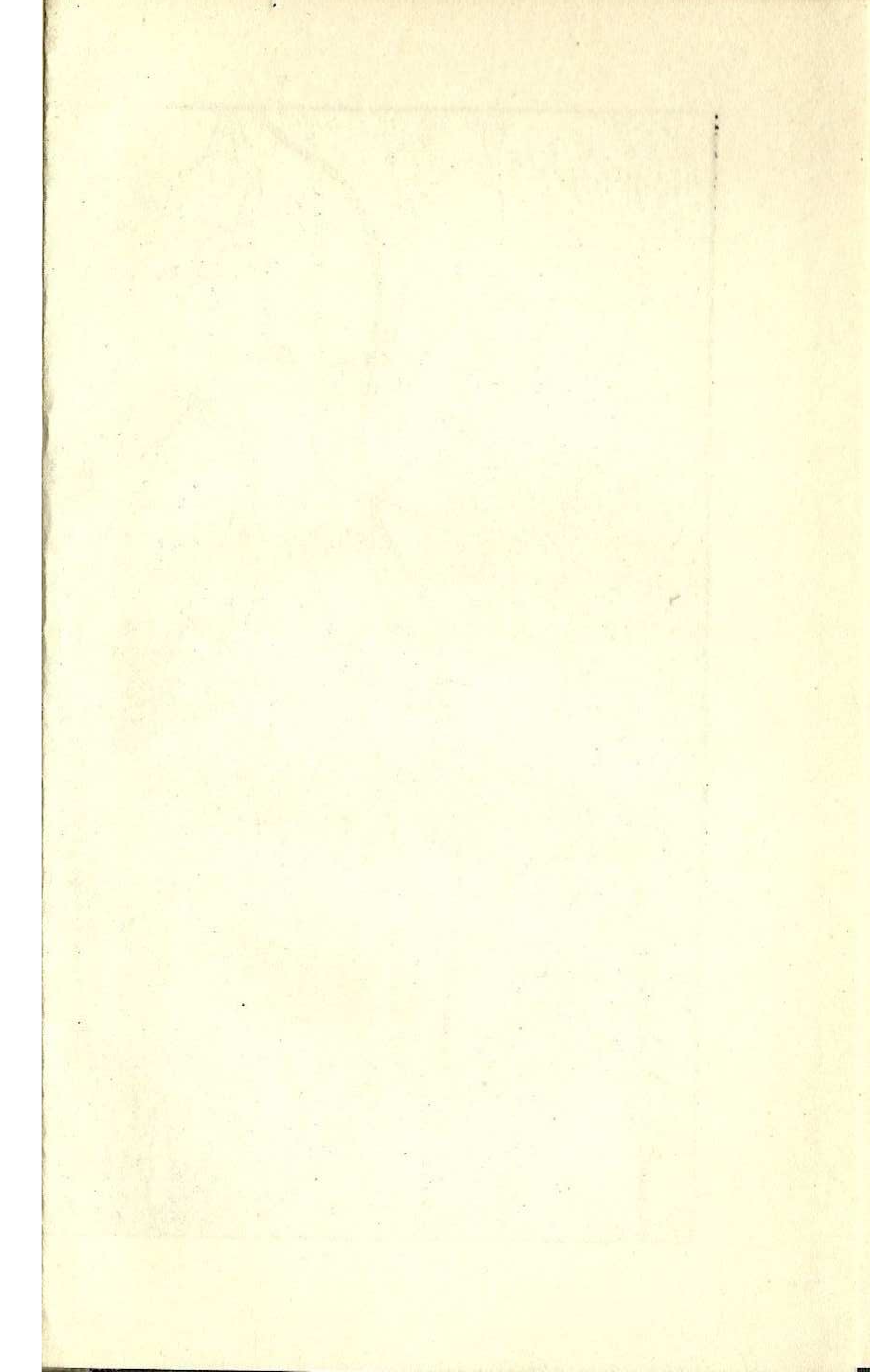
Dr. Wilhelm Ziegler, „Verdun". Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1936.

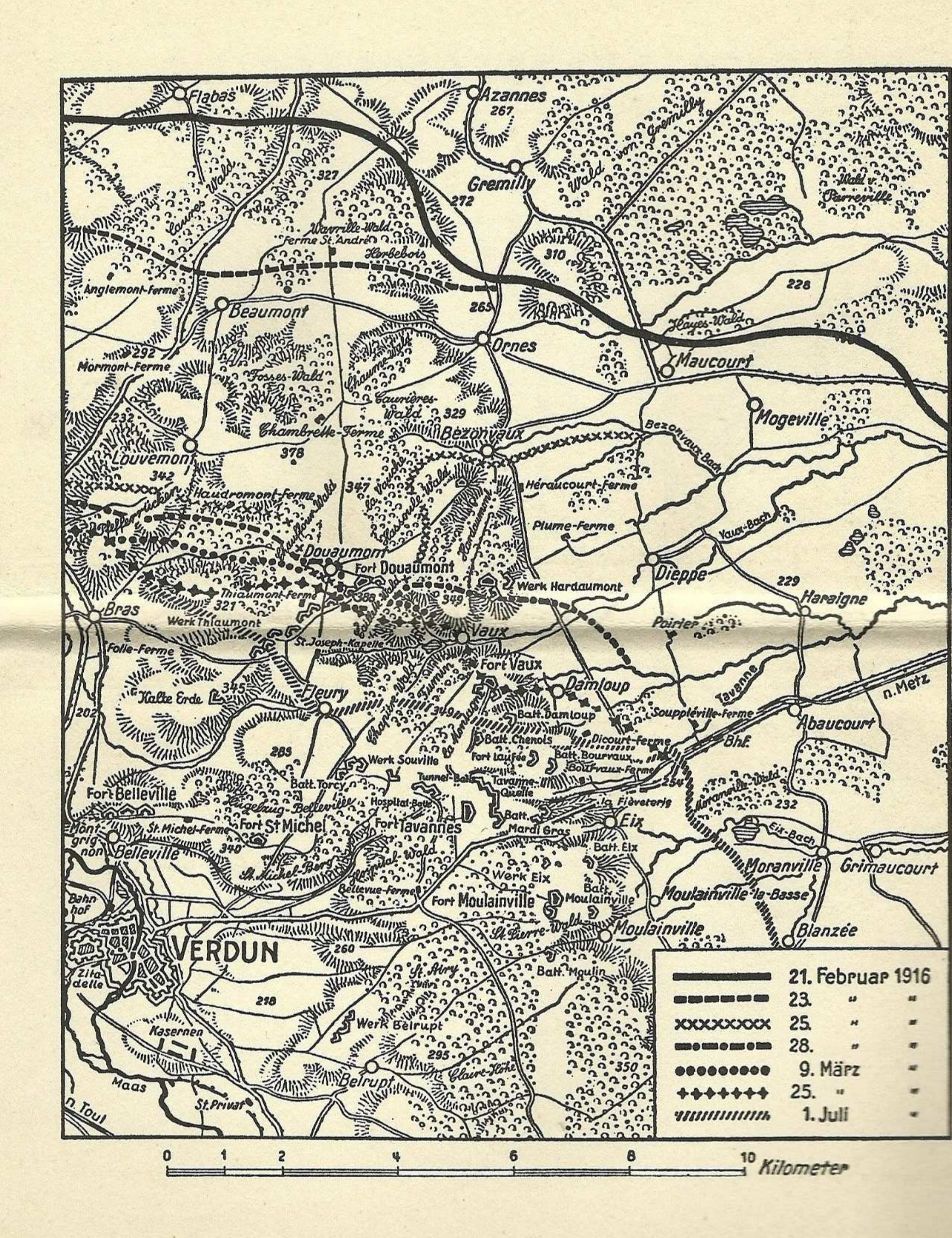
Generalleutnant Ernst Kabisch, „Verdun, Wende des Krieges". Vorhut-Verlag Otto Schlegel G. m. b. H., Berlin SW 68.

Josef Magnus Wehner, „Sieben vor Verdun, ein Kriegsroman". Albert Langen/Georg Müller, München 1935.

Cordt von Brandis — Walter Bloem, „Die Stürmer vom Douaumont". Traditionsverlag Kolk u. Co., Berlin SW 68.

Ferner einige Regimentsgeschichten.





Flabas
Azannes
267
Gremilly
272
327
Wald von Gremilly
Caures Wald
Wavrille-Wald
Ferme St. André
Herbebois
310
228
Anglemont-Ferme
Beaumont
265
Ornes
Hayes-Wald
Maucourt
292
Mormont-Ferme
Fosses-Wald
Chaume-Wald
Caurières-Wald
329
Mogeville
232
Chambrette-Ferme
Bezonvaux
Bezonvaux-Bach
Louvemont
378
342
Haudromont-Ferme
347
Héraucourt-Ferme
Plume-Ferme
Vaux-Bach
Douaumont
Fort Douaumont
Dieppe
Werk Hardaumont
229
Thiaumont-Ferme
321
388
349
Haraigne
Bras
Werk Thiaumont
Vaux
Poirier
St. Joseph-Kapelle
Folie-Ferme
Fort Vaux
Tavanne
Damloup
n. Metz
Kalte Erde
345
Fleury
202
Soupplèville-Ferme
Abaucourt
Batt. Damloup
Batt. Chenois
Dicourt-Ferme
283
Bhf.
Werk Souville
Fort Laufée
Batt. Bourvaux
Bourvaux-Ferme
Tunnel-Batt.
Tavanne-Quelle
Fort Belleville
Batt. Torcy
Hospital-Batt.
La Fièvéterie
232
Batt. Mardi Gras
Fort St Michel
Fort Tavannes
Eix
St. Michel-Ferme
Mont-grignon
Belleville
340
Batt. Eix
Eix-Bach
Moranville
Grimaucourt
St. Michel-Berg
Hospital-Wald
Werk Eix
Bellevue-Ferme
Bahnhof
Fort Moulainville
Batt. Moulainville
Moulainville-la-Basse
St. Pierre-Wald
Moulainville
Blanzée
VERDUN
260
Zitadelle
St. Airy
Batt. Moulin
218
Kasernen
Werk Belrupt
295
350
Claire-Höhe
Maas
Belrupt
St. Privat
n. Toul
21. Februar 1916
23. " "
25. " "
28. " "
9. März "
25. " "
1. Juli "
0 1 2 4 6 8 10 Kilometer

